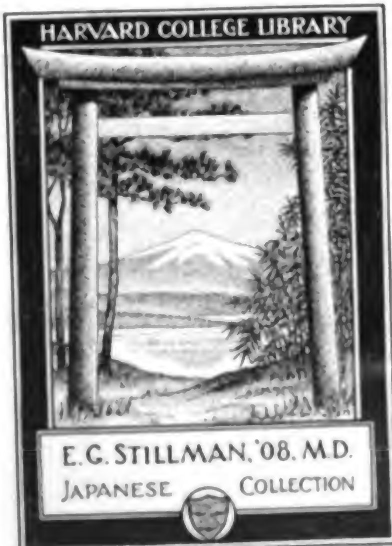

HARVARD COLLEGE LIBRARY
E. G. STILLMAN, '08, M.D.
JAPANESE COLLECTION

DIE

PREUSSISCHE EXPEDITION

NACH

OST-ASIEN.

ERSTER BAND.

DIE

PREUSSISCHE EXPEDITION

NACH

OST-ASIEN.

NACH AMTLICHEN QUELLEN.

ERSTER BAND.

MIT XII ILLUSTRATIONEN UND II KARTEN.

BERLIN MDCCCLXIV.

VERLAG DER KÖNIGLICHEN GEHEIMEN OBER-HOFBUCHDRUCKEREI
(R. v. DECKER).

EINLEITUNG.

Das Bedürfniss einer eigenen diplomatischen Vertretung in den ost-asiatischen Reichen besteht für Preussen und die Zollvereins-Staaten seit langer Zeit. Schon im Jahre 1843 wurde die Aufmerksamkeit der königlichen Regierung auf die für den deutschen Handel in Ost-Asien zu erwartenden Vortheile geleitet und der Vorschlag zur Gründung einer grossen Handelssocietät gemacht, die ihre Niederlage in Singapore hätte, mit der Aussicht die directen Operationen auch auf China auszudehnen, sobald auf diplomatischem Wege der preussischen Flagge in den geöffneten Häfen dieses Reiches dieselben Rechte zugesichert wären wie der britischen. Der Antrag, eine imposante Ambassade nach Ost-Asien zu senden, war damals nicht zeitgemäss. Im Jahre 1844 liefen nach den englischen Schiffahrts-Registern nur ein preussisches, ein hamburger und ein bremer Schiff in Wampoa, dem Hafen von Canton, ein, und selbst 1846 kamen nur ein bremer und ein hamburger Schiff mit Ladungen aus Liverpool und Hongkong nach dem damals aufblühenden Hafen Schanghai. Die deutsche Schiffahrt begann erst einigen Aufschwung in den indischen und chinesischen Meeren zu nehmen, als im Jahre 1848 durch einen Act der königlich grossbritannischen Regierung alle fremden Schiffe den englischen für die Ein- und Ausfuhr

von und nach den ostindischen Häfen — ausser bei Befrachtung mit Salz und Opium — gleichgestellt wurden. Das Bedürfniss nach eigenen diplomatischen Vertretern mit richterlicher Befugniss machte sich seit der Zeit bei den in China verkehrenden Deutschen mehr und mehr fühlbar. Die Geschäftsverbindungen nahmen nach den Berichten ausgesendeter Handels-Agenten in grossem Maassstabe zu, aber der Mangel eigener Jurisdiction versetzte die Unterthanen tractatloser Mächte in China in eine sehr unvortheilhafte Lage; ihre Stellung drohte bei dem schnell wachsenden Verkehr unhaltbar zu werden.

Das Jahr der grossen Weltausstellung in London 1851 und die folgenden bezeichnen einen Umschwung in den Verhältnissen des Welthandels. Ueberall tauchten liberalere Grundsätze auf, die internationalen Beziehungen wurden lebhafter und der Unternehmungsgeist brach sich Bahn nach allen Seiten. Der zunehmende Verbrauch chinesischer Erzeugnisse, die rasche Entwickelung der Niederlassungen in Australien und an der Westküste Nordamerika's, die Unternehmungen der Wallfischfänger und Pelzjäger, die von der niederländischen Regierung angenommene liberale Colonialpolitik, die Eröffnung einer anscheinend unerschöpflichen Quelle von Reiszufuhren aus Hinter-Indien, der durch Uebervölkerung und politische Umwälzungen gesteigerte Auswanderungsdrang der Chinesen gaben damals den Küstenländern des Stillen Oceans eine commercielle Bedeutung, an die noch wenige Jahrzehnte vorher nicht gedacht werden durfte. In der westlichen Welt erweckten die Fortschritte der Humanität und Bildung, die starke Zunahme der Bevölkerung und der aufblühende Wohlstand immer lebhafter das Bedürfniss nach Kraftäusserung und Ausbreitung im Raume; der allgemeine

Verkehr der Nationen und der freie Austausch ihrer Erzeugnisse wurden zur Nothwendigkeit. — Im Süden von China hatten die Engländer festen Fuss gefasst; sie zwangen die Mandschu-Herrscher, ihrer alten Politik zu entsagen, und errangen sich, trotz dem heftigsten Widerstreben der Mandarinen-Regierung, theils auf friedlichem, theils auf kriegerischem Wege allmälich die Stellung, zu der die civilisirten Völker des Westens durch ihre Macht und überlegene Bildung berechtigt sind. Von Norden her schob Russland seine Colonieen und Militärposten immer weiter vor und erlangte die Abtretung ausgedehnter und für die Beherrschung des nördlichen Stillen Meeres sehr günstig gelegener Landstriche. In Japan, das sich seit zweihundert Jahren allem Verkehr mit fremden Nationen verschlossen hatte, brachen 1854 Amerika und Russland die Bahn; gleich darauf schlossen auch England, Frankreich und Holland dort Freundschafts- und Schiffahrtsverträge. In kurzen Jahren fiel eine Schranke nach der anderen, und schon 1858 erlangten alle in Ost-Asien vertretenen Mächte unter dem Einfluss der englisch-französischen Siege in China Handelstractate, die mehrere Häfen des entlegenen Inselreiches dem freien Geschäftsverkehr dieser Nationen öffneten, ihnen das Recht der diplomatischen Vertretung und des ausgedehntesten Schutzes ihrer Unterthanen in allen rechtmässigen Ansprüchen gesitteter Völker verliehen.

Der Handel und die Rhederei der norddeutschen Staaten machten in diesen Jahren ohne den Rückhalt eigener internationaler Verträge und ohne die Vorführung einer eigenen schutzbereiten Marine bedeutende Fortschritte. Es lag damals noch nicht in der Handelspolitik der ostasiatischen Staaten, nachdem sie ihre Häfen fremden Schiffen

und Waaren einmal geöffnet hatten, zwischen der Nationalität der Schiffe und der Herkunft der Waaren zu unterscheiden, und solchen europäischen Staaten gegenüber, mit welchen sie keine Verträge abgeschlossen, andere Grundsätze geltend zu machen, als wozu sie dem einen oder dem anderen gegenüber sich hatten bereit finden lassen. Aber selbst in Fällen, wo es auf Anrufung gesandtschaftlichen oder consularischen Schutzes ankam, der nicht füglich anders als auf Grund völkerrechtlicher Verträge in Anspruch genommen werden kann, brachte es in den ersten Jahren des Verkehrs die Solidarität der europäischen Interessen mit sich, dass die Repräsentanten der Vertragsmächte sich gern und aus eigenem Antriebe der Unterthanen anderer Staaten annahmen. Bei dem gesteigerten Verkehr hingegen stellten sich Uebelstände heraus, die für beide Theile immer fühlbarer wurden. Die Fortschritte des deutschen Handels und namentlich der deutschen Rhederei mussten mit der Zeit die Eifersucht der anderen Nationen erwecken, die Solidarität der Interessen mit der gesteigerten Concurrenz aufhören. Die Deutschen nahmen nur eine geduldete Stellung ein und waren niemals sicher, ihre Rechte geltend machen zu können. Auf der anderen Seite klagten die Vertreter der Vertragsmächte laut und wiederholt darüber, dass die in den geöffneten Häfen verkehrenden Deutschen keinerlei Jurisdiction unterworfen und für ihre Handlungen keiner vorgesetzten Behörde verantwortlich wären.

Es lag vor Allem in der Natur der Sache, dass diejenigen Vortheile, welche unser Handel, unsere Schiffahrt und Industrie sich mittelbar aus den Berechtigungen anderer Nationen herleitete, zu unsicher erschienen, um der Gegenstand einer ausgedehnten soliden Speculation werden zu können, und dass die neuerschlossenen Märkte

erst dann als uns zuständig gelten könnten, wenn ihre Benutzung unter dem anerkannten Schutze der eigenen Regierung stände. Unsere Rhederei bewegte sich schon seit längerer Zeit nicht mehr ausschliesslich in dem früher herkömmlichen engen Kreise von Unternehmungen, machte vielmehr seit Jahren erfolgreiche Anstrengungen, auch jene entlegenen Welttheile in den Bereich ihrer Operationen zu ziehen. Sie konnte das allerdings nur in der Voraussetzung thun, dass die Regierung nicht säumen würde, ihr schützend zur Seite zu treten, da ja auch die Handelsschiffe anderer maritimen Nationen des Beistandes ihrer Regierungen nicht entbehren können. Das Bewusstsein, dass es der Stellung Preussens nicht angemessen sei, seine Unternehmungen unter dem Schutze fremder Nationalitäten, ihrer Gesandten und Kriegsflotten auszuführen, war auch bei unseren in Ost-Asien ansässigen Landsleuten wach geworden, und die vielfachen Anregungen von da zum Abschluss von Handels- und Schiffahrtsverträgen liessen deutlich erkennen, dass der Handelsstand in jenen Gegenden nationales Selbstgefühl genug besass, um das Auftreten der vaterländischen Regierung neben den Unternehmungen anderer Staaten als ein Bedürfniss zu empfinden.

Auf diese Wahrnehmungen und Thatsachen fussend glaubte die preussische Regierung mit der Anbahnung vertragsmässiger Beziehungen zu den ost-asiatischen Reichen nicht länger zögern zu dürfen, und beschloss eine handelspolitische Mission dahin zu entsenden, deren Zweck wäre, von den Regierungen jener Länder ähnliche Zugeständnisse zu erlangen, wie solche den übrigen westlichen Nationen gemacht worden waren. Geleitet von königlichen Kriegsschiffen, welche dabei erwünschte Gelegenheit fänden, die preussische Kriegsflagge in fernen Gegenden zu zeigen

und ihre Führer und Mannschaften mit Erfahrungen zu bereichern, sollte die Mission sich nach Japan, China und Siam begeben, das Terrain in wissenschaftlicher und commercieller Beziehung erforschen, und den Abschluss von Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträgen herbeizuführen suchen.

Am 9. August 1859 wurde der Plan über die abzuschliessenden Verträge, das Personal der Gesandtschaft und ihr beizugebender Fachmänner, über die Stärke und Ausrüstung des Geschwaders, die mitzugebenden Waarenproben und Geschenke, die Kosten, und die von den Hansestädten beantragte Betheiligung an den Verträgen entworfen. Dieser Plan wurde Allerhöchsten Orts zur Bestätigung vorgelegt und mittelst Cabinetsordre vom 15. August 1859 genehmigt. Der Legationsrath Graf Friedrich zu Eulenburg wurde unter Ernennung zum Ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister bei den Höfen von China, Japan und Siam an die Spitze der Expedition gestellt. Seine Vollmachten wurden zugleich für die inzwischen davon in Kenntniss gesetzten und zur Einsendung von Waarenmustern aufgeforderten Zollvereins-Staaten, für die Grossherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz und für die drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck ausgefertigt, welche in die mit den ost-asiatischen Reichen abzuschliessenden Verträge aufgenommen zu werden wünschten. Der Graf zu Eulenburg wurde zugleich mit Ausarbeitung der für diese Mission nothwendigen Instructionen, der Beschaffung von Geschenken und den übrigen für die schleunige Entsendung des Geschwaders zu treffenden Vorbereitungen und Maassnahmen beauftragt, welche die Allerhöchste Genehmigung erhielten. Dem preussischen Landtage wurde der Plan und Kostenanschlag des

Unternehmens im März 1860 vorgelegt; beide Häuser bewilligten die für die Expedition erforderlichen ausserordentlichen Mittel.

Das Expeditionsgeschwader sollte ursprünglich aus drei Schiffen, der Dampfcorvette Arkona, der Segelfregatte Thetis und dem Kriegsschooner Frauenlob bestehen; diesen wurde noch das ausdrücklich für diesen Zweck in Hamburg angekaufte Clipper-Fregattschiff Elbe hinzugefügt, welches einen grossen Theil der Geschenke und Waarenproben, ferner Proviant und Kohlenvorräthe an Bord nahm. Auf der Elbe wurde auch die in Hamburg erstandene Dampfbarcasse Vesta eingeschifft, welche zum Schleppen der Boote in heissen Gegenden und zur Vermittelung des Verkehrs der Kriegsschiffe untereinander und mit der Gesandtschaft dienen sollte.

Das Personal der Expedition bestand, soweit dasselbe nicht der königlichen Marine angehörte, aus

dem Gesandten Grafen Friedrich zu Eulenburg;
dem Legations-Secretär Pieschel;
den Gesandtschafts-Attaché's
  von Brandt,
  von Bunsen,
  Grafen August zu Eulenburg, Lieutenant im 1. Garde-Regiment zu Fuss;
den Naturforschern
  Regierungsrath Wichura für Botanik,
  Dr. von Martens für Zoologie,
  Dr. Freiherr von Richthofen für Geologie;
dem landwirthschaftlichen Sachverständigen Dr. Maron;
dem Maler A. Berg;
dem Zeichner W. Heine;
dem Photographen Bismark;

dem botanischen Gärtner Schottmüller;
den preussischen Kaufleuten Grube, Jakob und Commerzienrath Wolff;
dem Bevollmächtigten der sächsischen Handelskammer, Kaufmann Spiess.

Von dem genannten Civilpersonal schifften sich der Legations-Secretär Pieschel, der Regierungsrath Wichura, Dr. von Martens, die Kaufleute Jakob und Grube und der Gärtner Schottmüller auf der Thetis, Dr. Maron und der Photograph Bismark auf der Elbe ein, während der Gesandte und die übrigen Expeditionsmitglieder sich auf dem Ueberlandwege über Suez und Ceylon nach Singapore begaben.

Die Dampfcorvette Arkona — von 2320 Tonnen — ist auf der königlichen Werft zu Danzig in den Jahren 1856 bis 1858 gebaut. Ihre Armirung bestand während der ost-asiatischen Expedition aus 1 Sechsunddreissigpfünder I. Classe, 6 Achtundsechszigpfündern und 20 Sechsunddreissigpfündern II. Classe, die Bemannung mit Einschluss des Stabes aus 319 Köpfen.

Die Segelfregatte Thetis — von 1533 Tonnen — ist 1846 in Plymouth gebaut und durch Kauf in den Besitz der preussischen Regierung übergegangen. Ihre Armirung bestand aus 32 Dreissigpfündern und 6 Achtundsechszigpfündern, Stab und Bemannung aus 333 Köpfen.

Der Schooner Frauenlob — von 95 Tonnen — war in den Jahren 1853 und 1854 aus den Mitteln der Stiftung »Frauengabe« gebaut, seine Armirung 1 Dreissigpfünder, die Equipage mit dem Stabe 41 Mann stark.

Das in Hamburg gebaute Transportschiff Elbe wurde mit 6 Sechspfündern armirt; Stab und Mannschaft betrugen 47 Köpfe.

Der zum Chef des ost-asiatischen Geschwaders ernannte Capitän zur See Sundewall, welchem für die Dauer der Expedition der Rang eines Commodor verliehen wurde, hisste seinen Stander auf der Arkona. Das Commando der Thetis erhielt der Capitän zur See Jachmann, das des Frauenlob der Lieutenant zur See I. Classe Rehtzke, das der Elbe der Lieutenant zur See I. Classe Werner.

Thetis und Frauenlob verliessen schon am 25. October 1859 die Rhede von Danzig. Die Ausrüstung der Arkona, welche gleich nach den Probefahrten auf Erlass des königlichen Obercommando's vom 17. October am dreiundzwanzigsten desselben Monats zu Danzig in Dienst gestellt wurde, machte grosse Schwierigkeiten und konnte nur langsam von Statten gehen, da die zu dieser Jahreszeit auf der Danziger Rhede wehenden Winde die Communication mit dem Lande sehr erschwerten. Häufig konnten die Boote nicht an Bord zurückkehren; die Bordinge lagen oft Tage lang unweit des Schiffes vor Anker, ehe das Wetter erlaubte sie längsseit zu holen. Eben so hindernd waren die eintretenden Fröste, in Folge deren die Communication auf der Weichsel aufhörte, die Ausrüstungsgegenstände per Achse von Danzig nach Neufahrwasser gebracht und hier in Boote umgeladen werden mussten. Die Zimmermannsarbeiten erlitten gleichfalls viele Unterbrechungen, da die an Bord geschickten Arbeiter einmal seekrank waren und ein anderes Mal vor Kälte nicht arbeiten konnten. Die Ausrüstung wurde unter Leitung des Capitän Sundewall, welcher das Commando gleich nach der Indienststellung übernommen hatte, nach Möglichkeit gefördert; Anfangs December war die Arkona seeklar und trat am elften desselben Monats die Reise nach England an.

Thetis und Frauenlob trafen am 12. November 1859 auf der Rhede von Spithead ein. Sie lagen dort, auf Befehle wartend, bis zum 15. März 1860. Arkona hatte in der Nordsee einen Sturm von der äussersten Heftigkeit zu bestehen und erlitt bedeutende Havarien. Sie kam den 26. December 1859 auf der Rhede von Margate und am 10. Januar 1860 vor Southampton an, wo erhebliche Reparaturen vorgenommen und die Einrichtungen des Schiffes vervollständigt wurden. — Thetis und Frauenlob verliessen die englischen Küsten am 15. März und ankerten am dreissigsten auf der Rhede von Funchal (Madera), gingen von da am 12. April wieder in See und trafen am 18. Mai in Rio de Janeiro ein. — Arkona verliess am 8. April Southampton und am zwölften Spithead, lief am neunzehnten Madera und am 23. April Santa-Cruz auf Teneriffa an, und erreichte Rio de Janeiro am 24. Mai. Von da stachen die drei Schiffe am 5. Juni in See. Im südatlantischen Ocean erhielt Frauenlob vom Flaggschiffe den Befehl, die Reise nach Singapore allein fortzusetzen, während Arkona und Thetis bis zur Sunda-Strasse zusammen segelten. Dort setzte Arkona bei eintretender Windstille unter Dampf die Reise fort, berührte am 23. Juli Anyer auf Java und ging am sechsundzwanzigsten desselben Monats vor Singapore zu Anker. Thetis erreichte Anyer am Abend des 24. Juli und ankerte am dreissigsten vor Singapore, wo am 5. August auch Frauenlob eintraf.

Singapore war der letzte von Frauenlob berührte Hafen; er ging am 13. August von da mit Arkona zugleich in See und sollte mit derselben bis Yeddo segeln. In der Nacht zum 2. September riss beim plötzlichen Ausbruche eines Sturmes die Trosse, an welcher das Flaggschiff,

unter Dampf, den Schooner in der Windstille schleppte; bei Tagesanbruch war er schon ausser Sicht. Arkona selbst gerieth bei dem furchtbaren Orkan in grosse Gefahr; von Frauenlob und seiner braven Bemannung ist trotz allen Nachforschungen nie wieder eine Spur entdeckt worden. —

Die Elbe wurde am 8. Januar 1860 zu Hamburg in Dienst gestellt und ging am 7. März in See. Sie traf am zehnten desselben Monats vor Spithead und am neunzehnten in Southampton ein, lichtete am 5. April wieder die Anker und segelte, Madera und Lancerote berührend, nach Santa-Cruz auf Teneriffa, verliess diesen Hafen am 8. Mai und erreichte am 1. August Anyer, am 7. August die Rhede von Singapore.

Sämmtliche Schiffe hatten in verschiedenen Breiten der Meere südlich vom Cap der Guten Hoffnung schwere und anhaltende Stürme zu bestehen, in welchen sich die junge Mannschaft vortrefflich bewährte und einen erheblichen Grad von Uebung und Gewandtheit erlangte.

Seine volle Gestaltung gewann das Unternehmen erst in Singapore, wo der Gesandte und die anderen über Land gereisten Mitglieder am 2. August 1860 eintrafen.

Nach Beendigung der Expedition beschloss die königliche Regierung, deren Erlebnisse, Bestrebungen und Leistungen, sowie die gewonnenen Erfolge und Erfahrungen durch Herausgabe eines umfassenden Werkes zur öffentlichen Kenntniss und Anschauung zu bringen. Dieses Werk zerfällt in drei Abtheilungen, welche, einander ergänzend, jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden, nämlich:

Einen allgemeinen beschreibenden Theil unter dem Titel: »Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Aus amtlichen Quellen«.

Einen rein wissenschaftlichen Theil, die Berichte der der Gesandtschaft beigegebenen Fachgelehrten enthaltend.

Eine Reihe landschaftlicher Darstellungen aus den ost-asiatischen Reichen, unter dem Titel: »Ansichten aus Japan, China und Siam«.

Diese drei Werke sollen gleichmässig gefördert werden und in einzelnen Bänden und Heften so schnell erscheinen, als die Ausdehnung des Unternehmens und die vorhandenen Kräfte gestatten.

Berlin, im Juni 1864.

INHALT.

EINLEITENDES ZUM VERSTÄNDNISS DER JAPANISCHEN ZUSTÄNDE.

REISEBERICHT.

VERZEICHNISS

UND

ERKLÄRUNG DER ILLUSTRATIONEN.

Bei Singapore.

Malaiische Hütten am Sumpf. S. S. 200. Die Palmen sind Cocos nucifera und Areca Catechu.

Tempel bei Kanagava.

Erwähnt S. 276. Der hier dargestellte ist ein Sinto-Tempel mit Strohdach, während die von den Consuln bewohnten meist buddistische Tempel waren. Der grosse Baum auf der Höhe ist ein Matsu, Pinus Massoniana.

Thor der Ringmauer des Taïkūn-Palastes.

Beschrieben S. 289. Im Hintergrunde die Façade und der Feuerwachtthurm eines Yamaske.

In Yeddo.

Illustration zur Beschreibung der Vorstädte S. 297 und specieller SS. 331 332. Links im Vordergrunde die Ecke eines Yamaske, rechts ein feuerfestes Gebäude und eine Polizeiwache. Eine zweite liegt gegenüber jenseit der Brücke; sie sind kenntlich an den grossen hölzernen Laternen. Das hohe Dach rechts in der Ferne ist der von dem amerikanischen Minister-Residenten bewohnte Tempel.

Tempel O-Yawuts.

Zur Beschreibung der Vorstädte S. 297. Dieser Tempel mit feuerfestem Hintergebäude liegt in der Nähe von Akabane. Unter und vor der Eingangshalle hangen Papierlaternen, zwischen den Pfeilern des Vordaches ein Gong mit herabhangendem Seile zum Anschlagen. Unter dem Dach sind Tafeln mit Weisheitssprüchen angebracht. Vor dem Tempeleingang stehen Wasserzuber und Steinlaternen von herkömmlicher Form, weiter rechts ein von vier geneigten Pfeilern getragenes Schutzdach, darunter ein bronzener Wasserkübel zur Reinigung vor dem Eintritt in das Heiligthum. Der Zugang dieses Tempels ist auf dem ersten Blatt der »Ansichten aus Japan, China und Siam« dargestellt.

Daimio-Hof. Yedo.

Das Yasiki des Fürsten von Yamato in der Nähe von Sinagawa. Man sieht nur die kasernenartigen Wohngebäude der Trabanten, von Charmillen umgeben, einige Vorrathshäuser und einen Feuerwachtthurm. Das Wohnhaus des Herrn liegt versteckt. In der Ferne die Rhede mit einem der Forts. S. SS. 267 und 425.

Theebude. Yedo.

Die hier dargestellte Palme ist Chamaerops excelsa, erwähnt S. 331. Theebuden dieser Art giebt es in allen Vorstädten und an den Landstrassen.

Buddabild und Bambuspflanzung.

Vom Wege nach Ikegami und Senzoku. S. S. 332.

Glockenhaus Ikegami.

Beschrieben S. 336. Die Nadelbäume neben und hinter dem Gebäude sind links ein Sugi, Cryptomeria japonica, und daneben ein Matsu, Pinus Massoniana.

Theehaus. Senzoku.

Beschrieben S. 337.

Japanische Dschunken.

S. S. 345. Das Segel der vorderen Dschunke ist aus Strohmatten gebildet.

Tempelvorhof. Yedo.

Der S. 346 beschriebene Tempelhof im Hondjo.

RECHTSCHREIBUNG

UND

AUSSPRACHE DER AUSSEREUROPÄISCHEN WORTE UND NAMEN.

Alle in dieser Arbeit vorkommenden aussereuropäischen Worte und Namen sind, sofern dieselben nicht schon in europäische Sprachen übergegangen sind und durch den Gebrauch eine bestimmte Orthographie angenommen haben, ihrem Klange nach vermittelst der von Professor Lepsius in seinem »Standard Alphabet« (2. Ausgabe, Berlin London 1863) aufgestellten Buchstaben und diakritischen Zeichen ausgedrückt. Um diese von den gewöhnlichen Lettern des Textes zu unterscheiden und als Schriftzeichen des Standard Alphabet kenntlich zu machen, werden sie als Capitälchen gedruckt. Das folgende Verzeichniss nennt die Aussprache und Bedeutung der in dem ersten Bande vorkommenden Buchstaben und Zeichen.

Die Vocale haben, sofern sie nicht mit diakritischen Zeichen versehen sind, den im Deutschen gewöhnlichen Klang. Länge und Kürze werden durch die gebräuchlichen Zeichen ¯ und ˘ ausgedrückt, die getrennte Aussprache zweier Vocale eines Diphthongen durch das Trema ¨. Unter den Consonanten haben die Buchstaben B, D, F, G, H, K, L, M, N, P, T dieselbe Aussprache wie im Deutschen.

R lautet wie das Zungen-R des Englischen und Italienischen (very, rabbia);
S wie das scharfe französische S (savoir, sûr);
V wie das V des Englischen und der romanischen Sprachen (Vision, Verdad, Voce);
W wie das englische W (water, William);
Z wie das englische und französische Z (zeal, zèle);
Ṅ lautet wie ng in Enge, Strang;
Ṙ wie das Gaumen-R deutscher und französischer Dialecte;
Š wie das deutsche Sch (Schuld);
Ž wie das französische J (jardin).

EINLEITENDES

ZUM

VERSTÄNDNISS DER JAPANISCHEN ZUSTÄNDE.

Es ist unmöglich das Wesen einer Nation zu erfassen, ohne ihre Religion, Geschichte und Sprache, und die leitenden Ideen ihrer Existenz zu kennen: daher erscheinen Völker, deren Cultur auf verschiedenen Grundlagen beruht, einander bei der ersten Berührung meist sonderbar und unbegreiflich. Die Gegensätze der äusseren Lebensgewohnheiten treten scharf hervor; was dem einen ganz natürlich, weil seit Jahrhunderten eingelebt und anerzogen ist, erscheint dem andern widerstrebend und abgeschmackt. So geht es uns mit den meisten ostasiatischen Völkern und vor allen mit den Japanern.

Ihre ganze Gesittung ist von der unseren so grundverschieden, dass der Europäer sich dort auf ein anderes Gestirn versetzt glaubt. Japan hinterlässt dem flüchtig Reisenden den Eindruck eines bunten Bilderbuches voll wunderlicher Scenen ohne Text; daher denn alle die abenthenerlichen Berichte, die nur deshalb so mährchenhaft und unbegreiflich klingen, weil uns der Zusammenhang der Erscheinungen und der Schlüssel zu ihrem Verständniss fehlt. Aber selbst begabte Männer, die jahrelang in Japan gelebt und in genauen Beziehungen zu den Eingeborenen gestanden haben, bekennen in der Beurtheilung der Zustände wenig vorgeschritten zu sein. Bei tieferem Eindringen knüpfen sich Räthsel auf Räthsel, und wenige lösen sich; überall stösst man auf unerklärliche Widersprüche. Der Grund dieser Unklarheit liegt in unserer unvollkommenen Kenntniss der japanischen Sprache und Schriften und der sittlichen und religiösen Fundamente ihrer Cultur, die Schwierigkeit sie zu bemeistern in der Verschlossenheit der Japaner.

Das japanische Volk hatte sich von Anfang an, wenn auch mit Zuziehung fremder Elemente, selbstständig entwickelt und zu einer bedeutenden Stufe der Gesittung aufgeschwungen: da erschienen im sechszehnten Jahrhundert die Europäer und brachten Ideen und

Anschauungen in das Land, die mit den einheimischen Zuständen unvereinbar waren. Gewann damals das christliche Element die Oberhand, so war es um die Eigenthümlichkeit und politische Selbstständigkeit Japans geschehen. Eines musste weichen. Aber grade zu dieser Zeit kam nach langen Umwälzungen und inneren Kriegen das Regiment des Landes wieder in eine kräftige Hand. Der Machthaber hemmte den Fortschritt der Fremden, und seine Nachfolger verbannten sie gänzlich aus dem Reiche. Nur durch ein System der vollständigen Abschliessung nach aussen und der durchgreifenden Beaufsichtigung aller Verhältnisse und Personen im Inneren konnte sich die Dynastie des Jyeyas halten: sie gab aber dem Reiche Einheit und Frieden und sicherte sein Fortbestehen in der angestammten Eigenthümlichkeit. Ein wesentlicher Bestandtheil dieses merkwürdigen auf der ungemessenen Scheu und Ehrfurcht des Volkes vor den herrschenden Ständen gegründeten Systemes besteht in der principiellen Verhüllung aller Angelegenheiten, Zustände und Ereignisse, welche den Herrscher und seine Regierung betreffen. Diese Gewohnheit der Verheimlichung ist den Japanern völlig zur Natur geworden und erstreckt sich nicht bloss auf wichtige Staatsangelegenheiten, sondern auch auf die unverfänglichsten geringfügigsten Dinge. Auch jetzt, da Japan sich der Fremden nicht mehr erwehren kann, lassen sie nicht davon, so dass es noch heute fast unmöglich ist, sei es von bestehenden Einrichtungen und den Ereignissen des Tages, sei es von der Vergangenheit des Reiches, zuverlässige Kunde zu erlangen. Das Volk wird in Unwissenheit erhalten und fürchtet sich auch das mitzutheilen was ihm bekannt ist, und selbst die niederen Beamten scheinen mit dem Organismus der Staatsverwaltung nicht vertraut zu sein.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass die folgenden Blätter nicht den Anspruch machen, ein Bild der japanischen Zustände zu zeichnen. Es soll nur versucht werden eine Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung des Volkes nach den vorhandenen Quellen zu geben, den Leser mit dem Terrain bekannt zu machen, auf dem sich die nachfolgenden Berichte bewegen. Die Litteratur ist ausgedehnt, zum Theil schwer zugänglich, und für denjenigen, der nicht durch eigene Anschauung des Landes befähigt ist, eine gewisse Kritik zu üben, kaum nutzbar.

I.

GEOGRAPHISCHE LAGE UND BESCHAFFENHEIT; MYTHOLOGIE, GESCHICHTE.

Auf der Karte erscheint Japan wie der stehen gebliebene Ostrand eines mächtigen in das Meer gesunkenen Kraters; Korea und die mandschurische Küste bilden die gegenüberliegende Seite; nördlich schliessen Yeso und Krafto den Umkreis. Von der vulcanischen Beschaffenheit des Landes zeugen thätige und erloschene Krater, Solfateren, heisse Quellen und häufige Erdbeben.

Die drei grossen Inseln Nippon, Kiusiu und Sikok bilden das eigentliche Japan. Nippon ist die grösste: die Eingeborenen bezeichnen mit diesem Namen auch das ganze Reich [1]). Der Ausdruck Japan ist im Lande selbst unbekannt, die Portugiesen haben ihn aus der chinesischen Benennung Tsipang [2]) corrumpirt.

Die drei grossen Inseln umschliessen, durch schmale Meeresarme getrennt, eine Binnensee: darin und rings um die buchtenreichen Küsten liegen viele kleinere Eilande. Die meisten sind bewohnt und angebaut, sie stehen in regem Verkehr untereinander und mit dem Hauptlande, denn ein häufiger Austausch der Erzeugnisse ist Lebensbedingung für ein volkreiches Land, das alle seine Bedürfnisse selbst

[1]) Nippon bedeutet Aufgang der Sonne. Diese Benennung ist nicht rein japanisch, sondern die in ältester Zeit mit den chinesischen Schriftzeichen eingeführte Aussprache der beiden Schriftbilder, durch welche Japan bezeichnet wird. — In der rein japanischen und in der Dichtersprache heisst das Land Hino-moto, wovon das Wort Nippon die chinesische Uebersetzung in japanischer Aussprache ist. S. v. Siebold Nippon. I.

[2]) Marco Polo, der auf seinen Reisen in China von Japan hörte, brachte die erste Kunde von diesem Lande nach Europa. Er nennt es Zipangu, Simpagu und erzählt von den unglücklichen Expeditionen des Kublai-Khan, an dessen Hofe er sich aufhielt, nach Japan. Auf die Berichte des Venetianers fussend hielt Columbus »Zipangu« für das östlichste Land der Erde und glaubte es gefunden zu haben, als er zuerst die Küste von Cuba erblickte.

hervorbringt. Die Küsten sind bergig und steil: unzählige Klippen, Felsen und Riffe, reissende Strömungen und Fluthen, ungestüme wechselnde Winde machen die Schiffahrt gefährlich. Das Binnenmeer[3]), welches die beiden grossen Heerstrassen von Kiusiu und Sikok nach der Hauptstadt queer durchschneiden, befahren tausende von Dschunken; bei Tage wimmeln diese Gewässer von Segeln, bei Nacht suchen alle Schutz in den gastlichen Häfen und Buchten, denn von den hohen Küsten und aus engen Thalschlünden stürzen oft heftige Böen verderbenbringend herab. Die Reisenden schildern die Schönheit dieser Meere in glühenden Farben: hier ein stiller Landsee, dort schmale Sunde, durch welche sich die Gewässer in tosender Brandung drängen; die Ufer bald schroffe Felsen, von denen rauschende Giessbäche herabstürzen, bald angebaute sanfte Bergeshänge. Aus immergrünen Hainen ragen fürstliche Schlösser, und hohe Tempel krönen die Vorgebirge; landeinwärts aber gewahrt man mächtige Gebirgsmassen mit zackig zerrissenen Gipfeln und schneegefüllten Schluchten.

Die grösste Insel des Binnenmeeres heisst Awadsi. Nordwestlich von Nippon liegen Sando und Oki, westlich und südlich von Kiusiu die Gruppe der Gotto-Inseln, Firando, Amaksa, Tanegasima[4]); viele kleinere sind rings um die Küsten zerstreut.

[3]) Das Binnenmeer wird eingetheilt in die Suwo-, Misima- und Farima-nada, Seen von Suwo u. s. w. Es enthält über tausend Inseln.

[4]) Der Klang der japanischen Sprache kann durch die Schrift nur annähernd ausgedrückt werden, weil sie manche Laute hat, welche das europäische Ohr nicht kennt. Die japanischen Silbenschriften selbst geben die Aussprache nur sehr unvollkommen: man muss bald Vocale verschlucken, bald Consonanten einschieben, um das Geschriebene richtig zu lesen. So schreibt der Japaner Sado, Firado, Nagasaki, Amakusa, und spricht Sando, Firando, Nangasaki, Amaksa. Der Grund liegt theils in der Unzulänglichkeit der Silbenalphabete, theils im Sprachgebrauch: oft wird eine ganze Silbe geschrieben, um nur einen Buchstaben auszudrücken, wie in dem Worte Ataksi (ich) das Wa-ta-kŭ-si buchstabirt wird. — Dem Vorschlage des Herrn Professor Hoffmann in Leyden nachzukommen, die Worte so zu schreiben wie die japanische Silbenschrift sie ausdrückt, kann sich der Verfasser nicht entschliessen, so richtig dieser Grundsatz für wissenschaftliche philologische Werke auch ist. Der Leser würde sich aus dieser Schreibeweise keinen Begriff von dem Klang der japanischen Worte und Namen machen können. Diese sind daher möglichst genau so wiedergegeben, wie sie im Munde der Japaner lauten. — Bei Ausdrücken, die er nicht selbst gehört hat, folgt der Verfasser der Autorität der Herren Professor Hoffmann in Leyden und Léon de Rosny in Paris, und den von Ersterem in seiner japanischen Grammatik gegebenen Regeln und Vorschriften. Die Japaner haben

Dem asiatischen Festlande am nächsten bildet die Insel Tsus-sima gleichsam eine Brücke zur Halbinsel Korea.

Ueber die genannten Landestheile ist durchweg die japanische Cultur verbreitet. Die nördlich von Nippon gelegene Insel Yeso und die südlichen Kurilen gehören auch zum japanischen Reiche, sind aber zum grössten Theil von einem halbwilden Volksstamm, den Aïno's (behaarten Kurilen) bewohnt. Das Klima ist rauh und der Entwickelung japanischer Cultur ungünstig. Die Japaner bewohnen nur die Städte und Hafenplätze und treiben Handel mit den Erzeugnissen nach dem Mutterlande. Das ganze Innere von Yeso soll ein unbewohntes Waldgebirge sein. Die nördlichen Kurilen gehören zum russischen Reiche, nur Kunašir und Yeturup sind japanisch: die Grenzlinie geht nach den neuesten Verträgen zwischen der letztgenannten Insel und Urup hindurch.

Die Liukiu-Inseln erkennen, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch den Fürsten von Satsuma unterworfen, die japanische Oberhoheit an und zahlen Tribut, scheinen aber zugleich an China zinspflichtig zu sein. Aehnlich ist es mit Korea, wo seit uralten Zeiten bald der japanische bald der chinesische Einfluss vorgewaltet hat.

Der Flächeninhalt des eigentlichen Japan wird auf 5300 Quadratmeilen, die Bevölkerung auf mehr als 25 Millionen geschätzt [5]).

einige Consonanten, die für unser Organ fast unaussprechlich sind, so den Zungenlaut, der zwischen L und R schwebt, und einen eigenthümlichen Zischlaut, der weder H noch Ch noch F ist. Professor Hoffmann schreibt für den letzteren gewöhnlich F, für den Zungenlaut meist R. —

Der Klang aller aussereuropäischen Worte und Namen soll in der vorliegenden Arbeit vermittelst der von Professor Lepsius (in seinem Standard Alphabet. 2. edit. Berlin London 1863) eingeführten Buchstaben und diakritischen Zeichen ausgedrückt werden, über deren Werth das am Anfange dieses Bandes abgedruckte Verzeichniss Aufschluss giebt. —

[5]) Diese Schätzung bezieht sich auf die Inseln Nippon, Kiusiu und Sikok und die um sie her liegenden kleineren Eilande. Sie macht keinen Anspruch auf grosse Genauigkeit: die Küsten sind von Europäern nur zum kleinsten Theile vermessen, und die bis jetzt veröffentlichten japanischen Karten sind meist unzuverlässig. Herr von Siebold, in dessen grossem Werke Nippon sich die besten und ausführlichsten Nachrichten über die statistischen Verhältnisse des Reiches finden, sagt über die kartographischen Arbeiten der Japaner:

»In Folge eines Gesetzes sind geodätische und astronomische Arbeiten nur höheren Orts dazu bestimmten Personen gestattet. Bücher, Karten und Instrumente erhalten sie von den Niederländern. Vortreffliche Instrumente, wie Sextanten,

Die japanischen Inseln sind durchaus gebirgig, an weiten Ebenen fehlt es ganz. Von welcher Seite man sich dem Lande nähern mag, gewahrt man hohe Küsten. Bewaldete Höhen wechseln mit fruchtbaren Thälern, angebautes Hügelland mit unwirthbarem Felsgebirge. Fast überall ist das Land wasserreich, leidet aber Mangel an schiffbaren Flüssen.

Das Klima ist eines der glücklichsten der Erde und weit gemässigter als unter gleichen Breiten in andern Welttheilen, die Sommerhitze niemals unerträglich, der Winter kurz und milde. Im Frühjahr und Herbst regnet es viel, besonders im Mai und Juni, und im November. Im December tritt klares Wetter ein, im Januar und Februar wechseln schöne Tage mit Regen und Schnee. Am kältesten ist es im Januar, dann sinkt die Temperatur im mittelen Theile des Reiches zuweilen unter den Gefrierpunct. Niemals aber dauert die Kälte lange, und auch anhaltende Dürre ist unbekannt. Die Luft ist weich und milde und in Folge beständiger Strömungen immer rein und frisch, die Witterungswechsel treten zum grossen Vortheil des Ackerbaues in allen Jahreszeiten sehr regelmässig ein. Besonders günstig sind die Luft- und Bodenverhältnisse der Entwickelung des Pflanzenreiches. Wenige Länder können sich mit Japan im Reichthum der Formen messen, wenn auch an Reichthum der Arten tropische Gegenden voranstehen. Während die Vegetation der meisten Inselländer mit der der benachbarten Continente übereinzustimmen, aber ärmer an Gattungen zu sein pflegt, daher gewöhnlich als von der continentalen abstammend betrachtet wird, scheint die japanische Flora eine ursprüngliche und reicher als die des benachbarten

Quadranten u. s. w. werden auch in Japan gemacht. Mit solchen Hülfsmitteln ausgestattet, sind unter Leitung der Hof-Astronomen auf Befehl des Siogun vom Anfange dieses Jahrhunderts an alle Landschaften und Inseln vom eigentlichen Japan — das zu den drei grossen Inseln Nippon, Kiusiu und Sikok gehörige Gebiet — in dem Maasstabe von $\frac{1}{36000}$ aufgenommen, und die Hauptpuncte der 68 Provinzen und andere wichtige Puncte astronomisch bestimmt worden, wobei die Länge vom Meridian der Sternwarte von Miako berechnet ist. Die Küsten, welche mit Ketten vermessen wurden, sind nicht nur ganz genau nach ihrer natürlichen Bewegung auf den Karten eingetragen, es ist auch ihre Formation berücksichtigt und die felsigen und sandigen Meeresufer sind deutlich darauf angegeben.«

Copieen dirser Karten über einen grossen Theil des Reiches sind im Besitze des Herrn von Siebold, welcher bis jetzt aus persönlichen Rürksichten angestanden hat sie zu veröffentlichen. Die Originale werden im japanischen Staatsarchiv aufbewahrt und auf das strengste verheimlicht.

Festlandes zu sein. Camelien, Cryptomerien und viele andere Geschlechter werden als Japan eigenthümlich und eingeboren angesehen. Neben den einheimischen Gewächsen haben sich auch viele fremdländische eingebürgert, so unter anderen der Theestrauch, die Orange[6]), der Tabak[7]), der Maulbeerbaum. Die Japaner sind Meister in der Baumzucht und vielen anderen Zweigen des Feld- und Gartenbaues, und haben sich zu allen Zeiten bemüht, fremde Nutzpflanzen in ihrem Lande zu acclimatisiren. Der Charakter der Flora ist schwer zu beschreiben, sie enthält Elemente aus allen Zonen: aus der kalten die Nadelhölzer — Japan ist reicher an Coniferen-Arten als irgend ein Land der Welt — aus der gemässigten viele unseren Laubbäumen verwandte Gattungen, aus der subtropischen die immergrünen Laubhölzer, aus der tropischen vor allen Bambus, Palmen, Cicadeen. Analog ist die Vegetation der Sträucher und Staudengewächse und die überaus reiche Cryptogamen-Flora.

Weniger mannichfaltig ist die japanische Thierwelt; der überall verbreitete Anbau mag ihrer Verbreitung hinderlich sein. Eigenthümlichen Zügen begegnen wir auch hier: der Riesenmolch, der Kupferfasan und einige andere Arten kommen nur in Japan vor. Im allgemeinen ist die Fauna die der gemässigten Zone: Affen giebt es nur im Süden des Reiches, die Raubthiere aus dem Katzengeschlechte fehlen wie bei uns fast ganz. An Fischen und Seethieren haben die japanischen Gewässer einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit wie wenige andere: kalte und warme Meeresströme

6) Ueber die Einführung der Orange wird eine Anecdote erzählt, welche dem japanischen Charakter ganz gemäss ist. Der Mikado, der von den goldenen Früchten gehört hat, sendet einen Vertrauten aus seiner Umgebung nach China, um den Baum zu holen. Dieser bleibt zehn Jahre aus, kehrt endlich mit dem Orangenbaum glücklich nach Japan zurück, findet aber seinen Herrn nicht mehr und entleibt sich aus Gram auf dessen Grabe. — Der Held dieser Sage ist Tatsima Mori, ein Sprössling des koreanischen Prinzen Amano Fiboko von Sinra, der um 27 n. Chr. an der Spitze einer Einwanderung nach Japan kam. Er überreichte dem Mikado geheimnissvolle Geschenke — einen kleinen Säbel, eine steinerne Pike, Opfergeräthe, Spiegel und Edelsteine, welche bei dem Mikado-Hause blieben, für Geisterschätze und sehr heilig gehalten wurden. Vielleicht sind dies die späteren Reichsinsignien, deren Ursprung man auf die oberste japanische Gottheit zurückführt. — Tatsima Mori's Tod setzen die Annalen in das Jahr 71 n. Chr.

7) Der Tabak ist von den Portugiesen eingeführt und seit lange im allgemeinsten Gebrauch. Die Japaner haben zugleich mit der Pflanze auch ihren Namen von den Europäern angenommen.

führen den Küsten die Bewohner fast aller Zonen zu, an einigen Stellen wird auch die Perlenmuschel gefischt. — Als Hausthiere findet man Hunde, Katzen, Pferde, Rindvieh, viele Enten- und Hühnerarten. Esel giebt es nicht, und die Schaafzucht einzuführen hat man vergebens versucht.

Ueberaus reich ist Japan an werthvollen Mineralen, seine Bergwerke liefern Gold, Silber, Zinn, Blei- und Eisenerze, vor allen aber goldreiches Kupfer in grosser Menge — es soll das feinste und geschmeidigste der Welt sein. Edelsteine scheinen nicht gewonnen zu werden — der Japaner achtet sie nicht — wohl aber herrliche Bergkrystalle. Steinkohlen finden sich an vielen Orten, und Schwefel liefern die zahlreichen Vulcane und Solfataren.

So reich und glücklich von der Natur ausgestattet liegen die japanischen Inseln fern und einsam in einem der unwirthbarsten Meere der Welt. Wirbelorkane, die gewaltigsten die man kennt, durchwühlen die japanischen Meere fast zu allen Jahreszeiten, Nebel und Regengüsse verhüllen die klippenreichen Küsten, wechselnde Winde und heftige Strömungen machen alle Berechnungen des vorsichtigen Schiffers zu nichte. Die Natur selbst scheint das schöne Land zur Isolirung bestimmt zu haben. Die Japaner haben sich durch eigne Kraft zu einer bedeutenden Stufe der Gesittung emporgeschwungen und sind niemals einem anderen Volke unterthan gewesen. Sie haben sich die koreanischen Reiche unterworfen und von da die Elemente der chinesischen Bildung in ihr eigenes Land verpflanzt, aber in freier und eigenthümlicher Weise verarbeitet. Nur in diesen Feldzügen und ausser Landes haben Massenberührungen der Japaner mit anderen Völkern stattgefunden, im übrigen wurde der Verkehr immer nur durch Einzelne vermittelt, durch Gesandtschaften von und nach China, durch buddistische Reformatoren, durch japanische Priester und Edelleute, die sich des Studiums wegen nach dem Festlande begaben. Niemals erlitt die Entwickelung der Cultur und des staatlichen Lebens eine gewaltsame Unterbrechung von aussen. Kublai-Khan war der einzige, der jemals ernstliche Anstrengungen zur Eroberung des Reiches gemacht hat: seine Flotten versanken im Meere und die ausgeschifften Truppen fielen unter dem Schwerte der Japaner. Die Europäer wurden im sechszehnten Jahrhundert mit offenen Armen aufgenommen, die lernbegierigen Japaner griffen mit Lust nach den neuen Ideen und Elementen der Bildung, das Christenthum fand Eingang bei allen Ständen. Sobald aber

die staatliche Selbstständigkeit des Reiches dadurch gefährdet schien, verbannten die Herrscher die schädlichen Gäste, rotteten die keimende Saat ihrer Lehre mit eiserner Strenge bis auf den letzten Halm aus und umgaben sich mit einer Mauer, die ein erneutes Eindringen unmöglich machte. Während das chinesische Reich durch die tartarische Invasion in den tiefsten Verfall gerieth, haben sich die Japaner nicht nur volle politische Selbstständigkeit, sondern auch ihre innere Lebenskraft bewahrt. Ihre Nationalität erlangte Festigkeit und Kraft in mehrtausendjähriger ungestörter Fortbildung, wie sie kaum ein anderes Volk gehabt hat; das japanische ist zur Race geworden. Dass sie starr am Alten festhalten und sich in den Verkehr mit den Westvölkern nicht schicken können, ist natürlich. Der Japaner ist conservativ und patriotisch, nicht nur die herrschenden Stände, die Nachkommen derer, welche die japanische Geschichte gemacht haben, sondern auch das Volk, das in der eisernen Zeit der Bürgerkriege in das tiefste Elend versunken war und auch jetzt noch, bei äusserem Wohlstande und sonst glücklichen Verhältnissen, in engen Schranken gehalten wird. Japan ist ein durchgebildeter, wenn auch ein sehr künstlicher Organismus.

Wie sich die erneute Berührung des wenig veränderten Reiches mit dem im Laufe zweier Jahrhunderte durchaus umgewandelten Europa gestalten wird, ist das merkwürdige Problem der nächsten Jahrzehnte.

Das japanische Volk ist wahrscheinlich ein ureingeborenes, oder in vorhistorischen Zeiten, vor Bildung der Sprachen eingewandertes. Der Punct ist controvers gewesen: sowohl unter den europäischen Gelehrten als in Japan hat die Ansicht Anhänger gefunden, dass die Bevölkerung in historischen Zeiten von China eingewandert sei; aber die geschichtliche Ueberlieferung, die Sprache und die Götterlehre liefern den stärksten Beweis für das Gegentheil.

Der Ausgangspunct der japanischen Geschichte ist die Vereinigung des Reiches unter Dsin-Mu im Jahre 660 v. Chr. Dieses Datum halten die Japaner für historisch sicher. Von Dsin-Mu leitet sich die lange Reihe der Erbkaiser her, deren Geschlecht in ununterbrochener Folge bis auf den heutigen Tag den Thron der Mikado's inne gehabt hat. Nun ist selbst aus chinesischen Quellen bewiesen

worden, dass alle Einwanderer, die als Stammväter des japanischen Kaiserhauses genannt werden, nach der Zeit des Dsin-Mu in das Land gekommen sind[8]). Mehrerer dieser Einwanderungen erwähnen die japanischen Kaiserannalen, die älteste fällt in das Jahr 219 v. Chr.[9]). Aufgeklärte japanische Schriftsteller nehmen an, dass ihr Vaterland ursprünglich von denselben Aïno's (japanisch Yebi's) bewohnt gewesen sei, welche jetzt noch im halbwilden Zustande die Bevölkerung von Yeso und den Kurilen bilden, dass die heutigen Japaner ein durch lange Cultur veredelter Zweig dieses Stammes sind, dass Dsin-Mu, ein begabter Häuptling im Süden des Reiches, zuerst eine politische Ordnung bei seinem Stamme eingeführt und sich die wild und gesetzlos lebenden Nachbarstämme unterworfen habe. Er wählte die Landschaft Yamatto im mittelen Theile von Nippon zum Sitze seiner Herrschaft; von da verbreiteten sich staatliche Einheit, Bildung und milde Sitten allmälich über das ganze Land. Wie langsam die neue Ordnung Platz griff, beweisen die fortwährenden Kriege gegen wilde und aufrührerische Stämme im Norden und Westen des Reiches, von denen die japanischen Annalen noch bis in das achte Jahrhundert n. Chr. berichten.

Das wichtigste Zeugniss für die Ursprünglichkeit der Bevölkerung ist ihre Sprache, welche sowohl von dem chinesischen als allen anderen bekannten Idiomen grundverschieden ist und bis jetzt

[8]) S. Klaproth. Einleitung zu dem Werke Nippon-o-dai-itsi-ran. Annales des Empereurs du Japon. trad. p. M. d. Titsingh. Paris 1834. Veröffentlicht auf Kosten der Oriental fund society.

[9]) S. Nippon-o-dai-itsi-ran unter der Regierung des siebenten Mikado Korei. Die chinesischen Annalen erwähnen dieser Einwanderung: Fern im östlichen Meere liegen von Stürmen umbraust drei unnahbare Geisterberge, wo die Genien in goldenen und silbernen Palästen hausen. Dahin sandte der Tyrann Tši-huang seinen Arzt Sin-fu (jap. Sio-fuk), um den Trank der Unsterblichkeit zu holen. Mit Sin-fu werden einige tausend Jünglinge und Jungfrauen eingeschifft, aber das Meer verschlingt die Flotte mit der ganzen Bemannung. — Die japanische Version lässt den Sin-fu die Küste von Nippon erreichen, er stirbt am Fusi-yama, wo ihm ein Tempel erbaut wird. — Nach Professor Hoffmanns Ansicht ist die japanische Darstellung eine Erfindung späterer buddistischer Zeiten. Dass aber die Sage einen historischen Kern hat, wird dadurch wahrscheinlich, dass in Kumano in der Landschaft Kii auf Nippon noch jetzt chinesische Münzen aus der Zeit des Kaisers Tši-huang ausgegraben werden.

Die preussische Expedition hat ein altes japanisches Manuscript mitgebracht, welches die Sage von der Meerfahrt des Sin-fu in poetisch-mythologischer Form zu behandeln scheint und mit zahlreichen Bildern geschmückt ist.

ganz isolirt dasteht[10]). Der Schädelbildung nach stehen die Japaner der mongolischen Race am nächsten.

Die alteinheimische Götterlehre der Japaner ist durchaus eigenthümlich und hat, ausser dem Gedanken von der Entstehung der Welt aus dem Chaos und wenigen anderen sich natürlich ergebenden Zügen nichts mit den Mythologieen anderer Völker gemein. Fast alle ihre Sagen knüpfen sich an japanische Oertlichkeiten und an die besondere Natur des Landes. — Aus einem wellenschlagenden Chaos entwickeln sich Himmel und Erde, indem die leichten Theile in die Höhe steigen, die schweren sich senken: in der Mitte bildet sich ein göttliches Wesen, ein Kami. Er lebt hundert Millionen Jahre, und zeugt aus sich selbst einen Nachfolger, der eben so lange lebt, und welchem, gleichfalls geschlechtlos, ein dritter entquillt. Dann folgen nach einander vier Götterpaare, Mann und Weib, deren jedes zweihundert Millionen Jahre regiert. Diese sieben sind die Geschlechter der himmlischen Götter. Von den vier Götterpaaren zeugen die drei ersten ihre Nachfolger, indem sie einander in geistiger Anschauung durchdringen, das letzte Paar, der Gott Izanagi und die Göttin Izanami, gelangt nach leidenschaftlichen Bewegungen der Trennung und Wiedervereinigung zur Begattung. Sie erzeugen zunächt die japanischen Inseln, die Flüsse, die Berge, den Vater der Bäume und die Mutter der Pflanzen — endlich ein glänzendes Wesen Ten-zio-daï-sin. Er wird wegen seiner Schönheit an den Himmel versetzt, ein Sonnengott, die höchste aller in Japan verehrten Gottheiten, denn die älteren himmlischen Geschlechter stehen den Menschen zu fern. Ten-zio-daï-sin wird

[10]) Das Japanische gilt den grössten Autoritäten auch heut noch für eine isolirte Sprache. Wenn es sich bestätigt, dass die Sprachen der Aïno's auf Yeso und den Kurilen und das Koreanische dem Japanischen verwandt sind, so würde dies eine Stammverwandtschaft oder sehr frühe Berührung dieser Bevölkerungen beweisen. Was die Indianersprachen der Westküste von Amerika betrifft, von welchen Einige das Japanische abgeleitet haben, so sollen diese Sprachen in ihrem Bau grundverschieden davon sein, aber allerdings Spuren, sowohl des Chinesischen und Japanischen, als anderer asiatischen Sprachen enthalten, welche beweisen, dass Völkerzüge aus Asien durch das Eismeer und die Behringstrasse nach dem amerikanischen Continent und bis Grönland und Chili gelangt sind, stark und zahlreich genug, um die Spuren ihrer Existenz in der Sprache zu hinterlassen, aber zu schwach, um deren ursprünglichen Charakter umzuwandeln. Wenn das Japanische einzelne Worte aus anderen Sprachen, z. B. dem Malayischen enthält, so erklärt sich dies leicht aus dem regen Verkehr der Bewohner ausser Landes in früheren Zeiten und bis zum siebzehnten Jahrhundert.

der Stammvater der fünf irdischen Göttergeschlechter. Seine nachgeborenen Brüder sind der Mond, dann ein Genius des Meeres, und SOSAN, ein Geist der Unruhe und Bewegung, des Ungewitters, der Stürme. Dieser giebt zuerst Anlass zu Unfrieden und Streit, muss sich aber schliesslich vor der Sonnengottheit beugen und steigt zur Erde, d. h. nach Japan hinab. Er tritt dort in Verkehr mit den Menschen — sie scheinen mit den Pflanzen und Thieren für selbstverständliche Erzeugnisse des Bodens zu gelten — befreit eine Jungfrau von einem Drachen und zeugt mit ihr einen Sohn. Seine Nachkommen, die irdischen KAMI's, Halbgötter und Heroen wollen den von TEN-ZIO-DAÏ-SIN entsprossenen Gottheiten wiederholt die Herrschaft über die Erde streitig machen, werden aber besiegt. Jene treten in den folgenden Generationen noch wiederholt mit den Heroengeschlechtern in Verbindung und freien deren Töchter. Die sehr phantastische Sagengeschichte dieser Phase spielt im Himmel, im Meere, auf den japanischen Inseln: zum Theil sind Naturphänomene darin symbolisirt[11]), zum Theil die Entstehung bestimmter Oertlichkeiten mit Ereignissen der Götterwelt in Verbindung gebracht, die allmäliche Urbarmachung des Landes unter dem Bilde der Ausrottung von Ungeheuern und bösen Dämonen versinnlicht. Alle diese Mythen stehen in der speciellsten Beziehung zu den physischen Eigenthümlichkeiten der japanischen Inseln und Meere: sie gründen sich gewiss zum Theil auf wirkliche Ereignisse und verherrlichen im Gewande der Sage die grossen Thaten und Eigenschaften der frühesten Gründer japanischer Cultur. Die Gewohnheit jeden bedeutenden Mann, der sich um das Land Verdienste erwarb, unter die Götter zu versetzen, ist dem Volke eigenthümlich und hat sich bis in späte Zeiten erhalten. Die MIKADO's treten von selbst durch Geburtsrecht in die Reihe der KAMI's, aber auch andere Sterbliche, die sich durch Grossthaten irgend einer Art berühmt gemacht, werden nach ihrem Tode feierlich kanonisirt und erhalten besondere Ehrentitel und Tempel, wo man sie verehrt.

Unmittelbar an das Heroenalter schliesst sich nach der Auffassung der Japaner ihre Geschichte. DSIN-MU, der Stammvater des MIKADO-Geschlechtes, wird ein Sohn des vierten Nachkommen von TEN-ZIO-DAÏ-SIN genannt, stammt also in grader Linie von

[11]) Z. B. Ebbe und Fluth.

dem Sonnengenius und dessen Ahnen, den himmlischen Göttern her. Deshalb ist sein Geschlecht unverletzlich und über alle Menschen erhaben [12]).

Die folgenden Nachrichten gründen sich zumeist auf die von Professor Hoffmann in Leyden übersetzten Geschichtstabellen Wa Nen Keï, theils auch auf die von Klaproth durchgesehene und herausgegebene Uebertragung der im Jahre 1652 erschienenen Kaiserannalen Nippon O Daï Itsi Ran [13]). Letzteres Werk ist ein Auszug aus den grösseren Geschichtswerken in Form einer Chronik. Unter einem Wust bedeutungsloser Hofnachrichten werden auch die politisch wichtigen Begebenheiten ohne Verknüpfung und Zusammenhang in trockenen Worten kurz berichtet. Nur selten findet sich ein allgemeiner Satz. Wer es aber unternimmt die Fäden zu verfolgen, die Thatsachen aneinander zu reihen, den geschichtlichen Stoff zu sichten und zu ordnen, der erhält nicht nur einen Ueberblick über den Gang der äusseren Ereignisse, sondern auch ein Bild von den inneren Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Entwickelungsperioden. Diese Eigenschaft der Kaiserannalen, dass sich aus der einfachen Aufzählung der Thatsachen allgemeine Begriffe von selbst ergeben, ist das beste Zeichen für ihre Glaubwürdigkeit. Selbst die Berichte aus den frühesten Zeiten tragen ein bestimmtes Gepräge

[12]) Ausführliches über die japanische Götterlehre ist in v. Siebold's Nippon (Bd. V.) zu finden. Bei Kämpfer und in anderen Werken ist vieles zerstreut. Die meisten Namen und die langen unverständlichen Ehrentitel der Gottheiten sind für den Laien leere, schwer auf das Gehör fallende Klänge und deshalb in diesem Umrisse weggelassen. — Siebold hat der japanischen Mythologie eine besondere Abtheilung seines grossen Werkes gewidmet, in welchem freilich das von Professor Hoffmann übersetzte und mit vielen vortrefflichen Abbildungen begleitete Buddapantheon den grössten Raum einnimmt. — Gedrängte Darstellungen geben Klaproth in der Einleitung zu den Kaiserannalen und Léon de Rosny in seinem Mémoire sur la Chronologie japonaise. (Paris 1858.)

[13]) Dieses Werk ist ausführlicher als die von Professor Hoffmann übersetzten und im grossen v. Sieboldschen Werke abgedruckten Tabellen. Wenn auch nach dem Urtheil dieses ausgezeichneten Kenners der japanischen Litteratur der Klaprothschen Uebertragung im Einzelnen nicht vollkommen zu trauen ist, so glaubt sich der Verfasser durch Vergleichung mit den Geschichtstabellen und mit der Abhandlung desselben Gelehrten über Japans Bezüge zu Korea vor wesentlichen Fehlern bewahrt zu haben. Es handelt sich bei der vorliegenden Darstellung nur um das Charakteristische der geschichtlichen Entwickelung im Ganzen, nicht um Einzelnheiten.

und enthalten nicht so viel des Wunderbaren und Sagenhaften als die Geschichte gleichnamiger Zeitalter bei den westlichen Völkern.

Die Schrift, und zwar zunächst die chinesische ideographische, wurde zu Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. in Japan eingeführt. Vor dieser Zeit sollen alle Gesetze und Verordnungen durch öffentliches Ausrufen publicirt und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt worden sein, ebenso das Andenken an wichtige Staatsbegebenheiten. Die Zeitbestimmungen aber wurden durch Einkerbungen in Balken und durch Knoten, die man in Seile machte, der Nachwelt übergeben. Die Thatsache, dass von Japan aus eine Gesandtschaft nach Korea ging, um die chinesische Schrift und Gelehrte von dort zu holen, lässt auf den Bildungsgrad schliessen, den das Volk im dritten Jahrhundert n. Chr. erreicht hatte.

Von dem ersten Geschichtswerke — Reichsarchive werden schon viel früher erwähnt — berichten die Annalen unter dem vierunddreissigsten Mikado um 600 n. Chr. Diese Arbeit geht in die frühesten Zeiten zurück und wird als Berichtigung und neue Redaction älterer Werke bezeichnet. Von der Zeit scheinen die Aufzeichnungen regelmässig fortgeführt worden zu sein[14]). Die japanische Litteratur ist reich an historischen Monographieen über einzelne Landestheile, Familien und merkwürdige Entwickelungsphasen, aber den Europäern ist noch wenig davon bekannt geworden. — Mit den chinesischen Geschichtswerken stimmen die japanischen, wo es sich um Berührung der beiden Völker handelt, in Bezug auf Data und Thatsachen meist im wesentlichen überein, aber ihre Auffassung der Begebenheiten ist häufig sehr verschieden.

Die Nachrichten der Kaiserannalen über das Ende des sechszehnten und den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sind sehr lückenhaft und unvollständig, sie hätten sonst manchen zarten und für die neue Siogun-Dynastie empfindlichen Punct berühren müssen. Ueber diesen Zeitraum, einen der wichtigsten und merkwürdigsten

[14]) Im Jahre 713 wurde das Buch Fo-to-ki vollendet, eine ausführliche Beschreibung von Japan mit geschichtlichen Nachrichten. Um 720 erschien eine Geschichte des Reiches in 30 Bänden, darauf in den Jahren 791, 840, 850, 858 und 887 ausführliche Werke über die eben vergangenen Perioden, welche an einander anknüpfen, in je 30 bis 50 Bänden. Die sechs Werke bilden zusammen die grosse japanische Chronik. An diesen Aufzeichnungen, welche sorgfältig fortgeführt wurden, arbeiteten hohe Staatsbeamte im Verein mit Gelehrten. S. Hoffmann Japanische Grammatik (Leyden 1857) — und Klaproth zu den Kaiserannalen.

der japanischen Geschichte, da sich in ihm das neue politische System aus anarchischen Zuständen und fast gänzlicher Auflösung der alten Staatsordnung entwickelte, besitzen wir eine ausgedehnte Litteratur in den Briefen und Berichten, welche die katholischen Missionare von Jahr zu Jahr an ihre Ordenshäuser in Europa sandten[15]). Diese Nachrichten sind um so wichtiger, weil zu jener Zeit die Fremden ohne Einschränkung mit allen Classen der Bevölkerung verkehrten: die Missionare besonders kamen vielfach in intime Berührung mit den Grossen des Reiches und konnten eine Anschauung von den Zuständen gewinnen, die unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich zu erlangen ist: ihre Angaben stimmen meistens mit den Nachrichten der Kaiserannalen überein[16]). Nach dem Jahre 1652 durfte kein Geschichtswerk mehr veröffentlicht werden, so dass wir für die letzverflossenen zweihundert Jahre auf die Nachrichten beschränkt sind, welche die Holländer bei ihren Hofreisen und auf Desima sammelten. Im Geheimen cursiren bei den Japanern Manuscripte, welche die Geschichte der Neuzeit behandeln: davon sind einige den holländischen Factoreibeamten in Nañgasaki zugänglich geworden. Aber sie erzählen fast nur Hofgeschichten und Anekdoten, und geben wenig Aufschluss über die innere Entwickelung des Staates, das einzige Wissenswerthe aus einer Zeit, in der sich das Reich nach aussen hermetisch

[15]) Man hat vielfach den Fehler begangen, über diese Periode nicht die Originalberichte, die eine bändereiche Sammlung bilden, zum Theil selten und schwer zugänglich sind, sondern die Compilationen späterer Jesuiten zu befragen. Während nun die Originalberichte grössten Theils Wahrheit athmen, und die Beobachtungen und Erlebnisse der Missionare, in fromme Betrachtungen gehüllt, einfach mittheilen, waren die späteren Jesuiten, welche japanische Kirchengeschichte verfassten, meist tendenziöse Schriftsteller, denen es viel weniger auf Wahrheit als auf die Verherrlichung der Kirche und ihres Ordens, theils auch nur auf Glanz und Effect der Darstellung ankam. Sie haben nicht nur Thatsachen entstellt, sondern auch Wundergeschichten und dergleichen erfunden, von denen wenigstens in den gedruckten Originalen nichts steht. — Die Berichte der Missionare selbst sind von verschiedenem Werth, doch ist die Kritik hier leichter, als bei den Compilationen. — Grosse Schätze handschriftlicher Berichte mögen noch in den Klöstern und Collegien der Jesuiten und anderer Orden in Italien, Spanien und Portugal vergraben liegen.

[16]) Dass die Kaiserannalen nicht etwa von den Missionaren benutzt worden sind, geht aus dem Umstande hervor, dass jenes Werk erst um 1652 erschien, als kein Geistlicher mehr in Japan lebte, während die meisten Briefe der Missionare gegen Ende des sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gedruckt worden sind. In Europa wurden die Kaiserannalen erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Titsingh bekannt.

verschlossen hatte. Es ist zwar anzunehmen, dass sich, seitdem in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das System der Abschliessung nach aussen und der allgemeinen Beaufsichtigung seine volle Ausbildung erreichte, bis zum Eindringen der Amerikaner im Jahre 1854 in den politischen Zuständen wenig geändert hat; aber leider besitzen wir auch aus der Zeit der Entwickelung des neuen Systemes über die inneren Einrichtungen keine ausführlichen Angaben, denn die Missionare, welche die äusseren Begebnisse und die Umwälzungen, von denen sie Zeugen waren, sehr eingehend beschreiben, geben über diesen Punct fast gar keine Rechenschaft.

Dsin-Mu der Göttersohn eroberte, von Süden kommend, das ganze Reich, und schlug in der Landschaft Yamatto[17]) den Sitz seiner Herrschaft auf. Seine Proclamirung als Kaiser des ganzen
660 v. Chr. Landes (660 v. Chr.) ist der Ausgangspunct der japanischen Zeitrechnung. Er wird als der erste genannt, der ein Haus baute[18]), während bis dahin die Eingeborenen in Erdhöhlen gewohnt hätten. Von seiner Leibwache rühmt sich der japanische Adel abzustammen.

Die Nachrichten über die folgenden Mikado's sind dürftig und beschränken sich auf die Erzählungen von Kriegen gegen die Yebi's, von wunderbaren Naturphänomenen und Erbstreitigkeiten um die Thronfolge. Von dem zehnten Mikado wird berichtet, dass er vier Siogun's, Feldherren zur Bekriegung der wilden Eingeborenen in den abgelegenen Provinzen ernannt habe. Unter seiner Regierung
33 v. Chr. (33 v. Chr.) kamen zum ersten Male Koreaner nach Japan: die Annalen erwähnen ihrer als einer tributbringenden Gesandtschaft, doch scheinen es nur Einwanderer gewesen zu sein, welche, den

[17]) Yamatto heisst wörtlich Bergland. In alter Zeit soll diese Benennung für ganz Japan gebraucht worden sein. Im engeren Sinne bezeichnet es den Kern der Halbinsel, welche in der Mitte der Längenrichtung von Nippon nach Süden herausspringt. Die Mikado's residirten durch viele Generationen in verschiedenen Theilen dieser Landschaft.

[18]) Das Andenken seiner Wohnung wird in dem berühmten Tempel des Tenzio-daï-sin bewahrt, der in den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung in der Landschaft Isye erbaut wurde. Er ist der berühmteste Wallfahrtsort des ganzen Landes und soll eine getreue Copie der alt-japanischen Holz- und Strohbauten sein. Eine Tochter des Gründers, des elften Mikado, wurde dort Oberpriesterin, auch ihre Nachfolgerinnen waren aus dem Geschlechte der Erbkaiser. Die Landschaft Isye grenzt östlich an Yamatto.

politischen Stürmen in ihrem Vaterlande weichend, eine neue Heimath suchten. In Korea waren seit dem Jahre 57 v. Chr. grosse Umwälzungen vorgegangen: das alte Reich Tšaosien, welches die ganze Halbinsel umfasste, theilte sich damals in die drei Königreiche Kaoli, Petsi und Sinra. — Im Jahre 27 n. Chr. kam abermals eine 27 n. Chr.
Einwanderung nach Japan, an deren Spitze ein Fürst aus dem Königshause von Sinra stand. Von Japan soll um 57 n. Chr. zum 57 n. Chr.
ersten Male eine Gesandtschaft nach dem Auslande, und zwar an den chinesischen Kaiser Ko-bu-ko-tei (chinesisch Kuang-wu-kuang-ti) aus der Dynastie Go-kan gegangen sein. — Unter dem zwölften Mikado wurde der Krieg gegen die Yebi's nach Yeso ausgedehnt, die beiden folgenden hatten viel mit Bekämpfung der wilden Stämme in den östlichen Landschaften von Kiusiu und Nippon zu thun.

Das sind die wenigen Nachrichten aus diesem Zeitalter, denen man einigen historischen Werth beimessen kann. Alles übrige gehört, wenn auch gewiss mit Thatsachen vermischt, doch vorwiegend in das Gebiet der Sage. Schon die geringe Zahl von vierzehn Mikado's, welche den Zeitraum von 660 v. Chr. bis 200 n. Chr. ausfüllen, also durchschnittlich je über sechszig Jahre regiert haben müssten, ist sehr verdächtig. Um 201 n. Chr. bestieg zum ersten Male eine Frau 201 n. Chr.
den Thron, Sin-ko-wo-gu, die Wittwe des vierzehnten Mikado, eine gewaltige Kaiserin, welche noch heute als Schutzgöttin des Landes verehrt wird. Der Vorschub, den die Bewohner von Sinra den aufrührerischen Stämmen von Kiusiu leisteten, veranlasste sie an der Spitze eines Heeres nach Korea überzusetzen: Sinra wurde in kurzer Zeit erobert, die beiden anderen koreanischen Reiche huldigten aus freien Stücken und verpflichteten sich zu regelmässigen Tributzahlungen. In Mimana, einem Districte von Petsi, wurden damals japanische Statthalter eingesetzt, welche neben den einheimischen Königen die Verwaltung führten. Eine Gesandtschaft, welche 239 von Japan nach dem chinesischen Reiche Weï[19]) ging, scheint durch die koreanischen Angelegenheiten veranlasst worden zu sein — doch dauerte es noch mehrere Jahrzehnte bis die dortigen Verhältnisse eine feste Gestaltung gewannen. Im Jahre 249 führten

[19]) Damals gab es drei selbstständige Reiche in China, nämlich Weï, Tšu und U. — Merkwürdig ist, dass die vom Reiche Weï nach Japan geschickte Gegengesandtschaft dem Mikado ein Königsdiplom und andere Embleme japanischer Vasallenschaft überbrachte.

die Japaner abermals einen siegreichen Krieg gegen das feindliche Sinra, und 264 musste das Königreich Petsi, wo ein Usurpator sich des Thrones bemächtigt hatte, zugleich mit seinem rechtmässigen Herrn eine Verfassung aus den Händen des Mikado annehmen. — Wo-zin, der Sohn der obengenannten Kaiserin, liess koreanische Arbeiter zur Erbauung von Landstrassen, Teichen und Kanälen
280 n. Chr. kommen, und schickte 280 eine Gesandtschaft nach Petsi[20]), um den gelehrten Chinesen Wo-nin (chinesisch Wang-tsin), der sich seit kurzem dort niedergelassen hatte, nach Japan zu führen. Er wurde Erzieher des Thronfolgers, lehrte am japanischen Hofe die Schreibekunst, und scheint die Werke des Confucius und Mencius dort eingeführt zu haben[21]).

Der Verkehr mit den koreanischen Reichen war auch während der beiden folgenden Jahrhunderte sehr lebhaft: zuweilen mussten sie durch kriegerische Expeditionen zur pflichtmässigen Tributzahlung angehalten werden. Die fortwährenden Grenzstreitigkeiten und die Kämpfe der drei Reiche um das Supremat gaben der japanischen Herrschaft in Korea ein bleibendes Uebergewicht durch das dritte, vierte, fünfte und die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Um
562 n. Chr. diese Zeit (562) aber gewann das den Japanern von jeher feindliche Sinra die Oberhand und vertrieb ihre Besatzung aus Mimana. Die vom Mikado hinübergesandten Heere wurden geschlagen und mussten das Land räumen. Die Fehden in Korea und die Unterhandlungen und Kämpfe um Herausgabe von Mimana währten von da an noch fast ein volles Jahrhundert.

Während des beschriebenen Zeitraumes wurden vielfach Handwerkercolonieen aus Korea und China nach Japan herübergeführt

[20]) Ein Prinz dieses Reiches, der von Wo-nin schreiben gelernt hatte, scheint kurz vorher an den Hof des Mikado gekommen zu sein und dessen Lernbegier erweckt zu haben.

[21]) Einige japanische Gelehrte behaupten, dass durch die chinesische Schrift eine frühere japanische verdrängt worden sei. In der chinesischen Schrift drückt jedes Zeichen einen Begriff aus, wie unsere Zahlzeichen. Die meisten Worte haben nebenbei ein phonetisches Element, das aber nur für einen bestimmten chinesischen Dialekt Bedeutung hat. — Diese Schrift wird, da sie an den Laut keiner Sprache gebunden ist, in fast allen Ländern von Ost-Asien gelesen. — Merkwürdiger Weise kam die Schreibekunst, welche der aus Sinra eingewanderte Wo-nin zuerst am Hofe von Petsi lehrte, hier erst viel später in allgemeinen Gebrauch als in Japan. Um 374 fing man in Petsi an chinesische Bücher zu verbreiten, und noch später erhielten erst die beiden andern koreanischen Reiche von hier aus die chinesische Schrift.

und erhielten dort zunftmässige Rechte. Man warb Baumeister, Maler, Töpfer, Metallgiesser, Ziegelbrenner, Sattler, und erlernte die Kunstfertigkeiten des Nähens, Stickens, Spinnens und Webens. Auch Aerzte und Meister der classischen Litteratur kamen aus China herbei, und die Werke chinesischer Poesie erweckten gleiche Bestrebungen in Japan — schon werden einheimische Dichter und Dichterinnen genannt. — Den Maulbeerbaum und die Seidenzucht führte schon der zweiundzwanzigste Mikado — um 470 — ein.

Den meisten Raum erfüllen in den Annalen des vierten und fünften Jahrhunderts die Familienzwiste der Grossen und die Erbstreitigkeiten im Hause des Mikado; um die Thronfolge wurden oft blutige Kriege geführt.

Es ist ein merkwürdiger und für die Entwickelung aller dortigen Verhältnisse höchst wichtiger Zug, dass in Japan, wo fast alles Recht sich auf Erblichkeit gründet, die Erstgeburt fast gar keine Bedeutung hat: der Erbe wird durch das Familienhaupt aus der Zahl seiner legitimen Kinder und Agnaten erwählt. So ist es auch im Kaiserhause. Da nun die Mikado's zu allen Zeiten mehrere rechtmässige Frauen hatten, so war hier der Intrigue Thüre und Thor geöffnet. Jeder Günstling suchte dem Herrscher Gemalinnen aus seiner Familie zu geben und dann deren Söhne auf den Thron zu bringen. Oft kam es durch die Eifersucht der Grossen gar nicht zur Ernennung eines Thronfolgers, dann entspannen sich nach dem Tode des Kaisers heftige Fehden. In dieser Einrichtung der Vielweiberei bei den Mikado's und der Thronfolge durch Erwählung ohne Berechtigung der Primogenitur liegt der natürliche Keim des Verfalles ihrer Macht. Verweichlichung, Entkräftung, Beeinflussung von vielen Seiten mussten die Folgen dieser Verhältnisse sein. Die Partheiungen und eifersüchtigen Kämpfe der dem Kaiserhause verschwägerten Geschlechter haben in hohem Maasse den Gang der japanischen Geschichte bestimmt.

Schon gegen Ende des fünften Jahrhunderts entzogen sich mehrere Mikado's ganz den Regierungsgeschäften, und bestellten Regenten, die an ihrer statt die Verwaltung leiten mussten.

Die Ereignisse, welche die Einführung des Buddismus in Japan begleiteten, verdienen erzählt zu werden, da sie einiges Licht auf die Zustände jenes Zeitalters werfen.

552 n. Chr. Im Jahre 552 sandte der König von Petsi dem Mikado eine Bildsäule des Budda Siaka und die kanonischen Bücher seines Cultus zum Geschenk. An der Spitze der japanischen Regierung standen damals zwei mächtige Minister, welche über die Zulassung des fremden Cultus in Streit geriethen. Der Mikado schenkte das Buddabild dem Iname, welcher für Einführung der neuen Lehre stimmte und nun dem Götzen einen Tempel baute. Schon damals gab es unter den koreanischen Einwanderern viele Buddisten, welche ihrer Religion auch bei den Japanern Eingang zu verschaffen suchten. — Bald nach Aufstellung jenes Buddabildes brach die Pest aus: der Gegner des Iname überredete den Mikado, dies sei eine Strafe der alten Landesgötter, und bewirkte, dass die Bildsäule gestürzt, der Tempel zerstört wurde. Unter dem folgenden Mikado erneut sich der Streit zwischen den Söhnen jener Günstlinge. Aus Petsi kommen viele buddistische Priester und Gelehrte herüber, ein Theil des Mikado-Hauses ist dem Cultus günstig, aber noch einmal kommt die Pest dem buddafeindlichen Regenten Moriya zu Hülfe, er setzt abermals die Ausrottung der Lehre durch. Die Priester werden ihres Ornates beraubt, die Tempel zerstört. Unter dem folgenden, dem zweiunddreissigsten Mikado, gewinnt Mumako, der Sohn des Ministers Iname, wieder Macht: er lässt nochmals Priester aus Petsi kommen, stellt den Cultus wieder her, und stürzt mit Hülfe des Prinzen Siotok-Daïsi den Moriya. Der Mikado stirbt: sein jüngerer Bruder wird von dem allmächtigen Mumako auf den Thron gesetzt, aber bald nachher, da er dem fremden Cultus abhold ist, auf sein Geheiss ermordet. Seine Schwester muss ihm succediren[22]), Mumako wird Regent. Unter seinem Schutze verbreitete sich die Buddalehre schnell im ganzen Lande: sie fand besonders an den vielen neuen Einwanderern aus Korea und auch an den älteren Colonisten eifrige
620 n. Chr. Jünger. Man gründet Tempel und Klöster: gegen das Jahr 620 gab

[22]) Die Regierung dieser Kaiserin ist merkwürdig durch eine Gesandtschaft an den chinesischen Kaiser Yang-ti. Der Brief des Prinzen Siotok-Daïsi, des Vertrauten Mumako's, welcher vor diesem kurze Zeit Regent war, begann mit den Worten: Der Sohn des Himmels der aufgehenden Sonne an den Sohn des Himmels der untergehenden Sonne. Die chinesischen Annalen berichten, Yang-ti habe die Aufschrift so unpassend gefunden, dass er die Lesung des Briefes untersagte. — Ein chinesischer Gesandter, der beim Regierungsantritt des folgenden Mikado zur Gratulation nach Japan kam, reiste wegen eines Etiquettenstreites wieder ab ohne den Kaiser gesehen zu haben.

es nach den Annalen schon 816 Priester, 569 Priesterinnen und 46 Tempel des Budda Siaka in Japan.

Der Einfluss des mächtigen Mumako erstreckt sich über ein halbes Jahrhundert. Sein Sohn Soga-no-Yemisi folgt ihm in der Regentenwürde unter dem fünfunddreissigsten Mikado Dsio-meï (629—641). Mit der Thronbesteigung von dessen Wittwe wächst 641 n. Chr. die Macht und der Uebermuth des Yemisi, er baut seinem Vater ein Grabmal gleich dem der Mikado's, und überträgt erkrankend aus eigener Machtvollkommenheit die Regentenwürde seinem Sohne Iruka, dessen maasslose Willkühr die Grossen zur Verschwörung treibt. Iruka wird in feierlicher Hofversammlung in Gegenwart der Kaiserin, deren Sohn Naka-no-Osi unter den Verschworenen ist, niedergestossen. Darauf entspinnt sich ein heftiger Kampf, die Hälfte des Hofes schlägt sich zu Yemisi, seine Parthei ist so mächtig, dass sie die kaiserliche überwunden haben würde, wenn nicht die seinen Anhängern gemachten Vorstellungen, es sei unerhört, dass das Göttergeschlecht des Mikado einem Rebellen weichen solle, gewirkt, die Parthei zerstreut hätten. Yemisi wurde in seinem Hause mit seinen Schätzen verbrannt.

So die Annalen. — Diese Ereignisse geben ein Bild der späteren Umwälzungen, die Elemente sind immer dieselben. Das Geschlecht des Mikado degenerirt, der fähigste Minister bemächtigt sich der Leitung des Staates; seine Würden vererben nach altjapanischer Sitte auf seine Nachkommen, nicht aber seine Kraft und Fähigkeiten. Nach einigen Generationen ist sein Geschlecht unter der Wirkung der Schmeichelei und des üppigen Hoflebens eben so entartet, wie das des Mikado und erfährt ein gleiches Schicksal: eine andere Familie tritt an dessen Stelle. Zuweilen auch erhebt sich, während das herrschende Regentengeschlecht in Entkräftung versinkt, das Kaiserhaus wieder aus dem Elende; niemals aber ist seine Herrschaft von langer Dauer. Der Luxus und die Ueppigkeit des Hoflebens, die göttliche Verehrung der Person des Mikado, die Schmeichelei, die sich nur in der Zeit der Erniedrigung von ihm abwendet, machen ein Andauern der Kraft durch mehrere Generationen unmöglich. — Die Soga wollten den Mikado stürzen und dessen Würde an sich reissen. Wie fest und untrennbar diese nach dreizehnhundertjähriger Herrschaft (wenn man es glauben darf) mit dem Geschlechte des Dsin-Mu verwachsen, wie stark der Glauben an dessen Beruf und Recht auf den Thron war, beweisen die

erzählten Begebenheiten. Spätere Usurpatoren versuchten niemals, sich die Würde, den Rang des Mikado anzumaassen, sie begnügten sich, ihm die Macht zu nehmen und übten auch diese nur in seinem Namen. Die Würde ist nach japanischen Begriffen etwas erbliches, von der Abstammung untrennbares — dieses Erbrecht war zu allen Zeiten heilig und unantastbar — keine äusseren Umstände können ein Geschlecht jemals seines angestammten Ranges berauben, selbst das grösste Elend nicht, wie die japanische Geschichte vielfach beweist: — nur ehrlose Handlungen des Familienhauptes, wenn sie nicht durch Selbstopferung gesühnt werden, rauben dem Geschlechte seinen Rang. So oft in der späteren Geschichte die Herrschaft auf ein anderes Haus übergegangen ist, hat dieses niemals den Titel seiner gestürzten Vorgänger angenommen, sondern einen anderen neuen. Aber die Erfahrung hat die Japaner gelehrt, dass die Kraft nicht immer mit der Würde vereint ist, deshalb gewöhnten sie sich, die Macht als etwas rein thatsächliches anzusehen. Dem grossen Usurpator Taïko-sama gelang es im sechszehnten Jahrhundert das von Bürgerkriegen zerrissene Reich unter seinem Scepter zu vereinigen, und trotz seiner niedrigen Abstammung seine Herrschermacht zur vollsten Anerkennung nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Grossen zu bringen: er konnte aber trotz allen Bemühungen den Siogun-Titel, welcher von uralters her der Familie Minamoto eigen war, nicht erlangen, und musste sich, um durch eine andere alte Würde seinem Throne Glanz zu verleihen, von einem Mitgliede der Familie Fudsiwara, welche den Kuanbak-Titel seit Jahrhunderten erblich besass, förmlich adoptiren lassen. Der Mikado gab auch dann nur widerstrebend seine Zustimmung: es war eine Anomalie wegen Taïko-sama's niedriger Geburt und wurde als etwas unerhörtes angesehen, weil nach japanischen Begriffen nur die Adoption Ebenbürtiger statthaft ist: seine Macht aber wurde als rechtmässig anerkannt, sobald sie thatsächlich begründet war.

---

645 n. Chr. Nach der Ermordung des Iruka (645) dankte die Kaiserin Kuogok[23]) zu Gunsten ihres Bruders Kotok ab, bestieg aber nach dessen Tode nochmals den Thron. Erst im Jahre 662 erhielt Prinz

[23]) Kuogok war, wie wahrscheinlich alle anderen weiblichen Mikado's, eine Fürstin aus dem kaiserlichen Geschlecht. Die Abstammung jedes einzelnen Mikado wird in den Annalen weitläufig erörtert. Sie heiratheten vielfach die Töchter ihrer Brüder und Vettern.

Naka-no-Osi unter dem Namen Tentsi die Krone. Sein Freund und Mitverschworener Kamatari stand seit Iruka's Tode an der Spitze der Staatsverwaltung. In der Familie des Kamatari, welche vom Kaiser den Namen Fudsiwara erhielt, wurde später die Kuanbak-Würde[24]) erblich: ihr Einfluss war schon im achten Jahrhundert am Hofe vorwiegend. — Dieses Geschlecht hat sich auch später, nachdem es die Macht verloren, durch alle Zeiten im Besitz der höchsten Hofämter erhalten.

Kamatari scheint sich um die inneren Einrichtungen des Staates verdient gemacht zu haben: er theilte das Reich in acht Provinzen, regelte die Verwaltung und gab den Beamten feste Besoldung: durch das ganze Land wurden Postrelais eingerichtet, Kataster aufgenommen, das Steuerwesen geordnet. Das Heerwesen erhielt eine festere Gestaltung: eine stehende Kriegsmacht hatte man seit lange im Westen des Reiches — gegen Korea — unterhalten, einzelne Abtheilungen davon bildeten, sich ablösend, die Garnison der Residenz. Kamatari baute Arsenale und Magazine, brachte auch die Hofhaltung in eine feste Ordnung, regelte die Etiquette und führte die öffentlichen Audienztage ein. Der grösste Theil des noch jetzt am Hofe des Mikado üblichen Ceremoniels, sagen die Annalen, datirt aus jener Zeit[25]).

[24]) Die Fudsiwara führen ihren Stammbaum noch höher hinauf und auf das Geschlecht des Mikado zurück. — Die eigentliche Bedeutung des Titels Kuanbak ist schwer zu ergründen: in den meisten Fällen scheint die Uebersetzung Regent zu passen, zuweilen kommt aber in der Klaprothschen Uebertragung der Annalen ein Regent neben dem Kuanbak vor. Kämpfer sagt: Quanbuku ist die andere Person dieses geistlichen Hofes und des Dairi (Mikado) Vicekönig und Premier-Minister in Regierungssachen. — Auch der Kuanbak-Titel wird, gleichwie alle anderen erblichen Würden, vom Mikado jedes Mal ausdrücklich verliehen, aber immer nur an den Berechtigten. Daneben giebt es andere nicht erbliche Ehrentitel und Aemter, die ebenfalls der Mikado verleiht — und die Rangstufen und Classen, durch welche die Hof- und Staatsbeamten allmälich emporsteigen, sind wieder von jenen Titeln unabhängig — so scheint es wenigstens nach den Annalen. Der ganze Organismus ist höchst künstlich und bis jetzt noch sehr räthselhaft. — Der höchste Ehrentitel, den der Mikado häufig nur sich selbst ertheilt, ist Daï-sio-daï-sin. Zu derselben Rangclasse soll die Kuanbak-Würde gehören. Die Titel der zweiten Classe sind O-daï-sin, U-daï-sin und Na-daï-sin, die der dritten Daï-nagon und Tsu-nagon. Alle diese werden nur an eine Person verliehen, die der folgenden Classen an mehrere.

[25]) Klaproth bezeichnet in einer Note zu den Kaiserannalen die Eintheilung der japanischen Verwaltung auf folgende Weise. Es giebt acht Administrationen:

Auch nach aussen machte sich die steigende Blüthe des Reiches geltend. Die Jahrbücher berichten von einem Kriegs- und Jagdzuge nach der Tartarei, und von einer Expedition gegen die wilden Stämme auf Yeso. Gefangene Aïno's von abentheuerlichem Ausseln mussten den Glanz der Gesandtschaften an den chinesischen Hof erhöhen. — In Korea gewannen die Japaner im Jahre 600 einen Theil ihres alten Besitzes zurück; um 623 wurden sie wieder vertrieben, waren aber bald darauf nochmals siegreich[26]). Von dieser Zeit bis 650 scheinen alle drei Reiche regelmässig Tribut entrichtet zu haben: aber das Uebergewicht des mit den Chinesen verbündeten Sinra machte sich mehr und mehr geltend. Als im Jahre 651 seine Gesandten in chinesischer Tracht erschienen, wiesen die Japaner sie an der Grenze zurück. Zehn Jahre darauf eroberte Sinra mit chinesischer Hülfe Petsi und bedrängte auch Kaoli. Die in den Jahren 662 und 663 von Japan gesandten Hülfsvölker mussten der Uebermacht der Chinesen weichen und das Land räumen: mit ihnen kamen einige tausend koreanische Einwanderer nach Japan, darunter

1) Eine allgemeine Centralabtheilung,
2) eine Abtheilung für Gesetze und öffentlichen Unterricht,
3) eine Abtheilung für das Innere,
4) eine Abtheilung für Polizei und Volksangelegenheiten,
5) ein Kriegsministerium,
6) eine Abtheilung für Criminalsachen,
7) eine Abtheilung für die Finanzen,
8) ein kaiserliches Hausministerium.

Die Einführung der japanischen Zeitrechnung nach »Neńgo« datirt auch aus dieser Zeit. Die Neńgo umfasst eine unbestimmte Reihe von Jahren; der Mikado bestimmt ihren Anfang und ihr Ende und giebt ihr den Namen. Allgemein gebräuchlich wurde diese Zeitrechnung gegen Ende des siebenten Jahrhunderts; seitdem heisst es in den Annalen immer: im — ten Jahre der — genannten Neńgo u. s. w.

Die Zeitrechnung nach »Neńgo« haben die Japaner den Chinesen entlehnt, ebenso die Zeitrechnung nach sechszigjährigen Cyclen. Der erste Cyclus beginnt mit dem einundsechszigsten Jahre der Regierung des chinesischen Kaisers Hoang-ti, 2637 v. Chr. Die Regierung des Dsin-Mu beginnt also in dem siebenundfunfzigsten Jahre des dreiunddreissigsten Cyclus. Die einzige ächt japanische Art der Zeitrechnung ist die nach Vereinigung des Reiches unter Dsin-Mu.

26) »Aus dem Umstande, dass Petsi in der Folge auch für Mimana Tribut entrichtete, scheint hervorzugehen, dass letzteres, wo nicht ganz zu Petsi geschlagen, doch unter dessen Schutz gestellt wurde.« S. Hoffmann, Japans Bezüge mit der koreanischen Halbinsel (v. Siebold Nippon Bd. VII.), eine sehr eingehende Abhandlung, welcher fast alle diesen Punct betreffende Angaben entlehnt sind.

Mitglieder der Königsfamilie von Petsi, welche in der Landschaft Muts Lehnsgüter erhielten. Später folgten noch wiederholt grosse Züge von Einwanderern. — Seitdem übte Japan keinen Einfluss mehr auf die koreanischen Angelegenheiten. Man errichtete Grenzwachen auf den Inseln Iki und Tsus-sima und an der Nordostküste von Kiusiu und legte starke Besatzungen dahin. Die guten Beziehungen zum chinesischen Hofe wurden bald wieder hergestellt, und auch mit Korea, das jetzt unter dem Supremate Sinra's stand, trat man wieder in freundliche Verkehrsverhältnisse, welche bis 922 dauerten.

Tentsi, sagen die Annalen, war ein Freund der Wissenschaften: unter ihm wurde die Landesverwaltung und die Gerechtigkeitspflege zuerst auf festen und haltbaren Grundlagen geordnet. Noch heute ehrt man ihn als einen der grössten Fürsten von Japan.

Mehr und mehr blühte das Reich unter den folgenden Kaisern auf. Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts scheint die japanische Cultur über die drei grossen Inseln verbreitet gewesen zu sein, mit Ausnahme der nördlichsten Theile von Nippon, wo noch immer wilde Stämme hausten. In diese Zeit fällt die erste Entdeckung der einheimischen Gold-, Silber- und Kupferminen.

Mit dem Reichthum wuchs auch das Bedürfniss verfeinerter Bildung. Die Mikado's schickten glänzende Gesandtschaften nach China; mit ihnen gingen Priester und gelehrte Edelleute hinüber, die zur Erweiterung ihrer Kenntnisse oft viele Jahre dort zubrachten. Dass aber schon damals die einheimische Bildung, wenn auch auf die chinesische gepfropft, einen hohen Grad der eigenthümlichen Entwickelung erreicht hatte, beweist der Umstand, dass die chinesische Schrift dem japanischen Bedürfnisse nicht mehr genügte. Man stellte Silbenalphabete auf, um den Klang der japanischen Sprache ausdrücken zu können und zwar zunächst, wahrscheinlich noch im achten Jahrhundert, die Firakana-, etwas später die Katakana-Schrift[27]).

[27]) Beide Schriftarten erfüllen den genannten Zweck nur unvollständig; die Geltung der Silben modificirt sich nach ihrer Verbindung und man muss den Klang eines japanischen Wortes kennen, um ihn aus dem schriftlichen Ausdruck herauszulesen. Eine fremde Sprache in Katakana oder Firakana zu schreiben, wäre geradezu unmöglich. — Nach Professor Hoffmann (japanische Grammatik), wurde es zur Zeit der Ausbreitung des Buddhismus in Japan Sitte, chinesisch sprechen zu lernen. Die Aussprache entartete aber bei der Stammverschiedenheit der beiden Idiome im Munde der Japaner dermaassen, dass ein ganz neuer Dialekt daraus wurde. Wie die

794 n. Chr. Unter dem Jahre 794 unserer Zeitrechnung erwähnen die Annalen der Gründung des Palastes von Miako: bis dahin hatten die Erbkaiser in verschiedenen Gegenden von Yamatto und den angrenzenden Landschaften Hof gehalten. Der funfzigste Mikado Kuan-mu baute in der Landschaft Yamasiro, nördlich von Yamatto, ein prächtiges Schloss, zu dessen Ausschmückung alle Theile des Landes beisteuern mussten: dort haben seitdem die Erbkaiser residirt. Miako[28]) liegt in der Ebene, umgeben von waldigen Höhen, nicht weit von dem See Oomi, der im Jahre 286 v. Chr. durch plötzliches Versinken einer grossen Strecke Landes entstanden sein soll. — Die Stadt wuchs rasch zu ansehnlicher Grösse heran, der Hof und die Grossen verbreiteten dort Reichthum und Bildung. Auf den benachbarten Bergrücken liessen sich die Priester und Mönche verschiedener Secten nieder, prächtige Tempelanlagen

heutigen Cantonesen das Englische, so passten die alten Japaner das Chinesische ihrem Sprachorgane an, wodurch sich der Klang der Worte bis zur Unkenntlichkeit veränderte. Für den mündlichen Verkehr mit den Chinesen musste deshalb schon 725 eine Dolmetscherschule errichtet werden. — Die frühesten Werke japanischer Geschichtsschreibung und Poesie wurden in chinesischer Schrift aufgezeichnet, und zwar zum Theil in der stehenden — der Kiaï — zum Theil in der Cursiv- oder Grasschrift. Aus der letzteren bildete man das Firakana-Alphabet, aus der ersteren später das Katakana. Das Firakana, in welchem die Silben in einander gezogen und verbunden werden können, ist das gebräuchlichste, aber nicht, wie oft behauptet wird, ausschliessliches Eigenthum der Frauen. — Wissenschaftliche Werke werden noch heute mit chinesischen Zeichen geschrieben und gedruckt; häufig aber steht neben diesen, wo der chinesische Ausdruck dessen bedarf, eine Erklärung in Katakana oder Firakana, und zwar läuft neben der chinesischen Cursiv-, der Tsau-Schrift, das Firakana, neben der stehenden, der Kiaï-Schrift, das Katakana her. Auch in solche Bücher, deren Text in den japanischen Silbenschriften gedruckt ist, findet man viele chinesische Zeichen eingestreut, ohne deren Kenntniss jedes Verständniss unmöglich ist. S. das Nähere bei Hoffmann a. a. O.

Der Volksglauben bezeichnet den gelehrten Kibi, einen vornehmen Japaner, der sich zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reihe von Jahren in China aufhielt und nachher in seinem Vaterlande zu den höchsten Ehrenstellen emporstieg, als Erfinder des Katakana, und den Priester Kobo, einen der berühmtesten Heiligen von Japan — der in China Sanscrit lernte und in dieser Schrift japanisch zu schreiben versuchte — als Erfinder des Firakana. Die grosse japanische Encyclopädie will diesen Beiden den Ruhm der ihnen zugeschriebenen Erfindungen nicht lassen. — Kibi starb 757, Kobo 835. —

[28]) Miako soll Palast bedeuten und nur von den Fremden als Benennung der erbkaiserlichen Residenzstadt gebraucht werden: der einheimische Ortsname wäre Kioto.

bedeckten die waldigen Hänge. Die buddistischen Secten hatten sich im achten Jahrhundert immer mehr in Japan ausgebreitet; dem gebildeteren Volke musste ihre zum Denken und zur Betrachtung anregende Lehre mehr zusagen als die alte Naturreligion. Durch die häufigen Berührungen mit China kamen vielerlei Observanzen herüber und auch in Japan entstanden neue Secten. Die einheimischen Theologen scheinen das Material in eigenthümlicher Weise verarbeitet und mit der alten volksthümlichen Lehre verschmolzen zu haben: bald liessen sie die alten Kami's unter der Hülle indischer Gottheiten erscheinen, bald diese in den Personen japanischer Herrscher und Helden wiedergeboren werden. So wurde die alte Landesreligion nicht verdrängt, aber vielfach modificirt, und übte auch ihrerseits starken Einfluss auf den buddistischen Cultus. Wenige Secten scheinen die eine oder die andere Lehre in ihrer vollen Reinheit bewahrt zu haben, aber der Buddismus gewann ein grosses Uebergewicht. Selbst die Erbkaiser, wiewohl doch eigentlich eine Incarnation der alten Nationalgottheit, bekannten sich zu dem indischen Cultus; von Kuan-mu, dem funfzigsten Mikado, wird ausdrücklich erzählt, dass er sich buddistisch taufen liess[29]).

Das Ansehn der Erbkaiser scheint in dieser Periode und noch bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts im Steigen gewesen zu sein. Zwar bekleideten schon damals die Fudsiwara fortwährend die höchsten Hof- und Staatsämter, doch war ihr Einfluss nicht unbedingt; sie hatten lange Zeit die Eifersucht anderer Günstlinge zu bekämpfen, mussten oft weichen, und überwanden ihre Nebenbuhler erst zu Ende des achten Jahrhunderts, das besonders reich war an weiblichen Mikado's. Die Politik dieser Familie bestand darin, ihre Töchter den Kaisern zu vermälen und ihnen oder ihren unfähigsten Söhnen die Succession zu verschaffen. Im Anfange des neunten Jahrhunderts befestigte sich die Macht der Fudsiwara immer mehr: unter ihrer Einwirkung abdiciren der einundfunfzigste,

[29]) Klaproth beschreibt in einer Anmerkung zu den Kaiserannalen die »buddistische Taufe« folgendermaassen: La cérémonie du baptême bouddique (Kuan-tsioo) se fait dans un endroit obscur où ne peuvent pénétrer les regards de personne. Le grand-prêtre qui tient en main un vase de cuivre repand un peu d'eau sur la tête du néophyte en prononçant quelques paroles. On appelle l'eau du baptême Kan-ro, la rosée douce. En le versant sur la tête du néophyte le prêtre prie les dieux de lui remettre les Sango, c'est-à-dire ses pêchés avant, pendant et après cette vie, et de l'aider à purifier son cœur et à parvenir à la perfection.

zweiundfunfzigste, dreiundfunfzigste Mikado in der Kraft ihrer Jahre und ziehen sich in das Privatleben zurück. Fudsiwara-no-Yosi-fusa wird Regent bei der Thronbesteigung des sechsundfunfzigsten Mikado, der sein Tochtersohn und nur neunjährig war. Auch dieser dankt in seinem sechsundzwanzigsten Jahre zu Gunsten seines achtjährigen Sohnes ab, welcher heranwachsend Begabung und Thatkraft zeigt, aber von Moto-tsune, dem Sohne und Nachfolger des Yosi-fusa, entthront wird. Moto-tsune nahm zuerst den Titel Kuanbak an und setzte einen Greis auf den Thron: in ähnlicher Weise schalten seine Nachfolger durch mehrere Generationen. Die Kuanbak-Würde vererbt vom Vater auf den Sohn, das Haupt der Fudsiwara steht in Wirklichkeit an der Spitze des Staates. Nur Greise und Unmündige werden auf dem Throne geduldet: die höchste W ü r d e bleibt den Mikado's, aber alle unter ihnen, die Fähigkeit und Thatkraft zeigen, müssen abdanken und sich in das Privatleben zurückziehen. Die Ex-Mikado's bewohnen prächtige Paläste in und um Miako, wetteifern mit den Grossen in glänzenden Festlichkeiten und vergeuden ihre Kraft in Mummereien und anderen rauschenden Vergnügungen. Miako wird ein Sitz des Reichthums und verfeinerter Sitten: die vornehme Jugend übt die Jagd und ritterliche Spiele, Musik und Poesie, sie wirbt um zarte Frauenminne und Waffenruhm, und sucht Abentheuer gleich den Kämpen des Westens. So erscheint in Japan das neunte und zehnte Jahrhundert als ein Zeitalter ritterlicher Romantik[39]).

Die Berührungen mit dem Auslande wurden seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts seltener: nur in langen Zwischenräumen gingen einzelne Priester und Gelehrte nach China, von Gesandtschaften dahin berichten die Annalen in diesem Zeitraume gar nicht. Die japanische Gesittung stand jetzt auf eigenen Füssen und entwickelte sich selbstständig zu immer höherer Blüthe. Die Be-
935 n. Chr. ziehungen zu Korea blieben die alten bis um das Jahr 935, in

[39]) Selbst die Annalen, welche doch nur Auszüge der grösseren Geschichtswerke sind, enthalten eine Menge Erzählungen von den galanten Abentheuern der Ex-Mikado's, der Kuanbak's und anderer Vornehmen, welche schönen Prinzessinnen Serenaden bringen, und vor den Fenstern der Geliebten mit ihren Nebenbuhlern die Klingen kreuzen, — und romantische Geschichten von Eifersucht und Grossmuth, von treuer Freundschaft und Selbstverleugnung. Sie erzählen viel von den Wettkämpfen der Poesie und Musik in schönen Gärten, unter blühenden Bäumen, am Ufer rieselnder Bäche oder stiller Seen.

welchem ein Fürst von Kaoli das alternde Königshaus von Sinra stürzte. Von da bis zum Jahre 1392 hatte Japan gar keinen Verkehr mit Korea. Gegen das Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts verwüsteten Corsaren von Sinra vielfach die japanischen Küsten und bemächtigten sich auf kurze Zeit der silberreichen Insel Tsus-sima.

Die Ruhe im Inneren des Reiches wurde in dieser Blütheperiode nur durch die hochmüthigen ränkesüchtigen Priester und Mönche der Umgegend von Miako zuweilen gestört. In hunderten reichdotirter Klöster angesiedelt befehdeten sie einander mit Feuer und Schwert, und zogen oft, mit den zur Schlichtung ihrer Kämpfe getroffenen Entscheidungen unzufrieden, in hellen Haufen nach der Hauptstadt, legten Feuer an die Paläste der Kuanbak's und selbst an die Wohnung der geheiligten Erbkaiser, und mussten mit Waffengewalt vertrieben werden. Die Annalen erzählen viel von der Unbeugsamkeit und Zügellosigkeit dieser Priester; ihr Reichthum und Einfluss wuchs noch bedeutend in den folgenden Jahrhunderten. Sie wohnten in zahlreichen Corporationen zusammen, die sich später, zur Zeit der inneren Kriege, vielfach an den Kämpfen betheiligten und eine politische Macht wurden, welche die Partheien nicht verachten durften.

Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts begegnen wir einer Rebellion, angestiftet von einem Abkömmling des Kaisers Kuan-mu, der sich im Osten von Nippon zum Mikado ausrufen liess und eine zahlreiche Parthei zu gewinnen wusste. Erst nach mehreren Feldzügen bewältigten ihn die Heere der Kuanbak's. Dies war die Blüthezeit ihrer Herrschaft, welche in den Annalen bis zu Ende des zehnten Jahrhunderts als gerecht und weise gepriesen wird. Den Erbkaisern gegenüber behaupteten sie ihr Ansehen auch noch durch die beiden ersten Drittheile des elften Jahrhunderts: von dem neunundsechszigsten Mikado wird ausdrücklich gesagt, dass er, obgleich sehr fähig und unterrichtet, sich doch in allen Regierungsangelegenheiten in den Willen der Kuanbak's habe fügen müssen; aber ihre Autorität im Lande sank immer mehr. Das Geschlecht war entkräftet und den inneren Zuständen, die sich im Laufe der Zeit herangebildet hatten, nicht mehr gewachsen. Die einzelnen Landschaften wurden ursprünglich von Statthaltern des Mikado regiert, welche allmälich das Amt in ihren Familien erblich gemacht zu haben scheinen. Die Souverainetätsrechte, die sie

ursprünglich im Namen der Erbkaiser übten, gingen durch den Brauch und die Gewohnheit langer Zeiträume allmälich auf sie selbst über. So entstanden die Erblehen. Einige dieser Fürsten wuchsen den schwachen Kuanbak's über den Kopf und schüttelten deren Herrschaft ab: schon im Anfange des elften Jahrhunderts bekriegten mehrere selbstständig gewordene Daïmio's einander ungestraft, und um 1050 brach in den nördlichen Landschaften von Nippon eine Rebellion gegen die Centralregierung aus, welche erst nach langen heftigen Kämpfen unterdrückt wurde. Der siegende Held dieses Krieges war Minamoto-no-Yori-yosi[31]), der nach seinem Tode als Kriegsgott Fatsman-yu verehrt wurde, der Stammvater der späteren Siogun-Dynastieen.

Dem einundsiebzigsten Mikado Go-Sansio[32]) gelang es um das
1070. Jahr 1070, dem schwachen Kuanbak das Ruder der Herrschaft zu entwinden: er wurde auch für kurze Zeit Herr der rebellischen Grossen. Seine Nachfolger fuhren zwar fort den Häuptern der Fudsiwara den hergebrachten Kuanbak-Titel zu verleihen, doch scheint dieses Amt seitdem eine Art Hausministerium geworden zu sein; die frühere Macht erlangten sie trotz mancherlei Versuchen niemals wieder.

Die nächsten achtzig Jahre bieten nun die merkwürdige Erscheinung, dass die Erbkaiser, sobald sie einen lebensfähigen Erben haben, dem Throne freiwillig entsagen, aber die Leitung des Staates in der Hand behalten. Das Ceremoniel, mit welchem die Kuanbak's die geheiligte Person des Mikado umgeben hatten, und dessen man sich jetzt nicht mehr entledigen konnte, scheint jede freie Bewegung gehemmt und ein kräftiges Eingreifen in die Geschäfte unmöglich gemacht zu haben. Go-Sansio abdicirt schon nach dreijähriger Regierung zu Gunsten seines Sohnes Dsiro-kawa, der, von seinem Vater in die Geschäfte eingeweiht, im Jahre 1086 ebenfalls abdankt, um die Leitung des Staates nach dessen Tode zu übernehmen. Er regiert das Land unter den beiden folgenden Kaisern, seinem Sohne und Enkel. Der Letztere, Toba, resignirt

[31]) Auch diese Familie leitet sich von dem Geschlechte der Erbkaiser her: der zweiundfünfzigste Mikado Saga-no-ten-o (810—823) verlieh seinen vier Töchtern den Namen Minamoto; von einer derselben soll das Geschlecht des Yori-yosi abstammen.

[32]) Sansio der Zweite.

schon im zweiundzwanzigsten Jahre zu Gunsten seines Sohnes Siutok und ergreift bei Dsiro-kawa's Tode die Zügel der Herrschaft. Auf sein Geheiss muss später Siutok die Krone einem jüngeren Halbbruder abtreten, nach dessen Tode Toba abermals einen seiner unmündigen Söhne auf den Thron setzt. Dsiro-kawa stirbt, und Siutok sucht sich (1156), zu schwach für die Herrschaft, wenigstens 1156.
des Thrones wieder zu bemächtigen, um seinen eigenen Söhnen die Nachfolge zu sichern. Der Hof ist in zwei Partheien gespalten: Siutok unterliegt nach blutigem Kampfe, wird zum Priester geschoren und in die Verbannung geschickt.

Alle diese Herrscher waren ihrer Stellung nicht gewachsen. Unter der kraftlosen Verwaltung der letzten Kuanbak's hatten die Lehnsfürsten ihre Häupter erhoben und boten der kaiserlichen Regierung Trotz, und wenn auch Go-Sansio auf kurze Zeit der aufrührerischen Grossen wieder Meister wurde, so konnten doch weder er noch seine Nachfolger ihr Ansehn auf die Länge behaupten. Der Zwist in der Familie der Mikado's gab ihrer Macht den Todesstoss. Seitdem Siutok seinen Bruder zu entthronen suchte, war das Kaiserhaus immer in verschiedene Factionen zerspalten und wandte vergebens alle Mittel der Gewalt und Intrigue auf, um die Herrschaft wieder an sich zu reissen: sie wurden seitdem ein Spielball der Grossen, welche sich ihres Ansehns nur zu Erreichung der eigenen selbstsüchtigen Zwecke bedienten.

Schon unter der Herrschaft des Dsiro-kawa waren wieder Unruhen in den nördlichen Landschaften von Nippon ausgebrochen, zu deren Unterdrückung zwei blutige Kriege geführt werden mussten. Der kaiserliche Feldherr Minamoto-no-Yosi-ye, ein Sohn des Yori-yosi, benutzte sein in diesem Kriege gewonnenes Ansehn, um sich von den Bewohnern des Kuanto [33]) huldigen zu lassen. Dsiro-kawa sandte den

[33]) Unter dem Namen Kuanto verstand man den ganzen östlichen Theil von Nippon, jenseit der Grenzwachen von Suzuṅga in der Landschaft Isye; das westlich von diesem Passe gelegene Land hiess Kuanseï; im engeren Sinne scheint der Landstrich zwischen jenen Grenzgebirgen von Isye und dem Golfe von Yeddo — also die Provinzen Yetsiṅgo, Fida, Kootske, Sinano, Saṅgami, Idsu, Tootomi, Suruṅga und Mikawa — den Namen Kuanto geführt zu haben; — so ist dieser Complex von Landschaften wenigstens auf einer alten französischen Karte von Japan bezeichnet, welche sich wahrscheinlich auf einheimische Karten des siebzehnten Jahrhunderts und die Angaben der Jesuiten gründet. — Jetzt heisst Kuanto nach einer Notiz des Herrn von Siebold nur das östlich von den Grenzwachen von Fakone (Provinz Saṅgami) gelegene Land, also die um den Golf von Yeddo liegenden Provinzen.

Fürsten Taïra-no-Masa-mori gegen die Minamoto: dies war die erste feindliche Begegnung der Familien Minamoto und Taïra (Gensi und Feïke) deren erbitterte Kriege bald darauf eine Umgestaltung aller Verhältnisse herbeiführen sollten. Zwei Heerführer aus diesen Geschlechtern, Minamoto-no-Yosi-tomo Fürst von Simotske und Taïra-no-Kiyo-mori gewannen dem Mikado Go-Dsiro-kawa den Sieg über seinen Halbbruder Sutok und wurden die einflussreichsten Männer im Staat. Ihre und ihrer Nachkommen Kämpfe um die Herrschaft bilden die Geschichte der nächsten fünfundzwanzig Jahre.

Auf das Zeitalter der Romantik, in welchem sich die japanische Gesittung, die Begriffe von Liebe, Ehre, Freundschaft und Loyalität in sehr eigenthümlicher Weise entwickelten, folgen zunächst blutige Fehden, welche das ganze Land erschüttern und die Nation zum vollen Bewusstsein ihrer Kraft bringen. Dann kommen die Jahre der männlichen Reife, in welchen unter einem gemässigten und kräftigen Regiment — denn so kann man die Herrschaft der Siogun's und der Sitsken von Kamakura und die der Siogun's von Miako während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts wohl nennen — der Wohlstand und die Cultur des Landes wuchsen, Handel und Gewerbe blühten, und das bürgerliche Leben einen hohen Grad der Ausbildung erreichte. Unter den herrschenden Classen zeigen sich namentlich im Anfang dieser Periode die Extreme von Tugend und Laster, zu denen gesteigerte Hingebung und Selbstsucht, Loyalität und Ehrgeiz zu führen pflegen. Das Ansehn der Mikado's sinkt immer tiefer: um die verlorene Macht wieder zu erlangen verbünden sie sich bald dieser, bald jener Parthei unter den Grossen und müssen deren ehrgeizigen Zwecken dienen, denn ihre Autorität ist Jedem nothwendig, der sich die Herrschaft über das Reich gewinnen will.

Go-Dsiro-kawa, der gegen Sutok siegreiche Mikado, abdicirte nach dem Beispiel seiner Vorgänger schon nach zweijähriger Re-
1158. gierung (1158) um die Leitung des Staates zu übernehmen: bald darauf kam die Feindschaft zwischen den Minamoto und Taïra zum Ausbruch. Jene unterliegen: von den Söhnen des Yosi-tomo entgeht nur der jüngste Yori-tomo dem Tode. Taïra-no-Kiyo-mori wird allmächtig: der ränkesüchtige Go-Dsiro-kawa bedient sich seiner zunächst, um den eigenen Enkel zu entthronen und seinen Sohn Taka-kura zum Mikado zu erheben, conspirirt dann aber mit einigen

Grossen zum Sturze des übermächtigen Ministers. Kiyo-mori entdeckt die Verschwörung, lässt die Rädelsführer hinrichten und sperrt den Go-Dsiro-kawa ein. Auch der regierende Kaiser muss nun zu Gunsten seines dreijährigen Sohnes Antok, welchen ihm eine Tochter des Kiyo-mori geboren hatte, abdanken. Eine neue Erhebung von Seiten der Minamoto und eines kaiserlichen Prinzen scheitert, mehrere angesehene Fürsten müssen in die Verbannung. Dem gefangenen Go-Dsiro-kawa aber gelingt es, durch einen Priester den geschriebenen Befehl, ihn zu befreien, an den unterdess herangewachsenen Minamoto-no-Yori-tomo gelangen zu lassen, der im Osten von Nippon verborgen lebte. Dieser bedient sich des kaiserlichen Schreibens um Truppen zu sammeln, bemächtigt sich zunächst des Kuanto und bedroht Miako. Taïra-no-Mune-mori, der Sohn und Erbe des Kiyo-mori, entführt fliehend den gefangenen Go-Dsiro-kawa und den regierenden Kaiser Antok, Yori-tomo aber lässt den Go-Toba, einen Sohn des Taka-kura, als Mikado proclamiren. Go-Dsiro-kawa entkommt nach Miako und spricht öffentlich allen Besitz der Taïra den Minamoto zu. Das ganze Land nimmt Parthei für die Gensi oder die Feïke, und es entspinnt sich ein blutiger Vertilgungskrieg zwischen den beiden Geschlechtern, der nach vielen Wechselfällen mit der gänzlichen Ausrottung der Feïke (Taïra) endigt: die letzten ertränken sich fliehend mit dem achtjährigen Mikado Antok bei Simonoseki (1185)[34]. 1185.

Damit war die Herrschaft der Minamoto gesichert. Yori-tomo hatte zunächst noch die Prätensionen einiger Stammgenossen[35]) zu bekämpfen, die, von dem unruhigen Go-Dsiro-kawa aufgewiegelt,

[34]) Der berühmte Krieg der Gensi und Feïke ist in ausführlichen Werken beschrieben, die voll von blutigen Schrecknissen und romantischen Abentheuern sein sollen. Er bildet einen Hauptabschnitt der japanischen Geschichte und steht gewissermaassen auf der Grenze der alten und der mittelen Periode.

[35]) Der bedeutendste war Yosi-tsune, ein Bruder des Yori-tomo, der, nach dem Wa-kan-nen-keï, sich nach dem Verluste der entscheidenden Schlacht entleibte. Herr von Siebold sagt, dass nach der Ansicht japanischer Historiker diese Angabe verbreitet worden sei, um Yori-tomo zu beruhigen, dass Yosi-tsune nach Yeso entflohen, von da nach Tattau übergesetzt und dort Stammvater der Yuën-Dynastie geworden sei. Siebold stellt die Vermuthung auf, dass Yosi-tsune und Dšengis-Khan eine Person seien. Dšengis-Khan erhob die weisse Fahne — das Feldzeichen der Minamoto war weiss; der Titel Khan wäre vielleicht identisch mit dem japanischen Kami. Die tartarischen Hofsitten sollen den japanischen ähnlich sein. S. Siebold Nippon Bd. I. Anm. 148.

an der Spitze siegreicher Heere die oberste Gewalt für sich selbst in Anspruch nahmen. Er bezwang sie in wenigen Jahren, erhielt 1192 den Titel DSEÏ-I-DAÏ-SIOGUN[36]) und herrschte von da an mit fast unumschränkter Macht. Die MIKADO's hatten allen politischen Einfluss verloren und regierten jetzt, wie die Annalen ausdrücklich sagen, nur noch ihren Hof. YORI-TOMO wählte KAMAKURA, den Sitz seines berühmten Ahnherrn YORI-YOSI, zur bleibenden Residenz und kam nur selten nach MIAKO, wo in der Zwingburg ROKFARA seine Statthalter herrschten. Ihr Amt bestand in Beaufsichtigung des MIKADO-Hofes und wurde eines der wichtigsten im Lande. Die Erbkaiser blieben nach wie vor der Ausfluss aller Ehren: alle Titel, Würden und Rangerhöhungen gingen von ihnen aus, aber sie standen unter der Bevormundung der SIOGUN's, die schon damals alle Staatseinkünfte an sich gerissen und die Kosten der kaiserlichen Hofhaltung bestritten zu haben scheinen.

Nur durch drei Generationen blieb die Macht in den Händen der MINAMOTO. Schon die beiden ersten Nachfolger des YORI-TOMO waren ränkesüchtige Tyrannen, welche nur durch die Klugheit und Herrscherbegabung von dessen Wittwe[37]) gehalten wurden. Nach ihrem Tode riss YORI-TOMO's erster Minister FOSIO-NO-YOSI-TOKI die Gewalt an sich und machte sie erblich in seinem Hause, das von da an einhundertfunfzehn Jahre lang d. h. bis 1334 das japanische Reich beherrschte. Die SIOGUN's behielten ihre Würden und Titel: sie wurden von den FOSIO, welche nur als ihre ersten Minister und Stellvertreter, als SITSKEN regierten, aus der Nachkommenschaft des YORI-TOMO, später sogar aus Nebenlinien der MINAMOTO und dem erbkaiserlichen Hause nach Belieben erwählt und verabschiedet. Die SITSKEN umgaben sie mit einem glänzenden Hofstaate und hielten sie in einer ähnlichen Gefangenschaft wie die Erbkaiser. So haben wir die merkwürdige Erscheinung, dass die höchste Würde bei dem

[36]) Dieser Titel soll bedeuten: Grosser Feldherr gegen die Barbaren. Er ist viel älteren Datums und wurde auch schon früher einigen Fürsten aus dem Geschlechte der MINAMOTO ertheilt. Dass von nun an mit diesem Titel die höchste Macht verbunden war, ist etwas rein Zufälliges, denn an sich verleiht er keinen Anspruch darauf.

[37]) Das Volk nannte sie die AMA SIOGUN, d. h. die Nonne SIOGUN, da sie nach dem Tode ihres Gemals das geistliche Kleid angelegt hatte. Sie war aus dem Geschlechte der TAÏRA. — Die Herrschaft des YORI-TOMO und seiner beiden Nachfolger heisst bei den Japanern die Dynastie der drei SIOGUN's.

Mikado-Geschlecht, die Herrschaft nominell bei den Siogun's, den Minamoto, die thatsächliche Macht aber bei deren Ministern, den Regenten aus dem Hause Fosio war.

Anfangs wollten sich die Erbkaiser nicht fügen, aber die Regenten wurden ihrer bald Meister. Alle Mordanschläge und Verschwörungen des Go-Toba scheitern, der folgende Mikado abdicirt zu Gunsten seines Sohnes, welchen die Statthalter von Miako entthronen. Die Fosio setzen einen Enkel des Taka-kura ein und regeln von da an die kaiserliche Erbfolge nach Willkühr. Sie beobachteten die Politik, den Sohn niemals unmittelbar auf den Vater folgen zu lassen, und wählten den Mikado abwechselnd aus verschiedenen Linien des Kaiserhauses. Mehrere, die sich ungefügig zeigten, wurden ohne weiteres beseitigt. Die Herrschaft der Fosio war eine militärische: sie unterhielten überall starke Garnisonen, die meist von Männern aus ihrem Stamme[38]) befehligt wurden, und behaupteten die unumschränkteste Gewalt über das ganze Land auch dem Lehnsadel gegenüber. Die Jahrbücher wissen nicht genug das streng gesetzliche Regiment dieses Geschlechtes zu rühmen: gegen die Grossen mussten sie oft die starke Hand brauchen und es fehlte nicht an Complotten und Kabalen an ihrem eigenen Hofe[39]), aber sie schützten das Volk und verbannten alle Willkühr. Das ganze Land genoss des tiefsten Friedens und einer geregelten Verwaltung. — Das Regentenamt vererbte sich im Mannesstamme in ununterbrochener Linie vom Vater auf den Sohn oder Enkel. Ihre Verwaltung hatte das eigenthümliche, dass der regierende Sitsken einen Mitregenten aus der Verwandtschaft berief, dessen Würde der seinen gleich gestellt war: dadurch konnten sie der gefährlichen Minister aus anderen Familien entbehren und verbanden sich ihre Stammgenossen um so fester.

In das Ende des dreizehnten Jahrhunderts fallen die Expeditionen, welche der Mongolenfürst Kublai-Khan gegen Japan sandte. Er schickte nach der Unterwerfung von Korea zuerst 1267 und

[38]) Man begegnet in der Geschichte dieser Zeit so vielen Fosio, dass der Gedanke nahe liegt, die Regenten hätten viele ihrer Anhänger durch Adoption in ihre Familie aufgenommen.

[39]) Die Annalen erzählen unter andern von einem gefallenen Günstling, der sich 1247 mit 270 seiner Anhänger das Leben nahm. Das Harakiru, die Selbstentleibung durch Aufschlitzen des Bauches, scheint in dieser Zeit besonders beliebt gewesen zu sein.

nachher wiederholt Botschafter nach Kamakura, welche Unterwerfung und Tribut forderten[40]). Die Regenten würdigten ihn keiner Antwort. Kublai-Khan rüstete eine Flotte von neunhundert Schiffen, die 1274 gegen Japan segelte, aber bei der Insel Iki geschlagen und durch Stürme zerstreut wurde. Abermals erschienen in den Jahren 1276 und 1279 mongolische Gesandte in Kamakura: die Regenten liessen sie hinrichten. Kublai-Khan machte nun gewaltige An-
1281. stalten: im Sommer 1281 liefen die mongolisch-chinesischen und die koreanischen Flotten von vielen verschiedenen Häfen aus, das Heer soll über 200,000 Mann gezählt haben. Sie wurden an der japanischen Küste zu Wasser und zu Lande angegriffen und überwunden, heftige Stürme kamen nochmals den Japanern zu Hülfe. Den grössten Theil der Seemacht verschlang das Meer: 30,000 Soldaten, die bei Fakata[41]) die Küste gewannen, wurden von den Japanern niedergemetzelt bis auf drei, welche die Schreckenspost

[40]) Das Schreiben des Mongolenfürsten, welches auch die chinesischen Annalen berichten, lautet in Professor Hoffmann's Uebersetzung so:

Ich bin der Fürst eines vordem kleinen Staates, an den die angrenzenden Länder sich anschlossen; aber ich bestrebe mich, dass unverbrüchliche Treue und Freundschaft unter uns herrscht. Was noch mehr ist, meine Ahnen haben kraft des vom Himmel empfangenen glänzenden Befehls vom Gebiete Hia auf einmal Besitz genommen. Die Zahl der entlegenen Länder und fernen Städte, welche unsere Macht fürchten, unsere Tugend lieben, ist nicht zu berechnen. — Als ich den Thron bestieg, litt das harmlose Volk von Kaoli unter den Drangsalen des Krieges. Sogleich liess ich die Feindseligkeiten einstellen und die Truppen über die Grenzen zu den Lagerplätzen ihrer Fahnen zurückkehren. Um mir Dank zu sagen, erschienen Fürst und Unterthanen von Kaoli an meinem Hofe, und freundlich, wie ein Vater seine Kinder, habe ich sie behandelt. Auch euere Diener sollen, wie ich beschlossen, solches erfahren. Kaoli ist meine Grenze im Osten; Nippon liegt nahe und hat von Anbeginn mit dem Reiche der Mitte verkehrt. Nur seit meiner Regierung ist kein Abgeordneter von da erschienen, um mit mir in freundschaftlichem Einverständniss zu verkehren. Doch man wird in euerem Lande, wie ich besorge, den Zustand der Dinge nicht genugsam erkennen. Ich sende also Abgeordnete mit einem Schreiben, das meine Absicht kund thue, und hoffe, dass wir uns verständigen und ein Bündniss knüpfen, das auf gegenseitige Freundschaft gegründet ist. Schon der Weise will, dass die Welt nur Eine Familie ausmache. Wie kann aber das Princip Einer Familie verwirklicht werden, wenn man nicht auf freundschaftlichem Fusse mit einander verkehrt. Ich bin entschlossen diesen Grundsatz in's Leben zu rufen, und sollte ich im äussersten Falle zu den Waffen greifen müssen. Jetzt ist es die Sache des Königs von Nippon, zu entscheiden, was ihm genehm ist.

[41]) In der Landschaft Tsikudsen.

nach der Heimath bringen mussten. Der Sieg der Japaner war vollständig [42]. —

Die Herrschaft der Fosio blühte bis in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Zuletzt machten übermüthige Beamte durch willkührliche Verwaltung ihr Regiment beim Volke verhasst und dem Regenten selbst fehlte es an Thatkraft. Der Mikado Go-Daïgo verbündet sich mit einigen Lehnsfürsten und sendet ein Heer gegen Kamakura, welches der Feldherr des Regenten schlägt [43]. Go-Daïgo wird entthront und nach der Insel Oki verbannt, entkommt aber von dort, sammelt von neuem Truppen und zieht zunächst nach Miako. Der neue Mikado flieht in das Schloss Rokfara zu den Statthaltern, die sich gegen die feindliche Uebermacht nicht halten können und sammt allen ihren Anhängern entleiben. Kamakura fällt durch Verrath, der Regent giebt sich mit den meisten seiner Stammgenossen und Freunde den Tod. Alle Tempel und Paläste der eroberten Stadt waren mit blutigen Leichen gefüllt, nur wenige der Besiegten baten um Gnade. Die im Lande zerstreuten Mitglieder des gestürzten Geschlechtes wurden überall vom Volke niedergehauen, dem sie durch die in den letzten Jahren geübte Willkühr verhasst geworden waren; nur wenigen gelang es, sich zu verbergen. — So endete im Jahre 1334 die Herrschaft des Hauses Fosio. 1334

Go-Daïgo bestieg nun von neuem den Thron und ernannte, da er durchaus selbst regieren wollte, nicht einmal einen Kuanbak. In der That aber lag die Macht in den Händen seiner siegreichen Heerführer, unter denen Minamoto-no-Taka-usi der bedeutendste war. Als Oberfeldherr der Fosio trat er im entscheidenden Augenblicke zur Parthei des Mikado über und gewann diesem den Sieg. Go-Daïgo sandte ihn jetzt nach dem Kuanto, wo ein Sohn des gestürzten Regenten mit starkem Anhange aufgestanden war.

[42]) Die japanischen Nachrichten über die mongolische Invasion sind etwas verwirrt. Nach einigen Angaben waren es 100,000 Mann, die an der Küste niedergemacht wurden. Dem uralten Gott der Winde erwies man für die geleisteten Dienste besondere Ehren; sein Tempel zu Ise erhielt den Namen »Schloss der Winde«.

Marco Polo erzählt von den Unternehmungen des Kublai-Khan gegen Japan, schildert sie aber, auf mongolische Berichte fussend, etwas abweichend.

[43]) »Seit hundert Jahren«, sagen die Annalen, »war es unerhört, dass das Ansehn der Fosio im Lande missachtet worden wäre.«

Taka-udsi vergrösserte in dem langjährigen Kriege seine Macht und sein Ansehn immer mehr und liess sich endlich als Siogun proclamiren. Der Mikado war ihm nicht gewachsen: Taka-udsi schlug dessen Heere, setzte sich nach manchen Wechselfällen in Miako fest und erhob den Kuan-mio, einen Nachkommen des zweiundneunzigsten Erbkaisers, auf den Thron. Der vertriebene Kaiser Go-Daïgo zieht sich mit starkem Anhange nach der Landschaft Yamatto zurück — das Reich ist getheilt in ein nördliches und ein südliches. Die Grossen nehmen, häufig die Parthei wechselnd, thätigen Antheil an dem Kampfe der beiden Mikado-Häuser, der sich durch mehrere Generationen fortsetzt. Miako sinkt, oft genommen und wiedergenommen, schnell von seiner alten Herrlichkeit herab: der sonst so üppige Hof der Mikado's wird zur Einöde, sie führen ein unstätes Leben, alle Ceremonieen und Feierlichkeiten unterbleiben. Taka-udsi und seine Nachfolger befestigen, für den Mikado des Nordens kämpfend, ihre Macht immer mehr und gründen eine neue Siogun-Dynastie — werden aber erst nach vielen Wechselfällen Meister der übermüthigen Grossen, die sich um den Mikado des Südens[44]) schaaren. Dem Enkel des Taka-udsi gelingt es endlich, einen ehrenvollen Frieden mit dem Mikado des südlichen Reiches
1392. zu schliessen: dieser zieht im Jahre 1392 mit grossem Pomp in Miako ein und übergiebt abdankend die von seinem Ahnherrn entführten Reichsinsignien[45]). So ging die Familie Minamoto nochmals siegreich aus einer tiefgreifenden Umwälzung hervor. Der Krieg berührte fast alle Theile des Landes und förderte die Selbstständigkeit der Lehnsfürsten.

Minamoto-no-Taka-udsi[46]) und seine nächsten Nachfolger waren tüchtige Regenten; so lange der Krieg mit dem südlichen

[44]) Die südliche Linie gilt in der japanischen Geschichte als die legitime.

[45]) Die Attribute der Mikado-Würde sind die Geistertafel, der Spiegel, das Schwert. Die Kaiserannalen thun ihrer um 507 n. Chr. die erste Erwähnung — ihren Ursprung führte die Sage auf die Sonnengottheit Ten-zio-daï-sin zurück. Sie sind vielleicht identisch mit den oben erwähnten Geschenken des koreanischen Prinzen Amano Fiboko, der 27 n. Chr. in Japan einwanderte.

[46]) In der Klaprothschen Ausgabe des Nipon-o-dai-itsi-ran heissen Taka-udsi und alle seine Nachfolger Minamoto. In den von Professor Hoffmann übersetzten Geschichtstabellen wird der Gründer dieser Dynastie zuerst Asi-kaga Taka-udsi, später dagegen auch Minamoto-no-Taka-udsi genannt. In der von Herrn Léon de Rosny aufgestellten Liste der Siogun's heissen Taka-udsi und seine nächsten sechs

Reich sie in Athem erhielt, entwickelten sie Energie und Herrscherbegabung. Nachdem der Frieden 1392 hergestellt, die beiden Reiche wieder vereinigt waren, erhob sich Miako bald zu seiner früheren Grösse. Die Höfe des Mikado und des Siogun wetteiferten an Pracht und Herrlichkeit, der Gewerbfleiss erwachte von neuem, Kunst und Poesie blühten wieder auf. Man feierte glänzende Feste und genoss nach dem langen Elende in vollen Zügen der Wohlthaten des Friedens.

Yosi-mitsi, der Enkel des Taka-udsi, übertrug bald nach dem Friedensschluss die Siogun-Würde seinem Sohne und trat unter dem Namen Mitsi-yosi in den geistlichen Stand, behielt aber die oberste Leitung des Staates bis an sein Lebensende. Er stellte die Beziehungen zu den chinesischen Herrschern wieder her, die um 1373 gegen Japan kreuzen liessen, — aus Besorgniss, die dortigen Kriege möchten einen schädlichen Einfluss auf das Reich der Mitte üben, — und um 1380 ihre Häfen den japanischen Schiffen schlossen. Schon im Anfange seiner Regierung (1368) hatte Yosi-mitsi den chinesischen Kaiser Taï-tsi, den ersten Herrscher der Ming-Dynastie, durch eine Gesandtschaft beglückwünschen lassen; im Jahre 1397 wurden nun die Beziehungen erneuert. Die Jahrbücher schildern mit Vorliebe den glänzenden Empfang der chinesischen Gesandtschaften im Palaste des Yosi-mitsi, der sich nach seinem Rücktritt von der Siogun-Würde mit allem Prunk einer üppigen Hofhaltung und mit prächtigen Kunst- und Büchersammlungen umgeben hatte. Er und seine Nachfolger scheinen in den Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarhofe eine Befriedigung ihrer Eitelkeit gefunden zu haben; sie schickten an die chinesischen Kaiser eigenhändige Schreiben mit Geschenken, die sehr nach Tribut aussehen[*], und

Nachfolger Minamoto — darauf aber folgen drei Regenten mit dem Familiennamen Asi-kaga, dann wieder drei Minamoto, von denen der letzte der Siogun Yosi-aki ist. Nun ist in den Kaiserannalen nicht nur die Erbfolge in dieser Dynastie vom Vater auf den Sohn von Taka-udsi bis Yosi-aki herabgeführt, sondern es wird ausdrücklich erwähnt, dass Yosi-aki der letzte Sprössling aus dem Mannesstamme des Taka-udsi gewesen sei. Wie dieses Räthsel zu lösen: ob Taka-udsi wirklich ein Minamoto war, oder ob er sich dieses Namens auf irgend eine Weise bemächtigte — ob die fünf Siogun's von Yosi-masa bis Yosi-faru, die in den Kaiserannalen Minamoto heissen, aus einem anderen Hause waren — müssen die mit den japanischen Originalen vertrauten Gelehrten entscheiden.

*) Sie bestanden bei der einen Gesandtschaft in 1000 Unzen Gold und kostbarem Hausgeräthe.

liessen es sich gefallen, von ihnen als Könige von Japan angeredet zu werden. Sie nahmen unter den Gegengeschenken auch chinesische Kalender an und bekannten sich dadurch zu Vasallen des Reiches der Mitte. Ein wirkliches Abhängigkeitsverhältniss scheint nicht bestanden zu haben, die Anerkennung der chinesischen Oberherrschaft von Seiten der Siogun's — denn mit den Erbkaisern kamen die Gesandtschaften niemals in Berührung[49]) — war vielleicht nur Courtoisie, vielleicht auch Staatsklugheit, den mächtigen Nachbarn gegenüber. — Gegen 1403 beginnen die Klagen der Chinesen über japanische Corsaren, und später nahm die Seeräuberei eine grosse Ausdehnung an. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse des Landes in voller Auflösung waren, verwüsteten japanische Piraten fast jährlich die Küsten des mittelen China, namentlich die Umgegend von Ningpo.

Mit Korea, wo im Jahre 1389 ein Usurpator die herrschende Dynastie gestürzt und unter Anerkennung der chinesischen Ming das neue Reich Tšaosien gegründet hatte, schloss Japan gleich nach Herstellung des Friedens 1392 einen Vertrag, demzufolge bei dem jedesmaligen Thronwechsel im Hause des Siogun eine Gesandtschaft nach Miako geschickt werden sollte. Dieser gesandtschaftliche Verkehr dauerte bis 1573.

Einige unbedeutende Rebellionen abgerechnet, herrschte unter Yosi-mitsi und seinem Sohne Yosi-motsi im Inneren von Japan noch Ruhe: aber mit der Einigkeit des Regimentes und der festen politischen Ordnung, die unter den Regenten von Kamakura das Reich zusammengehalten, Sicherheit, Wohlstand und Gesittung verbreitet hatte, war es vorbei. Während des langen Krieges musste die Centralregierung, für ihre Existenz kämpfend, unablässig um die Gunst der Lehnsfürsten buhlen, welche das Waffenhandwerk zu ihrem Beruf gemacht und sich mit geübten Kriegerschaaren umgeben hatten, die sie auch nach Herstellung des Friedens nicht entliessen. Die Unterhaltung einer starken Heeresmacht blieb seitdem Brauch und Sitte bei den Grossen und ein Attribut ihrer Würde: ihre Selbstständigkeit ruhte jetzt auf einer festen materiellen Grundlage. — Im Kuanto, jenem östlichen Theile von Nippon, der.

[49]) Seit des Yori-tomo Zeit wurde keine fremde Gesandtschaft mehr von den Mikado's empfangen. — Die Fosio übten während ihrer Herrschaft auch dieses Recht mit Uebergehung der Siogun's.

südlich und östlich vom Meere umflossen, gegen Westen und Miako von hohen Gebirgen begrenzt, seit lange der Sitz der kriegerischen Minamoto war, finden wir schon seit 1350 wieder einen Siogun von Kamakura, dessen Haus durch vier Generationen herrschte und zu den Siogun's von Miako, den Nachkommen des Taka-udsi, nur in einem losen Vasallenverhältniss gestanden zu haben scheint. Minamoto-no-Motsi-usi, der vierte Siogun dieses Hauses, wollte die Oberherrlichkeit des Hofes von Miako ganz abschütteln, wurde aber bezwungen und musste sich 1439 mit seinen Anhängern entleiben. 1439.
Aber so gross war die Anhänglichkeit an dieses Fürstenhaus, dass vierzehn Jahre später, als ein überlebender Sohn des Motsi-usi in das Mündigkeitsalter trat, die Bewohner des Kuanto seine Ernennung zum Siogun von Kamakura verlangten und man ihnen willfahren musste, um die Ruhe im östlichen Nippon zu erhalten. — In einem ähnlichen Vasallenverhältniss wie die Siogun's von Kamakura mögen die übrigen Lehnsfürsten zur Regierung von Miako gestanden haben. Die volle Herrschermacht übten die Siogun's um diese Zeit schon wahrscheinlich nur über die Miako zunächst gelegenen Landschaften, aus deren Ertrage seit uralter Zeit die Kosten der kaiserlichen Hofhaltung bestritten wurden.

Das Ansehn der Erbkaiser sank immer mehr, aber auch die Selbstständigkeit der Siogun's gerieth seit 1440 in schnellen Verfall. Um nicht wie die Nachkommen des Yori-tomo die Opfer eines mächtigen Ministergeschlechtes zu werden, hatten die Herrscher aus dem Hause des Taka-udsi die Würde des Sitsken oder Kuanreï an drei Familien erblich übertragen, aus denen sie abwechselnd gewählt wurden. Diese, die vornehmsten Geschlechter des Landes, stiegen rasch zu bedeutender Macht und suchten einander zu überflügeln. Im Jahre 1439 ermordete der Minister Akamats-Mitsu-suke den Siogun Yosi-nori, der sich durch Willkühr und Grausamkeit verhasst gemacht hatte. Er wurde von seinen Nebenbuhlern besiegt und entleibte sich mit seinem ganzen Anhange. Darauf begannen zunächst die Fehden zwischen den beiden andern Ministerhäusern Foso-kawa und Fatake-yama, aus denen sich ein allgemeiner Krieg der Grossen untereinander entwickelte. Die blutigen Fehden setzten sich durch mehrere Generationen fort und dauerten mit kurzen Unterbrechungen bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinaus. Das Ansehn der Centralgewalt war gänzlich geschwunden, die Grossen herrschten in ihren Districten mit schrankenloser Willkühr,

das Land lag verwüstet und das Volk versank in das tiefste Elend: die Sitten verwilderten, alle Sicherheit des Lebens und des Eigenthums hatte aufgehört.

In dem Kampfe der beiden Ministerhäuser sind zunächst die Foso-kawa siegreich, werden aber bald gestürzt und proclamiren den Bruder des von ihren Gegnern ernannten Siogun als Gegen-Regenten. Die beiden Partheien entreissen einander wechselweise den Mikado und die Hauptstadt, deren Bewohner die Waffen ergreifen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Schreckliche Feuersbrünste verwüsten Miako, durch die Rohheit der verwilderten Heerhaufen gehen die wichtigsten Denkmäler, Kunstwerke und Schriften zu Grunde; die Stadt liegt in Trümmern, am Hofe des Mikado unterbleiben viele Jahre lang die üblichen Feierlichkeiten. Der Krieg verbreitet sich durch das ganze Land, alle Bande des Blutes und der Gesellschaft sind gelöst — Brüder kämpfen gegen Brüder und Diener gegen ihre Herren.

1473. Um 1473 waren die Kräfte erschöpft, die Anführer der Partheien gestorben, die Grossen zogen heim nach ihren Besitzungen und es trat eine kurze Ruhe ein. Dem Namen nach wird die Centralgewalt wieder hergestellt, alle Partheien huldigen dem neuen Siogun Minamoto-no-Yosi-nao. Man baut in Miako Paläste, legt Sammlungen der aus der Zerstörung geretteten Alterthümer und Kunstwerke an und schickt eine Gesandtschaft nach China, um vom dortigen Hofe eine Siegelhälfte zur Ausstellung der Pässe für die nach den chinesischen Häfen fahrenden Schiffe zu erwirken. Die Grossen fingen unterdess nach kurzer Rast wieder an einander zu befehden und handelten ungestraft wie ihnen beliebte. Als gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts der Siogun Yosi-tada sich beikommen lässt, gegen einen der übermüthigen Lehnsfürsten zu Felde zu ziehen, wird er von diesem gefangen und muss seine Würde einem andern Minamoto abtreten. Der Krieg entbrennt von neuem: auch die Miako zunächst liegenden Landschaften, aus denen früher die Siogun's ihre Einkünfte bezogen hatten, werden jetzt eine Beute mächtiger Partheihäupter. In Miako wurde das Elend so gross, dass, wie die Annalen unter dem Jahre 1500 berichten, beim Tode des Mikado nicht das zu seiner Beerdigung nothwendige Geld herbeigeschafft werden konnte, so dass die Leiche 40 Tage lang am Thore des Palastes liegen blieb.

Um 1508 finden wir den Sioguu Yosi-tada in Miako wieder anerkannt. Einer der reichsten Fürsten, Oho-utsi-no-Yosi-oki[49]) wird, obgleich zu keiner der berechtigten Familien gehörend, zum Kuanreï ernannt — so heissen jetzt die ersten Minister der Sioguu's — und unterhält aus eigenen Mitteln eine Zeit lang die Höfe des Mikado und des Sioguu, bittet aber endlich, um nicht ganz zu verarmen, auch um seine Entlassung und zieht sich in sein Fürstenthum Suwo zurück. Von der Zeit an, heisst es in den Annalen, verarmte Miako immer mehr, da die Freunde und Anhänger des Yosi-oki ihm folgten, andere sich nach anderen Landestheilen zu den Lehnsfürsten zurückzogen. Alle Feierlichkeiten und die üblichen Ceremonieen unterblieben wieder aus Mangel an Geld, mehrere Mikado's mussten ihren Regierungsantritt so lange hinausschieben, bis ein mitleidiger Fürst die Installationsfeierlichkeiten bezahlte. Die meisten Beamten, heisst es unter dem Jahre 1545, zogen sich, des Aufenthaltes in Miako unter den fortwährenden Kriegsunruhen überdrüssig, in die Provinzen zurück; und weiter, dass selbst die höchsten Hofbeamten eine Zuflucht bei den Grossen suchten, und dass die Zurückbleibenden die Bürger unablässig um Speise und Trank angingen, um nur ihr Leben zu fristen. Die Priester der Umgegend von Miako wurden in dieser wüsten Zeit immer zügelloser: im Jahre 1536 steckten die Mönche des Berges Yeï-san die Hauptstadt an allen Ecken in Brand.

Die Sioguu's führen ein abentheuerliches Leben: bald finden wir sie in Miako, bald müssen sie fliehen, werden verabschiedet und wieder eingesetzt, einige auch ermordet. Sie sind, wie die Erbkaiser, ein Spielball der mächtigen Grossen, welche um die Herrschaft streiten. Die Geschichte dieser Zeit ist gestaltlos: es sind nicht mehr bestimmte Partheien, die miteinander kämpfen, sondern Jeder sucht nur für sich selbst jeden möglichen Vortheil

[49]) Dieser Fürst scheint seinen Reichthum vorzüglich dem Handel mit China verdankt zu haben. Seit 1397 war mit dem Posten Oho-utsi-no-suke die Leitung des auswärtigen Handels verbunden; die Fürsten von Suwo, in deren Familie diese Würde erblich war, hatten jene Hälfte des chinesischen Siegels in Verwahrung, das zur Ausstellung der Pässe für die Chinafahrer diente. Nach ihrer Anordnung wurden die Fahrzeuge in Suwo gebaut und unter die Oberleitung buddistischer Priester gestellt, welche vorzüglich für das Rechnungswesen zu sorgen hatten. Als 1551 jene Siegelhälfte verloren ging, erlitt der Handel mit China eine Unterbrechung. — Die Nachkommen des Yosi-oki bezahlten noch wiederholt die Installationsfeierlichkeiten der Mikado's.

zu erringen. Bald hat die eine Familie die Oberhand, bald die andere; das Land wird von allen Seiten gebrandschatzt, Morde und massenhafte Selbstentleibungen sind an der Tagesordnung.

Im Jahre 1568 warf sich Yosi-aki, der vierzehnte Siogun aus dem Hause des Taka-udsi, dem Oda-no-Nobu-naṅga, einem Sprössling der alten berühmten Familie Taïra, dem mächtigsten unter den kämpfenden Häuptlingen, in die Arme. Dieser bezwang, unterstützt von Minamoto-no-Jyeyas, Fürsten von Mikawa, dem Stammvater der jetzt regierenden Siogun-Dynastie, den grössten Theil des Reiches. Er brach die Macht der übermüthigen Priester, die er, ihre Tempel verwüstend, zu Tausenden abschlachten liess, und trat
1574. überall mit durchschlagender Gewalt auf. Im Jahre 1574 entsetzt er den gegen ihn conspirirenden Yosi-aki seiner Würde, lässt ihn zum Priester scheeren und usurpirt die oberste Macht. — Dass Nobu-naṅga selbst zum Siogun ernannt sei ist nirgend gesagt, doch wird er in den Annalen zuweilen so bezeichnet. Seine Herrschaft sollte von kurzer Dauer sein[50]).

Im Jahre 1543[51]), also zur Zeit da das Ansehn der Central-Regierung am tiefsten gesunken war und der Krieg unter den Lehnsfürsten am ärgsten wüthete, kamen die ersten Europäer nach Japan — portugiesische Abentheurer, welche der Sturm nach Kiusiu verschlug. Ueber ihre Namen[52]) und die Art der ersten Berührung sind die

[50]) Seine Hauptstadt war Asutsia; dort häufte Nobu-naṅga grosse Reichthümer an, baute, nach der Aussage der Jesuiten, sich selbst einen prächtigen Tempel und forderte göttliche Verehrung.

[51]) Man hat keinen Grund, dieses in den japanischen Quellen genannte Datum anzuzweifeln; es ist die einzige urkundliche Zeitbestimmung, die wir von diesem Ereigniss haben. Auch Siebold nimmt sie als richtig an, — sagt aber freilich an einer anderen Stelle seines Werkes, offenbar auch auf japanische Quellen fussend, das erste »schwarze«, d. h. europäische Schiff sei, geschichtlich erwiesen, im Jahre 1530 an die Küste von Buṅgo gekommen. Wahrscheinlich hatte dieser Besuch keine weiteren Folgen.

[52]) Die Namen der Abentheurer werden verschieden angegeben. Maffeus, dem die meisten späteren Schriftsteller gefolgt sind, nennt sie Antonio Mota und Francisco Zeimoto, und lässt sie in einem portugiesischen Schiffe an die Küste der Landschaft Buṅgo (auf Kiusiu) verschlagen werden. In neuerer Zeit hat der Bericht des Fernan Mendez Pinto vielfach Glauben gefunden, der mit zwei Gefährten auf einer chinesischen Seeräuberdschunke nach der Insel Tanegasima getrieben zu sein vorgiebt; von da gelangt er nach Buṅgo. Man könnte glauben, dass beide Landungen unabhängig

Angaben verschieden, so viel aber ist gewiss, dass die Eingeborenen sie mit offenen Armen aufnahmen und dass sich schnell ein lebhafter Handelsverkehr der in China und Malacca ansässigen Portugiesen nach den Häfen von Kiusiu entwickelte. Vor allen waren die japanischen

von einander stattgefunden hätten, wenn nicht auch Pinto den Zeimoto als einen seiner Gefährten und Bungo als den Schauplatz seiner Abentheuer bezeichnete. Es ist also wahrscheinlich dasselbe Ereigniss, das verschieden berichtet wird. — Pinto hat sich den Namen eines »Fürsten der Lügner« erworben und durch die Erzählung seiner Abentheuer auch verdient; aber seine Schilderungen von Japan, seine Beobachtungen sind zum grossen Theile so richtig und treffend, dass man an der Wirklichkeit seines dortigen Aufenthaltes kaum zweifeln kann. Das Bild, das er von den Bewohnern entwirft, ist, wenn man der seiner Muttersprache eigenen blumenreichen Ausschmückung Rechnung trägt, noch heute ähnlich. — Nach seinem Berichte fanden die Abentheurer, welche aus der chinesischen Gefangenschaft kamen, besonders deshalb ehrenvolle Aufnahme, weil sie bewaffnet gingen und keinen Kaufhandel trieben, man sah sie für Leute von Stande an. Tausend Fragen müssen sie beantworten, denn in Japan hat sich durch den Verkehr mit China schon längst der Ruf des fernen westlichen Wunderlandes verbreitet. Die unglaublichsten Mährchen sind darüber in Umlauf: Portugal ist viel grösser als China, sein König hat sich den grössten Theil der Welt unterworfen und besitzt unermessliche Schätze. Die Abentheurer — sie bedienen sich eines Bewohners der Liukiu-Inseln zum Dolmetscher — bekräftigen Alles und binden ihren leichtgläubigen Zuhörern neue Mährchen auf. Sie werden endlich reich beschenkt entlassen und erreichen mit den Chinesen den Hafen Liampoo (wahrscheinlich Ningpo). Dort, erzählt Pinto weiter, hätten seine Berichte die Habgier der Portugiesen erweckt. Jeder will der erste sein, die neue Goldgrube auszubeuten, denn jener Seeräuber hatte an seiner Ladung gegen 1200 Procent gewonnen; in Eile werden neun Dschunken ausgerüstet und befrachtet. Sie gehen sämmtlich im Sturme unter; Pinto, der die Expedition begleitet, rettet sich scheiternd auf Gross-Liukiu. Nicht lange nachher finden wir ihn auf einem portugiesischen Schiffe abermals auf der Fahrt nach Japan — dies ist die letzte Reise dahin, von der Pinto selbst erzählt; — er schrieb seine Lebensereignisse erst nieder, nachdem er für immer nach Portugal heimgekehrt war, und zwar fast ohne alle Zeitbestimmungen. Einige Schriftsteller lassen ihn nun im Jahre 1554 nochmals mit dem Jesuiten Melchior Nuñez, dem Vorsteher der indischen Ordensprovinz, und zwar als Gesandten des Vicekönigs von Indien an den Fürsten von Bungo nach Japan gehen. In den sehr ausführlichen Berichten des Pater Melchior findet sich kein Wort davon — es wäre auch sonderbar, wenn Pinto, dessen Werk mit seiner Rückkehr nach Portugal schliesst, diese Reise, auf der ihm die glänzendste Rolle zugetheilt ist, gar nicht beschreiben sollte. Er sagt an einer Stelle nur ganz beiläufig, »er sei auch einmal als Gesandter in Japan gewesen«, — anderes hat wenigstens der Verfasser in den ihm zugänglich gewordenen spanischen Ausgaben nicht gefunden. — Dass Pinto ohne Scheu sich selbst die Erlebnisse Anderer aneignete und einen grossen Theil seiner Abentheuer aus fremden Berichten geschöpft hat, lässt sich beweisen.

Grossen auf die europäischen Erzeugnisse[53]) und den Umgang der Portugiesen lüstern, und untereinander auf den Besuch der fremden Schiffe sehr eifersüchtig; der Handel brachte ihnen grossen Gewinn. Die Portugiesen verkehrten, soweit es die fortwährenden Kriegswirren zuliessen, frei und ungehindert wo sie wollten: viele liessen sich schon damals ganz in Japan nieder und heiratheten die Töchter des Landes.

Mit einem der ersten portugiesischen Schiffe, die Japan besuchten, kam ein angesehener Mann aus der Landschaft Satsuma, wahrscheinlich wegen Todtschlages landflüchtig, nach Malacca und von da nach vielen merkwürdigen Schicksalen nach Goa[54]). Hansiro — so hiess der Flüchtling — liess sich mit seinem Diener in dem dortigen Jesuitencollegium taufen und erhielt den Namen Pablo de Santa Fè. Seine Erzählungen weckten in Franz Xaver, dem damaligen Oberhaupte der ostindischen Ordensprovinz, das Verlangen, in Japan das Evangelium zu predigen, und in der That kann es kaum jemals einen günstigeren Boden für die Aussaat des Christenthumes gegeben haben.

Der alteinheimische Kami- oder Sinto-Cultus war theils Natur-, theils Heroendienst und entbehrte wie es scheint jeder

[53]) Pinto und Andere sagen, dass die Portugiesen das erste Feuergewehr nach Japan gebracht und dort die Bereitung des Schiesspulvers gelehrt hätten. — Schon beinahe 400 Jahre früher, bei den Kriegen des Yori-tomo, kommt eine Stelle in den Kaiserannalen vor, die nach Klaproth auf den Gebrauch von Feuerwaffen schliessen lässt. Siebold, welcher glaubt, dass auch die Chinesen das Schiesspulver von den Europäern erhalten haben, sagt, dass sich die ersten Spuren von Feuerwaffen unter dem Mikado Go-kasi-bara (1501—1527) bei den Japanern finden, und dass sie dieselben wahrscheinlich von dem benachbarten Festlande erhielten. Von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an verbreitete sich der Gebrauch des Feuergewehrs rasch über ganz Japan, gegen Ende des Jahrhunderts muss schon ein grosser Theil des Fussvolkes mit Luntenflinten bewaffnet gewesen sein. — Von den Kanonen sollen die Japaner schon 1528 durch den Verkehr mit China Kenntniss erhalten haben; 1551 brachte ein portugiesisches Schiff dem Fürsten von Bungo eine Kanone als Geschenk.

[54]) Pinto eignet sich unter andern auch das Verdienst an, den Hansiro aus Japan nach Ost-Indien geführt zu haben; damit streiten aber die ausdrücklichen Angaben des Japaners selbst, die uns in Briefen an seine Freunde unter den Jesuiten in Goa erhalten sind, und die Berichte des Franz Xaver. Letzterer nahm selbst den Hansiro von Malacca mit nach Goa. S. Cartas que los padres y hermanos de la compañia de Jesus que andan en los Reynos de Japon escribieron a los de la misma compañia etc. Alcala 1575.

theosophischen Grundlage. Die Lehren des Confucius sind ethischer Art und haben in dieser Richtung den grössten Einfluss auf die japanische Gesittung gehabt. Der Buddismus stützt sich auf eine Art geoffenbarter Gottesweisheit, lehrt aber eine Theorie von Welt und Ewigkeit, die in ihren wesentlichen Sätzen fast durchaus verneinend ist. Er fand wohl deshalb so viele Anhänger unter dem in der Gesittung vorgeschrittenen Volke, weil er bestimmte Glaubenssätze lehrt und zum Denken, zur Betrachtung anregt. Was die japanischen Theologen durch eigenthümliche Ausbildung und Umgestaltung allmälich aus diesen Elementen gemacht haben, wissen wir nicht genau: das Resultat muss aber, nach seinen in der Gesittung des Volkes zu Tage liegenden Wirkungen zu urtheilen, etwas von dem indischen und chinesischen Buddismus sehr abweichendes sein. Es gab viele Secten[55]), unter denen einige erwähnt werden, die keine Tempel besuchten, keine Bilder verehrten und ein reines Leben, innere Zufriedenheit und Heiterkeit als höchstes Ziel und Beruf des Menschen darstellten. Alle Bekenntnisse wurden vom Staate als gleichberechtigt angesehen, ja sie hatten nach den Berichten einiger Missionare ein gemeinsames Oberhaupt[56]), das in Miako residirte. So heftig die Bonzen unter einander über die Vorzüge ihrer Lehren stritten, so weit war das Volk von allem Religionsfanatismus entfernt. Jeder wählte sich die Lehre, die ihm am meisten zusagte; die christlichen Bekehrer staunten, die Mitglieder einer und derselben Familie den verschiedensten Secten angehören zu sehen, ohne dass Frieden und Eintracht darunter gelitten hätten.

Zur Zeit der Ankunft der Europäer war der religiöse Bildungsprocess bereits vollendet, die Formen erstarrt. Es gab zwar noch redliche Denker unter den Priestern — die ersten Missionare erwähnen deren mehrere, die sich zum Christenthum bekehrten und ihre eifrigsten Helfer wurden — auch waren theologische Disputationen, an welchen sich gebildete Laien aus den höheren Ständen oft betheiligten, an der Tagesordnung, aber es handelte sich dabei nicht um Erforschung der Wahrheit, sondern um theologische Spitzfindigkeiten, Paradoxen, um die Siege der Beredsamkeit und

[55]) Ihre Zahl wird auf mehr als dreissig angegeben.

[56]) Nicht den Mikado. Dieser ist in gewissem Sinne eine Incarnation der Gottheit, aber nicht Priester. Der Mikado muss sogar abdanken, sobald er in den geistlichen Stand tritt.

Dialektik. Andererseits finden sich die tollsten Auswüchse fanatischer Ascetik und Bussübung[57]). Der grösste Theil der Bonzen war in frivolen Unglauben, in rohe Unwissenheit und Sinnlichkeit versunken, die Missionare schildern sie als verderbtes Gesindel, maasslos habgierig und allen Lastern ergeben. Ueber ihre Ueppigkeit, ihren unbeugsamen hochfahrenden Sinn klagen auch die japanischen Schriften: die Eifersucht der Secten artete oft in blutige Fehden aus, deren Ursachen in dieser Zeit nur Habgier und Ehrgeiz waren. Das Volk erhielten die Bonzen in Aberglauben und Unwissenheit: sie lehrten einfach, es sei vergebenes Bemühen und ganz unmöglich im bürgerlichen und im Familien-Leben die strengen Tugendvorschriften der Religion zu befolgen[58]); nur sie selbst könnten das, da sie der Welt entsagt und sich dem geistlichen Leben ganz gewidmet hätten; durch das Uebermaass ihrer Vollkommenheit nähmen sie aber auch die Sünden der Weltkinder auf sich, so fern diese nur durch reichliche Gaben für sie sorgten und sie von der irdischen Noth befreiten. Auch für die Seelen der Abgeschiedenen, die im Fegefeuer schmachten, musste gesteuert werden. Nur durch Geldspenden ist das Heil zu erlangen: den Armen, die nichts geben können, ist das Himmelreich unbedingt verschlossen, den Frauen[59]) ungleich schwerer zugänglich als den Männern, »da sie von Natur mit allen Sünden behaftet sind«: ihre Gaben müssen daher, so sie Erlösung hoffen wollen, ungleich reicher sein. Man erkennt die schlaue Berechnung auf das weibliche Gemüth.

Diese sehr bequeme Lehre fand natürlich grossen Anhang unter den vermögenden Ständen. Die unzähligen milden Stiftungen.

[57]) Es gab Bonzen, die Jahrzehnte lang in einer Stellung verharrend über irgend ein Dogma nachzudenken vorgaben, um dann feierlich kanonisirt und bei lebendigem Leibe in Kapellen verehrt zu werden. Die von ihnen aufgestellten religiösen und Weisheits-Sätze sind meist entweder gesuchte Paradoxen oder gradezu unlösbare Widersinnigkeiten, deren Tiefe nicht zu ergründen, weil bodenlos ist. So erscheinen sie wenigstens der europäischen Fassungskraft.

[58]) Die allen japanischen Secten gemeinsamen fünf Haupt-Gebote sind nach der Darstellung der Missionare: 1. Nicht tödten, 2. Nicht stehlen, 3. Nicht ehebrechen, 4. Nicht lügen, 5. Nichts Berauschendes geniessen.

[59]) »Quin et mulieres quinque mandata transgressas servari posse negant, cum quaevis mulier plus criminum habeat, eorum arbitratu, quam omnes in universo mundi ambitu viri; ..... Dehinc rursus dicere incipiunt, aliqualem damnationis evadendae spem mulieribus reliquam fore, si ampliores quam viri eleemosynas erogarint.« Brief des Franz Xaver in Hammardus de Gamnere Epistolae Japonicae. Lovanii 1569.

die Menge und der Reichthum der Bonzen zeugen für ihre Verbreitung. Befriedigung konnte der greifbar sinnliche Betrug nicht gewähren, und doch hatte man nichts anderes. Sich durch eigene Thätigkeit, durch selbstständige Betrachtung zum religiösen Bewusstsein zu erheben ist nicht Sache der Menge; sie bedarf der Autorität und bestimmter Glaubenssätze. Die Bonzen aller Secten scheinen aber nur den Glauben an ihr Mittleramt befördert zu haben. Die ärmeren Classen waren von allen geistlichen Wohlthaten ausgeschlossen, und das in einer Zeit wo die geistliche Bedürftigkeit auf das höchste gestiegen sein musste: denn das Volk schmachtete im tiefsten Elende, und die Fürsten selbst, obgleich unumschränkt herrschend, schwebten in beständiger Gefahr die Opfer mächtiger Nachbarn oder treuloser Vasallen zu werden[60]). Plötzliche Ueberfälle, Morde, Brandschatzungen und verheerende Feuersbrünste waren die täglichen Ereignisse. Die Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit des irdischen Daseins musste unter den beständigen Drangsalen des Krieges den Gemüthern besonders fühlbar werden und sie für die Tröstungen des Christenthumes empfänglich machen[61]). Der

[60]) Franz Xaver und seine Nachfolger berichten als Augenzeugen von mehreren derartigen Umwälzungen, welche meistens local waren: theils innere Unruhen, Kämpfe verschiedener Familien oder Linien um die Herrschaft, theils Kriege mit den Nachbarn um Suprematie und Länderbesitz.

[61]) In den Lehren der japanischen Secten fanden sich manche Anknüpfungspuncte für die christlichen Bekehrer. »Alle,« sagt Franz Xaver, »glauben an eine Hölle und an ein Paradies, aber keiner weiss recht zu sagen, warum beide da sind... Sie erwähnen in ihren Schriften göttlicher Wesen, welche beide gemacht und selbst Jahrtausende in der Hölle zugebracht hätten, um durch ihre Busse die Mängel der Menschen auszugleichen, die ihre Sünden selten oder niemals bereuen. Sie versichern, dass, wer die Flecken seiner Seele durch Busse nicht getilgt, doch durch unbedingt gläubiges Anrufen der Stifter ihrer Secten von allen Martern und Qualen, ja aus dem tiefsten Grunde der Hölle befreit werden könne!« — »Die Japaner,« sagt Franz Xaver an einer anderen Stelle, »sind mit wunderbarem Scharfsinn und Geistesklarheit begabt und weichen mit ihrem Urtheil gern einleuchtenden Gründen. — Sie forschen viel nach dem Urquell der Dinge, ob er gut, ob böse sei, und wenn es nur einen Urquell des Guten gebe, ob sich auch das Böse aus ihm herleite. Ich antwortete, dass es nur einen allgütigen Urgrund der Dinge gebe, an dem das Böse gar keinen Antheil habe. Das hielten sie für unmöglich. Denn, sagten sie, wenn Gott allgütig wäre, wie hätte er böse Geister, die bittersten Feinde der Menschen erschaffen können? Wir erwiedern, dass auch diese ursprünglich gut gewesen und durch innere Bosheit verderbt, den Strafen verfallen seien, die sie leiden und in alle Ewigkeit leiden werden. Aber, sagen sie, mit der höchsten Güte kann solche Grausamkeit nicht bestehen, dass ohne alle Barmherzigkeit für einen einzigen Fehltritt

reine Wandel, die Uneigennützigkeit, Demuth und hingebende Aufopferung der ersten Bekehrer standen im grellsten Contrast zu der

ewige Strafen verhängt werden. Ferner, wenn Gott, wie ihr sagt, auch den Menschen erschaffen hat, wie kann er ihn von verruchten Geistern versuchen lassen, besonders wenn er ihn mit dem Gedanken schuf, von ihm gelobt und verehrt zu werden? Ferner, wie der gut sein könne, der die Menschen so schwach und zu allem Bösen geneigt erschaffen habe, während sie vollkommen hätten sein sollen. Und nicht nur das habe Gott verkehrt und schlecht eingerichtet, sondern auch dass er die Hölle geschaffen habe, das grösste und schrecklichste aller Uebel, da er durch keine Barmherzigkeit gegen die Verdammten bewegt werde, sie den ewigen Qualen zu entreissen. Ferner, wie das ein gütiger Gott sein könne, der das Gesetz der zehn Gebote gegeben habe, das so schwer zu befolgen sei! Sie fänden doch, dass ihre Lehre, welche sie so lange bekannt, viel barmherziger und milder sei, da sie durch Vermittelung ihrer Propheten auch selbst dem Schlunde der Hölle entrissen werden könnten, wir aber an gar keine Erlösung aus der Hölle glaubten. — Auf alle diese Fragen haben wir ihnen mit Gottes Hülfe genügende Antwort gegeben, so dass sie uns befriedigt verliessen. Und das scheint mir besonders erstaunlich zu sein, dass diese Heiden, durch vernünftige Gründe überzeugt, sich mit willigem Gemüthe ergeben. Sie haben einen solchen Durst nach Wahrheit und eine solche Lernbegier, dass sie nicht eher ablassen zu fragen, als bis sie die Sache redlich begriffen haben; dann hören sie nicht auf unsere Antworten an Andere weiter zu erzählen. Sie wussten bisher nicht, dass die Erde rund sei, sie kannten nicht den Lauf der Sonne, der Planeten und Kometen, die Entstehung des Hagels und ähnlicher Dinge, welches Alles wir ihnen mit dem grössten Fleisse erklärt, sie aber mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit ergriffen und in sich aufgenommen haben. So geschah es, dass sie von unserer Gelehrsamkeit eine hohe Meinung fassten und unser Ansehn bei den Disputationen immer grösser wurde ... Wunderbar war es zu sehen, wie die Neubekehrten von Haus zu Haus wanderten, und von dem empfangenen Glauben und seinen Lehren eifrigst erzählten .... Sie sind uns mit rührender Liebe zugethan, und daraus lässt sich die Aufrichtigkeit ihres Glaubens erkennen. Uebrigens war es nicht so leicht, ihnen, ehe sie sich taufen liessen, gewisse Zweifel zu lösen, die sie aus unseren Aussagen über die Allgüte Gottes geschöpft hatten. Sie meinten, Gott könne nicht barmherzig sein, da er sich vor unserer Ankunft ihrem Volke nicht offenbart habe, denn wenn, was wir sagten, wahr wäre, so könne niemand, der den wahren Gott nicht verehrt habe, auf die ewige Seligkeit hoffen. Das sei grausam und nicht barmherzig, dass ihre Vorfahren nach seinem Willen aus blosser Unkenntniss des wahren Gottes in die Hölle verstossen sein sollten. Dieser Zweifel schien sie am meisten zu beunruhigen und von der Anbetung des wahren Gottes abzuhalten .... Gebe Gott, dass wir recht viele Früchte aus dieser Ernte sammeln, und ich glaube, das wird geschehen, denn dieses Volk ist von starker Urtheilskraft und gesundem Geiste, voll Lernbegier, vernünftig und mit anderen wahrhaft göttlichen Gaben ausgestattet .... Das Eine ängstet sie fortwährend heftig, dass es aus der Hölle gar keine Erlösung geben soll; besonders schmerzt sie ihrer Eltern, Kinder, Verwandten Verdammung, und dass für diese gar keine Hoffnung auf Rettung sei;

Hoffahrt und frechen Zügellosigkeit der Bonzen. Nicht wenig wirkte auch ihre Fähigkeit, den beständig mit Fragen auf sie eindringenden Japanern über Naturerscheinungen, Probleme der Physik und Astronomie neue und befriedigende Aufschlüsse geben zu können.

Der Gang der Bekehrung war an verschiedenen Orten verschieden: bald schlug die neue Lehre bei dem Volke, bald bei den höheren, den gebildeten Ständen zuerst Wurzel. Oft mussten die Missionare durch Edicte der Landesherren und durch militärische Wachen vor dem durch die Bonzen gegen sie aufgehetzten Pöbel geschützt werden. Viele der Grossen begünstigten die Verbreitung des Christenthumes unter dem Volke, ohne sich selbst zur Annahme seiner strengen Tugendvorschriften entschliessen zu können. Die Wohlhabenden entschlugen sich nur ungern der bequemen Lehre der Bonzen. Die wenigsten Anhänger scheinen besonders die späteren Missionare, die mit viel kirchlichem Gepränge auftraten, unter den Jüngern der reinen Confuciuslehre, den götzen- und tempellosen Secten gefunden zu haben, welche in ihren Schriften als Gottesleugner oft heftig verwünscht werden. —

Franz Xaver erreichte, begleitet von dem spanischen Jesuiten Torres und den beiden bekehrten Japanern im Herbst des Jahres 1549 1549
die Küste von Kiusiu und landete in Kaṅgosima, der Vaterstadt des Hansiro, dessen Familie ihn gastlich und liebevoll empfing. Er blieb dort einige Zeit, um sich in der Landessprache zu vervollkommnen und ein Compendium zu entwerfen, welches die Schöpfungsgeschichte, die Lehre von der Einheit Gottes und das Mysterium Christi enthielt. Dieses wurde mit Hülfe seines japanischen Freundes, der portugiesisch gelernt hatte, japanisch mit lateinischen Lettern zum Behufe des Vorlesens niedergeschrieben. So wurden die ersten Bekehrungen bewerkstelligt. Franz Xaver gründete in Kaṅgosima eine kleine Gemeinde, ging aber, da der Landesherr, der Fürst von Satsuma, theils auf die Verleumdungen der Bonzen, theils aus Aerger darüber, dass die portugiesischen Schiffe in diesem Jahre

sie fragen beständig, ob es denn kein Mittel gebe, ihnen zu helfen, etwa durch Almosen, Gebet oder andere Werke der Barmherzigkeit. Das macht ihnen den grössten Schmerz .... Sie fragen, ob Gott selbst nicht aus der Hölle erlösen könne und weshalb er die ewigen Strafen verhänge. Ich gebe ihnen geziemende Antwort: sie weinen dann heftig, so dass auch ich oft nahe daran war, bei ihrem Schluchzen in Thränen auszubrechen, da ich die Betrübniss meiner lieben und trauten Freunde sah und nicht lindern konnte.«

nicht in seine Häfen einliefen, ihm seine Gunst entzog und die Verbreitung des Christenthumes hemmte, bald nach Amaṅgutši, der Hauptstadt der Landschaft Naṅgato. Das Ziel seiner Reise ist Miako, wo er sich vom Oberhaupte des Reiches die Erlaubniss auswirken will, überall in Japan predigen zu dürfen. Er erreicht die Hauptstadt nach mühseliger gefahrvoller Reise, da Kriegerhorden und Raubgesindel die Landstrassen unsicher machen, findet aber auch in Miako nur Aufruhr, Anarchie und Zerstörung: die Centralregierung ist in voller Auflösung. Vergebens versucht er auch in den Strassen von Miako zu predigen, die Kriegsunruhen lassen kein anderes Interesse aufkommen[62]). Er kehrt daher nach Amaṅgutši zurück, predigt dort, vom Landesherrn gütig aufgenommen, unter grossem Zulauf, und tauft binnen zwei Monaten gegen fünfhundert Japaner, darunter viele angesehene Männer, welche das Bekehrungswerk eifrig fördern. In Amaṅgutši erhält Xaver eine Einladung des Fürsten von Buṅgo, in dessen Häfen portugiesische Schiffe eingelaufen waren: er wird auch hier ehrenvoll empfangen und führt, mit seinen Landsleuten heimkehrend, einen Gesandten des Fürsten an den Vicekönig von Indien mit sich nach Goa. Sein Aufenthalt in Japan dauerte zwei und ein halbes Jahr: er ging nach Indien zurück, um für die japanische Mission neue Kräfte zu werben.

Die Berichte des Franz Xaver athmen durchaus Wahrheit und enthalten keine Spur von den Uebertreibungen und Wundergeschichten, welche spätere Autoren ihm angedichtet haben[63]): sie geben merkwürdige Aufschlüsse über die politischen und sittlichen Zustände des damaligen Japan. Die Lehnsfürsten heissen bei ihm Könige, der Siogun wird als König von Miako bezeichnet[64]), die Hauptstadt liegt in Schutt und Asche und die angrenzenden

[62]) . . . . »Sed frustra: minime regis mandatum expectare profuit cum subditi a rege defecissent.« Brief des Franz Xaver: er schildert die Verwüstung in Miako: man gebe seine frühere Grösse auf 180,000 Häuser an, was ihm ganz glaublich scheine, da auch jetzt noch gegen 100,000 ständen.

[63]) Auch von den schrecklichen Drangsalen der Armuth, die der grosse Bekehrer erlitten haben soll, weiss er selbst gar nichts, rühmt im Gegentheile die Munificenz des portugiesischen Königs, der die kostbaren Reisen bezahlte, und nennt die darauf verwendeten, für jene Zeit nicht unbeträchtlichen Summen.

[64]) »Sie haben einen einzigen König, dem sie aber schon seit 150 Jahren nicht mehr gehorchen, desshalb bekriegen sie einander auch fortwährend.« Brief des Franz Xaver. — Am Volke rühmt er die Achtung vor den höheren Ständen, und dass den Edelen dieselbe Ehre erwiesen werde, ob sie arm, ob reich seien.

Landschaften sind der Schauplatz blutiger Kriege. Das Bild, das er von dem Nationalcharakter entwirft, ist anziehend und treu. — Er schildert die Thätigkeit seines Verkehrs mit den Japanern als die erfreulichste und herzerhebendste und spricht den Wunsch aus, dass doch recht viele tüchtige Männer sich der Bekehrung dieses Volkes als dem beglückendsten Lebensberufe widmen möchten[65]).

Franz Xaver kehrte nicht nach Japan zurück, sondern unternahm eine Missionsreise nach China und starb daselbst. Mehrere von ihm ausgesandte Jesuitenväter trafen zu Ende des Jahres 1552 in Japan ein, wo unterdess Pater Torres das Bekehrungswerk mit Eifer und Erfolg gefördert hatte. Die Missionare brachten ein Schreiben und Geschenke des Vicekönigs von Indien an den Fürsten von Buṅgo mit, der sie veranlasste, ihre Thätigkeit zunächst seinem Lande zu widmen, und später selbst das Christenthum annahm. Er wechselte noch mehrere Briefe mit dem Vicekönig von Indien, so dass die Vermuthung nahe liegt, er habe durch die Verbindung mit Portugal, von dessen Macht man damals in Japan überschwängliche Begriffe hatte, seine Herrschaft sichern und ausbreiten wollen. Mehrere andere Fürsten von Kiusiu baten, des Verkehrs mit den Portugiesen wegen, ebenfalls um Missionare, und seitdem kam den Bekehrern fast jährlich neuer Zuwachs aus dem Jesuitencollegium in Goa.

Das Christenthum verbreitete sich von Buṅgo aus schnell über die angrenzenden Landschaften. Viele Japaner schlossen sich den Bekehrern auf das innigste an, traten in den Jesuitenorden, lernten portugiesisch und lateinisch; manche widmeten sich ganz und mit grossem Erfolge dem Predigeramt. Die Berichte der Missionare aus dieser Zeit sind voll von Klagen über das Elend der niedern Volksclassen, die kaum etwas anderes als den Rock auf dem Leibe besitzen und ganz von dem Lehnsadel abhängen, für den sie die Felder bauen. Der Kindermord war an der Tagesordnung. Die Jesuiten gründeten ein Findelhaus in Funaï, der Hauptstadt von Buṅgo, und erwirkten vom Landesherrn ein öffentliches Verbot jener Gräuelsitte. Diese Stiftung, die Gründung eines

[65]) »Möchten doch die Doctoren der Theologie ihrem kanonischen Rechte, die Prälaten ihren Würden und Pfründen entsagen und nach Japan kommen, da würden sie ein glückseligeres, angenehmeres und ruhigeres Leben führen, als zu Hause.«

Hospitals, die ernste Feierlichkeit, mit der sie ihre Todten bestatteten, und besonders der mystische Glanz des katholischen Gottesdienstes gewannen dem Christenthum viele Anhänger. Das Volk drängte sich jetzt in Masse zur Taufe — die innere Bekehrung folgte dann später. Die Jesuiten erzählen selbst, wie sie vor allem für prächtige Messgewänder und kostbares Kirchengeräth sorgten, wie sie zu Weihnachten und Ostern durch die Neophyten geistliche Schauspiele in japanischer Sprache mit grossem Pompe aufführen liessen. Der ganze Apparat eindringlicher Mittel, durch welche die katholische Kirche, zunächst auf die Sinne wirkend, die fromme Phantasie der Gläubigen erregt — die Vorbereitung durch strenge Fasten, der jubelnde Glanz der Auferstehungsfeier und die damit verbundenen symbolischen Handlungen und Darstellungen, mit Weihrauch, Kerzen, Glockenklang, Musik, prächtigen Gewändern und Fahnen — wurde mit vielem Erfolge aufgewendet, um die Menge anzulocken und zu begeistern. Die japanischen Christen scheinen diesem Gepränge sehr hold gewesen zu sein. Uebrigens waren die Jesuitenväter unermüdlich im Lehren und Predigen und in den Werken praktischer Barmherzigkeit; sie lebten mit ihren Täuflingen in innigster Gemeinschaft und wissen deren frommen, einfachen, mildthätigen Sinn, ihren Glaubenseifer und die rührende Liebe, mit der sie an ihnen hingen, nicht genug zu preisen. Die Armen- und Krankenpflege und der Schulunterricht der Jugend wurden durch japanische Christen unter Aufsicht der Missionare besorgt; dies waren reine Liebesdienste, denn die Jesuiten verfügten nur über geringe Mittel. Die christlichen Schulen hatten starken Zulauf, zur grossen Erbitterung der Bonzen, in deren Händen bisher der Unterricht der Jugend gewesen war. Die japanischen Priester versuchten Anfangs die Neuerer mit geistigen Waffen zu bekämpfen und forderten auch die portugiesischen Jesuiten vielfach zu öffentlichen Disputationen heraus, scheinen aber wenig dadurch gewonnen zu haben und griffen darauf zur Gewalt. Sie sahen sich in ihrem Einfluss, ja in ihrer Existenz beeinträchtigt und verfolgten ihre Feinde mit tödtlichem Hass. Nur der Schutz der Grossen und die Anhänglichkeit ihrer Gemeinden machten es den Bekehrern möglich, Stand zu halten. Schon damals wurde das Christenthum von den Lehnsfürsten vielfach politisch benutzt: unablässig von äusseren Kriegen und inneren Umwälzungen bedroht, gebrauchten sie das Ansehn der Väter, um sich eine starke Parthei im Volke zu bilden, und

so brachten die politischen Wirren diesen oft die bittersten Leiden. Ihre Häuser und Kirchen wurden zerstört oder gingen in Flammen auf, und wo der Feind den Sieg behielt, mussten sie den Bonzen das Feld räumen und retteten oft mit Noth das nackte Leben. —

Nach Miako, wo Franz Xaver vergebens das Christenthum zu predigen versucht hatte, sandten die Jesuiten auf wiederholtes Ersuchen eines berühmten alten Buddatheologen im Jahre 1560 den Pater Gaspar Villela. Seine Reise wurde durch vielfaches Missgeschick verzögert und jener gelehrte Priester war unterdess gestorben, doch gelang es dem Sendling trotz der Ungunst der übrigen Bonzen, in Miako und Sakaï[66]) Gemeinden zu stiften, die schnell zu grosser Blüthe heranwuchsen. Schon 1564 gab es sieben Kirchen 1564
und Kapellen in den Vorstädten von Miako. — Das Christenthum hatte sich um diese Zeit in fast allen Landschaften von Kiusiu verbreitet: ausser dem Fürsten von Buñgo nahmen auch die Herren von Arima und Omŭra den Glauben an und wurden eifrige Werkzeuge der Bekehrung. Sie verfolgten die Bonzen mit Feuer und Schwert und befahlen den Bewohnerschaften ganzer Landstriche, bei Strafe der Verbannung, sich taufen zu lassen; so wurden wiederholt Massen von Zwanzig- und Dreissigtausenden der Kirche zugeführt. Auch die nichtchristlichen Landesherren von Kiusiu buhlten förmlich um die Gunst der Missionare und suchten durch sie den portugiesischen Handel in ihre Häfen zu ziehen. Damals gewann Nañgasaki, das, im Gebiete des Fürsten von Omŭra gelegen, bisher ein elendes Fischerdorf gewesen war, zuerst Bedeutung, da die Portugiesen es wegen seines sicheren Hafens zum Hauptstapelplatz ihres Handels machten. Unter Begünstigung des Landesherrn wuchs diese Stadt zu blühendem Wohlstande heran und wurde bald auch der Hauptsitz und Mittelpunct der Jesuitenmission.

Als Nobunañga im Reiche die Oberhand gewann, unterwarfen sich ihm auch die drei christlichen Fürsten. Ein grausamer Feind der einheimischen Bonzen, war er den Jesuiten sehr günstig und beförderte die Verbreitung ihrer Lehre unter dem Volke, ohne sie selbst annehmen zu wollen, weil, sagen die Missionare, das Christenthum der Vergötterung der Herrscher entgegen war, die er für sich selbst anstrebte. Mehrere von den Grossen seines Hofes liessen sich taufen: die Missionare konnten jetzt ihre Thätigkeit auch auf

[66]) Von dieser Stadt, damals einer der grössten und reichsten von Japan, sagt Villela, sie sei eine Republik und ihre Verfassung ganz der von Venedig ähnlich.

Nippon weiter ausdehnen und fanden dort grossen Anhang: um 1581 rechnete man 150,000 Christen in Japan. Der Gottesdienst wurde in zahlreichen Kirchen celebrirt, fast in allen grösseren Städten der südlichen und westlichen Landschaften hatten die Jesuiten Collegienhäuser, Seminare, Universitäten. Man athmete jetzt freier, denn die Herrschaft des Nobu-naṅga hatte die Macht des Lehnsadels gebrochen und dem Lande den Frieden wieder gegeben. Das Abhängigkeitsverhältniss der Lehnsfürsten scheint kein drückendes gewesen zu sein: die drei christlichen Landesherren
1581. durften es wagen, im Jahre 1581 auf eigene Hand eine Gesandtschaft an den Papst nach Rom zu schicken, an deren Spitze sie ihre nächsten Verwandten stellten. Diese schifften sich, unter Führung des Generalvisitators der Jesuiten, Pater Valignan, in Naṅgasaki ein und erreichten, nach längerem Verweilen in Macao und Goa, im August 1584 Lissabon. Ihre Reise durch Portugal, Spanien und Italien glich einem Triumphzuge; Philipp II, an welchen Portugal beim Tode König Heinrich's gefallen war, empfing sie mit königlichen Ehren und ungeheurem Pomp, ebenso Papst Gregor XIII, der Freund und Wohlthäter des Jesuitenordens, welchem dieser Triumph besondere Freude gemacht zu haben scheint. Die Gesandten überreichten in feierlichem Consistorium eigenhändige Schreiben ihrer Fürsten, welche den Papst als ihren höchsten Oberherrn anreden: aller Prunk und Glanz des Vaticans wurden zu Ehren der jungen Japaner aufgewendet. Sie hatten auf der Reise Zeit und Gelegenheit gehabt, europäische Sprachen und Sitten zu lernen: ihr feines, edeles und tactvolles Auftreten und ihre Intelligenz erregten die allgemeine Bewunderung. Während ihrer Anwesenheit in Rom starb Gregor und Sixtus V bestieg den heiligen Stuhl. Auch dieser überhäufte sie mit Auszeichnungen, wies den japanischen Fürsten Rang und Stellung unter den christlichen Königen an, und entliess die Gesandten reich beschenkt. Auf der Rückreise nach Lissabon gaben ihnen Venedig, Mailand, Mantua, Genua und andere grosse Städte glänzende Feste. Im April 1586 schifften sie sich in Lissabon, im April 1588 von Goa aus in Begleitung des Pater Valignan wieder nach Macao ein, erreichten aber ihre Heimath erst zwei Jahre später. Hier hatten sich unterdessen die Verhältnisse sehr geändert[67]).

[67]) Diese Gesandtschaft machte in Europa grosses Aufsehn und wurde in vielen Schriften — deutsch, lateinisch, italienisch und spanisch — sehr ausführlich beschrieben.

Im Jahre 1582 stand Nobu-nañga auf der Höhe seiner Macht; 1582
der grösste Theil der japanischen Fürsten hatte ihm gehuldigt, einige Widerspänstige wurden von seinen Feldherren bekriegt. Er befand sich mit wenig Truppen in Miako, als sein Kriegsoberst Fide-Yosi, der einen abtrünnigen Daïmio in der Nachbarschaft belagerte, von ihm Succurs verlangt. Nobu-nañga befiehlt seinem Vertrauten Aketsi-Mitsa-fide, mit den Truppen zum Heere des Fide-Yosi zu stossen, aber Jener wendet sich statt dessen gegen seinen Herrn und lässt ihn in seiner Tempelwohnung umzingeln. Von allen Truppen entblösst sieht der Usurpator keine Rettung, steckt den Tempel in Brand und entleibt sich mit seinem ältesten Sohne Nobu-tada. Aketsi zieht nach Asutsia, der Residenz des Nobu-nañga, und vertheilt dessen unermessliche Schätze unter seine Leute, wird aber wenige Tage darauf von den Truppen des Fide-Yosi und seiner Mitfeldherren geschlagen und kommt elend ums Leben. Seine Herrschaft dauerte nur zwölf Tage. Die Sieger proclamiren den unmündigen Enkel des Nobu-nañga, den Sohn des Nobu-tada, als ihren Herrn, aber die Macht bleibt in den Händen des Fide-Yosi, welchem das Heer ergeben ist. Er tritt bald als unumschränkter Herrscher auf und erstickt jede Bewegung zu Gunsten des proclamirten Thronerben, der schnell in Vergessenheit geräth.

Fide-Yosi, der als Herrscher den Titel Taïko-sama[68]) annahm, ist einer der merkwürdigsten Männer der japanischen Geschichte. Ursprünglich ganz geringen Herkommens[69]), stieg er wegen seines Scharfsinnes und Unternehmungsgeistes rasch in der Gunst des Nobu-nañga, der ihn zum Fürsten von Tsikudsen und zum höchsten militärischen Range erhob und mit allen wichtigen Unternehmungen betraute. Nach dessen Ermordung fiel ihm, als dem Tüchtigsten, die Herrschaft wie von selbst zu. Er bezwang, die Uneinigkeit der Daïmio's geschickt benutzend, in kurzer Zeit das ganze Reich, vertheilte die Ländereien der widerspänstigen Grossen unter seine Getreuen, liess allzu beliebte und angesehene Landesherren ihre

[68]) In den Schriften der Missionare wird er häufig Faxiba genannt. Die Bezeichnung Kubo, Kubo-sama wird von ihm, von Nobu-nañga, von Fide-nobu und Anderen gebraucht und scheint ein allgemeiner Ausdruck für Herrscher zu sein.

[69]) Ursprünglich Holzhauer, soll er als Pantoffelträger in den Dienst eines Beamten des Nobu-nañga getreten sein. Er war klein von Gestalt und hatte runde Augen — etwas sehr Ungewöhnliches in Japan, — deshalb nannte ihn das Volk Saru-tsuoa, Affengesicht. — S. Klaproth zu den Kaiserannalen.

Besitzungen mit anderen in entfernten Gegenden vertauschen, zerstückte und verband nach Willkühr die alten Provinzen des Reiches und führte eine ganz neue Ordnung ein. Er liess den Lehnsfürsten ihre Hoheitsrechte und die Verwaltung ihrer Territorien, erschöpfte aber ihre Kassen durch Auferlegung kostbarer Hofreisen und Tributgeschenke, durch Lieferungen und Leistungen zum Bau der Festung von Osaka und setzte ihnen seine Beamten zur Seite, welche sie streng beaufsichtigen und jeden ihrer Schritte nach Hofe berichten mussten. Die nach Selbstständigkeit zu streben scheinen oder willkührlich und grausam gegen das Volk auftreten, verlieren Land und Würde. Durch das ganze Reich wird strenge Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person geübt, jede Friedensstörung mit dem Tode bestraft: entrinnt ein Missethäter, so müssen seine Verwandten und Diener büssen. Das Volk soll ein sittliches Leben führen: die Vielweiberei gestattet Taïko-sama nur sich selbst, und unterwirft die zügellosen Bonzen einer strengen Zucht. Er unterhält eine starke Kriegsmacht, die im Frieden bei den grossen Bauten beschäftigt wird, reichen Sold erhält und ihm unbedingt ergeben ist. Die Finanzen sind im besten Zustande, die Verwaltung geregelt, keine Bedrückung erlaubt.

So legte Taïko-sama den ersten Grund zu dem in Japan seitdem herrschenden politischen System. Das Land, das über ein Jahrhundert lang von Kriegen beständig zerrissen war, wo man geordnete Zustände nur noch als Fabel längst vergangener Zeiten kannte, erfreute sich jetzt der vollkommensten Ruhe; überall herrschte Wohlstand und Zufriedenheit. Das Volk, an die despotische Willkühr der kleinen Machthaber gewöhnt, empfand nur die Segnungen des einigen Regiments. Selbst die Jesuiten, Taïko-sama's bittere Feinde, rühmen ihn als weisen Regenten, der auch gegen seine Widersacher milde gewesen sei und die überwundenen Fürsten nicht, wie Nobu-nanga, grausam getödtet, sondern mit Jahrgehalt in abgelegene Landestheile verwiesen habe. Das ganze Volk huldigte seiner Herrschaft, die für legal erkannt wurde, sobald sie fest begründet war. Trotzdem konnte Taïko-sama den Siogun-Titel von dem Mikado nicht erlangen: diese Würde gehörte einmal der Familie Minamoto, und der abgesetzte Siogun Yosi-aki, der letzte aus dem Hause des Taka-udsi, weigerte sich hartnäckig, den Herrscher zu adoptiren. Auch dem aus der altberühmten Familie der Taïra entsprossenen Nobu-nanga scheint die Siogun-Würde

niemals förmlich verliehen worden zu sein, Taïko-sama aber war von niederer Geburt und deshalb, nach japanischen Begriffen, keiner Titel fähig, denn die Adoption ist nur unter Ebenbürtigen statthaft. Ein Mitglied der Familie Fudsiwara verstand sich dennoch dazu, ihm seinen Namen zu geben, und nun musste der Mikado den Kuanbak absetzen und Taïko-Sama diesen Titel verleihen[70]). Die Annalen berichten dieses als etwas Unerhörtes, Schmachvolles, allem Brauch und Herkommen Widerstrebendes: »man hatte nie etwas Aehnliches erlebt, denn alle Kuanbak's vor ihm waren Fudsiwara«. Der Mikado verlieh Taïko-sama später den Familiennamen Toyo-tomi und alle hohen Titel und Auszeichnungen seines Hofes, wahrscheinlich auf Befehl, denn er hielt die Erbkaiser in gleicher Abhängigkeit wie früher die Siogun's und die Regenten von Kamakura pflegten.

Die Christen bildeten um 1582 schon eine starke Parthei im Lande und Taïko-sama bewarb sich im Beginne seiner Herrschaft eifrig um ihre Gunst. Sein früherer Mitfeldherr Taka-yama-Ukon und andere angesehene Kriegshauptleute waren Christen: sie huldigten ihm jetzt mit den Fürsten von Buṅgo, Arima und Omūra, deren Beistand Taïko-sama zur schnellen Unterwerfung der übrigen Landschaften von Kiusiu verhalf. Später nahm er dem Fürsten von Omūra das aufblühende Naṅgasaki fort und setzte seine Statthalter dahin, um den einträglichen Einfuhrhandel der Portugiesen in seine Hand zu bekommen. Er begünstigte den Fremdenverkehr auf jede Weise und verlieh den Jesuiten Freibriefe im ganzen Lande zu predigen, Freiheit für ihre Häuser von Einquartierung, der die Klöster der Bonzen unterworfen waren, und Steuerfreiheit den Lehnsfürsten gegenüber.

Unter so günstigen Verhältnissen hatte die Bekehrung einige Zeit lang guten Fortgang, doch scheint der wachsende Einfluss der Missionare den Herrscher beunruhigt zu haben. Er bedurfte, sobald seine Macht befestigt war, der Christen nicht mehr, welche ihm jetzt politisch gefährlich zu werden drohten. Im Jahre 1587 — man zählte 1587.
damals 200,000 Christen in Japan — erschien plötzlich und den Vätern sehr unerwartet ein Edict, das nach ihren eigenen Berichten so lautete:

70) Seit Taïko-sama den Kuanbak-Titel trug, scheint er nicht wieder an die Fudsi-wara gekommen zu sein; Kämpfer wenigstens sagt: Dieser Titel wird von dem weltlichen Monarchen angenommen und dessen muthmaasslichem Reichserben ertheilt.

»Unsere getreuen Räthe und Diener haben uns vorgestellt, dass die fremden Geistlichen, die in unsere Staaten gekommen sind, eine den japanischen Satzungen widersprechende Lehre predigen, und dass sie selbst die Dreistigkeit gehabt haben Tempel unserer Kami's und Götter zu zerstören. Obgleich diese Uebertretung die schwerste Züchtigung verdient, wollen wir ihnen doch Gnade angedeihen lassen, befehlen ihnen aber bei Todesstrafe binnen zwanzig Tagen Japan zu verlassen. Während dieses Zeitraumes soll ihnen kein Leid geschehen; findet sich aber nach dieser Frist noch einer im Lande, so soll er wie ein Verbrecher bestraft werden. Den portugiesischen Kaufleuten erlauben wir in unsere Häfen einzulaufen, ihren gewohnten Handel zu treiben und so lange in unseren Staaten zu verweilen als ihre Geschäfte erfordern, verbieten ihnen aber fremde Geistliche mitzubringen bei Strafe der Confiscation ihrer Waaren und Fahrzeuge.«

Dieses Edict erliess Taïko-sama von Fakata[71]) aus. Die dort befindlichen Missionare wurden auch mündlich darüber zur Rede gestellt, »dass sie seine Unterthanen zum Schlachten der für die Landwirthschaft so nothwendigen Ochsen und Kühe verleiteten, dass sie ihren Landsleuten erlaubten Japaner und Japanerinnen wegzuschleppen und in fremde Länder zu verkaufen.« In der That klagen die Jesuiten selbst über die zügellosen Ausschweifungen der portugiesischen Kaufleute und Schiffer: fast täglich wurden Frauen und Mädchen aufgefangen und nach den Schiffen entführt: auch scheint ein ausgedehnter Menschenhandel nach Ostindien, ähnlich dem heutigen Kuli-Handel in China, getrieben worden zu sein. Aber weder diese Ungesetzlichkeiten, noch die von den Jesuiten angegebenen Umstände — der Unmuth des Taïko-sama darüber, dass eine in Firando eingelaufene Carake des seichten Wassers wegen nicht auf seinen Befehl nach Fakata kam, dass die von ihm bei den Portugiesen bestellten und zum projectirten Feldzuge nach Korea bestimmten Schiffe noch immer nicht eintrafen, dass es seinen Kupplern nicht gelang sein Harem aus den christlichen Districten zu recrutiren — können die wahren Ursachen der Ausweisung der Jesuiten gewesen sein: der tiefere Grund war ihr wachsender Einfluss und die beunruhigende Ausbreitung des Christenthumes, dafür zeugen die zu gleicher Zeit erfolgte Verbannung des christlichen Feldherrn Taka-yama-Ukon, welcher das Bekehrungswerk besonders

[71]) An der Küste von Tsikudsen auf Kiusiu.

eifrig gefördert und die Bonzen grausam verfolgt hatte, und die Nichtausdehnung des Spruches auf die portugiesischen Kaufleute, gegen welche doch ein wesentlicher Theil der Beschwerden gerichtet war. Die gesteigerte Schnelligkeit, mit der sich das Christenthum in den letzten Jahren verbreitet hatte, liess den Zeitpunct nicht mehr fern erscheinen, wo sich die Mehrzahl der Landesbewohner dazu bekennen würde, und die Bekehrten hingen mit unbedingter Ergebenheit, mit begeisterter Ehrfurcht an ihren Lehrern. Bisher gewohnt sich selbst gering zu achten, von seinen Oberen nur mit erhabener Strenge behandelt und in scheuer Entfernung gehalten zu werden, lernte das Volk jetzt plötzlich seinen eigenen Werth kennen. Denn das Christenthum lehrt, dass Hoch und Niedrig gleichen Anspruch auf das Himmelreich haben, dass alle weltlichen Güter nichtig, ja dem Menschen auf dem Wege zur Seligkeit nur hinderlich sind. Die Missionare bethätigten diese Lehre durch den eigenen Wandel und hoben die niederen Classen, in welchen die lange unterdrückten Gefühle der verehrenden Liebe mit wunderbarer Frische aufblühten, rasch zum Bewusstsein ihrer Menschenwürde. Die japanischen Machthaber hatten seit Jahrhunderten nur ein Regiment der Furcht und des Schreckens geübt. Ein Fürst, ein Edeler wurde als etwas unnahbares, als ein höheres Wesen angesehen, unübersteigliche Schranken schieden das Volk von seinem Herrn, dem es unbedingten Gehorsam und die tiefste Ehrfurcht schuldete. Das waren die seit undenklichen Zeiten feststehenden Grundlagen der politischen Verfassung von Japan: sie wurden durch die Einführung des Christenthumes auf das tiefste erschüttert. Zunächst schon musste die auffallende Anhänglichkeit der Bekehrten an ihre Lehrer die Machthaber mit Unbehagen erfüllen, dann aber bei näherer Kenntniss die Lehre selbst, bei deren weiterem Umsichgreifen die alten Verhältnisse nicht fortbestehen konnten. Nach ihren Begriffen wurde das Volk entsittlicht, denn der Glauben an die göttliche Abstammung der Herrscher und Edelen und an ihre Berechtigung auf den unbedingten Gehorsam des Volkes war die Grundlage des japanischen Staatslebens und gewissermaassen der japanischen Gesittung. Der Unterschied der Stände gilt dort als etwas Innerliches, der Seele anhaftendes und die Anerkennung des einfachen Satzes, dass vor Gott alle Menschen gleich sind, musste zerstörend auf den politischen Organismus wirken. Franz Xaver selbst ist die Ehrfurcht des japanischen Volkes vor seinen Edelen

als etwas Bewundernswerthes, Sittliches erschienen; es war das Band, das den Staat zusammenhielt, konnte aber mit dem Christenthum nicht bestehen, denn es war die Ehrfurcht der Scheu und des Schreckens, nicht Vertrauen und Liebe. Die Machthaber mussten bald inne werden, dass in den christlichen Districten der Einfluss der Jesuiten den ihren weit überwog und dass die Europäer bei weiterem Umsichgreifen der Bekehrung sich leicht würden zu Herren des Landes machen können. Besonders bedenklich erschien der Uebertritt so vieler Familien aus den herrschenden Classen, denen man natürlich ehrgeizige Absichten unterlegte; denn das niedere Volk wurde als kraftlos und zu Thaten unfähig verachtet, nur unter Führung seiner Edelen konnte es gefährlich werden.

Hierzu kam ein anderer Umstand. Wenn die früher in Japan verbreiteten Begriffe von der Grösse und Macht Portugals bei längerem Verkehr der beiden Völker in und ausser Japan — denn auch die Japaner dehnten ihre Schiffahrt in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts weiter aus und besuchten das südliche China, Formosa, Manila und Siam — besserem Einsehn gewichen waren, und man sich gewöhnt hatte die Portugiesen als ein Handelsvolk zu betrachten, so musste dagegen Taïko-sama bei der Lebhaftigkeit der Beziehungen auch erfahren haben, dass dieses Land seit dem Tode König Heinrichs (1581) mit Spanien vereinigt, dass die kriegerischen Spanier sich einen grossen Theil der bekannten Welt unterworfen, in Amerika und den Philippinen festen Fuss gefasst hatten, dass der Papst als Statthalter Christi den Königen von Spanien und Portugal alle neu zu entdeckenden Länder der Welt als rechtmässiges Eigenthum zugesprochen hatte. Der Gedanke, dass auch an Japan die Reihe der Unterwerfung kommen möchte, sobald die christliche Parthei dort stark genug wäre, lag sehr nahe. Taïko-sama scheint aber zunächst einen Umsturz seiner Herrschaft durch die christlichen Grossen gefürchtet zu haben, das zeigt sein beständiges Eifern gegen den Uebertritt von Leuten aus den herrschenden Ständen. Zu der Befürchtung einer spanischen Invasion gab ihm später das unkluge Benehmen des Befehlshabers einer grossen Galeone, welche im Jahre 1596 an der japanischen Küste strandete, besondere Veranlassung. Als Taïko-sama dieses Schiff und seine kostbare Ladung mit Beschlag belegen liess, zeigte der erbitterte Capitän den kaiserlichen Bevollmächtigten auf einem Weltglobus die Ausdehnung der spanischen Herrschaft, und liess in seiner

Gereiztheit die Drohung eines bevorstehenden Angriffes fallen: es sei die Gewohnheit seines Königs, zuerst Priester in die neu entdeckten Länder zu senden, und diesen, sobald ihr Anhang stark genug, seine Kriegsheere folgen zu lassen; die Portugiesen seien eine Krämernation, die Spanier aber stolz und kampflustig. — Ob nicht in der That, wenn das Christenthum weitere Fortschritte machte, die Spanier sich Japans bemächtigt hätten, ist mindestens zweifelhaft. —

Die Jesuiten wichen nicht sofort dem Verbannungsedicte. Sie schlossen zwar ihre Kirchen, legten die geistliche Tracht ab und hörten auf öffentlich zu predigen und zu taufen, liessen aber Taïko-sama zunächst vorstellen, dass erst in sechs Monaten ein portugiesisches Schiff absegeln werde. Da es nun japanische Sitte ist, dass sich die Obrigkeit um einen Verbannten weiter nicht kümmert, so er nur geringe Kleidung anlegt, sich das Haupt scheert und durch Unterwürfigkeit die Strafe verdient zu haben bekennt, so beachtete der Kaiser[72]) die Jesuiten zunächst nicht weiter. Sie liessen sich von ihren Freunden am Hofe in Allem leiten und betrugen sich durchaus als rechtlose Verbannte. Der Capitän des nach Macao abgehenden Schiffes wurde zu der Aussage veranlasst, er könne nur drei von den Vätern mitnehmen, worauf Taïko-sama ihnen im Zorn einige Häuser und Kirchen einreissen liess, die aber bald wieder aufgebaut wurden, als seine Hofleute ihm die Befürchtung einzuflössen wussten, dass mit den Geistlichen auch die portugiesischen Kaufleute das Land verlassen möchten. Von da an blieben sie unbelästigt. Den portugiesischen Handel wollte Taïko-sama durchaus nicht entbehren, auch mag die Nothwendigkeit sich den guten Willen der christlichen Grossen, der einzigen im Reiche, die durch ihre Eintracht ihm noch gefährlich werden konnten, zu erhalten, viel zu der Unschlüssigkeit seines Benehmens gegen die Missionare im ferneren Verlaufe seiner Regierung beigetragen haben. Die Edicte wurden noch wiederholt verschärft, aber gegen die portugiesischen Jesuiten von Taïko-sama niemals zur Ausführung gebracht. Er blieb ihnen persönlich günstig, widersetzte sich jedoch hartnäckig der öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes und vor Allem der Bekehrung der japanischen Fürsten und Edelen. Dass sie im Stillen und verkleidet in den Häusern der Bekehrten Messe

72) Es sei erlaubt, Taïko-sama und seine Nachfolger in der Herrschaft der Kürze halber Kaiser, die Mikado's aber von hier an Erbkaiser zu nennen.

lasen, lehrten und predigten, konnte ihm nicht entgehen, wurde aber ignorirt. Die Jesuiten tauften in den drei Jahren von Erlassung
1590. des Edictes bis 1590 im Geheimen über 30,000 Japaner. Eine Verfolgung fand nur in der Landschaft Buṅgo statt, wo der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Fürsten einer heidnischen Gemalin zu Liebe das Christenthum eine Zeit lang verleugnete und unterdrückte. In der öffentlichen Meinung auch der nichtchristlichen Japaner soll das Religionsedict grosse Entrüstung hervorgerufen haben, da bis dahin jegliches Bekenntniss in Japan vollkommen freie Religionsübung genossen hatte.

Als die Gesandten der christlichen Fürsten aus Europa zurückkehrten, fragte der Ordens-Visitator Valignan, der jetzt als Botschafter des Vicekönigs von Indien erschien, von Macao aus an, ob bei den gänzlich umgewandelten Verhältnissen Taïko-sama ihn empfangen würde. Die Antwort lautete günstig. Die japanischen Gesandten landeten mit ihm in Naṅgasaki und begaben sich zunächst nach Miako: ihre und Valignan's Auffahrt zur Audienz wird sehr prächtig beschrieben, der Empfang war über alle Erwartung glänzend und ehrenvoll[73]). Ein japanisch redender Missionar Rodriguez musste bei des Gesandten Abreise auf Taïko-sama's Verlangen in Miako zurückbleiben, um den künftigen Verkehr zu vermitteln. Der Kaiser scheint aber doch einiges Misstrauen in die Aechtheit der Botschaft gesetzt zu haben: ein dem Pater Valignan nach Naṅgasaki gesandtes Antwortschreiben an den Vicekönig von Indien war in so wegwerfendem Tone abgefasst, dass Jener es zurückweisen musste. Taïko-sama entschloss sich später wirklich zur Abfassung eines anderen, das, von kostbaren Geschenken begleitet, nach Goa abging. In diesem Schreiben wurden die Portugiesen noch ausdrücklich aufgefordert, recht zahlreich nach Japan zu kommen und sich niederzulassen wo es ihnen gefiele. — Eine Milderung des Religionsedictes konnte Valignan nicht erlangen: er begab sich nach dem Besuche in Miako mit den Gesandten zu den christlichen Fürsten, welchen die päpstlichen Breves und Reliquarien, die geweihten Hüte und Degen unter grossen Feierlichkeiten überreicht wurden.

Valignan's feierlicher Empfang fällt in das Jahr 1590. Unter demselben Jahre berichten die Jesuiten auch, dass Taïko-sama ein Schreiben nach Manila gesandt und den spanischen Gouverneur der

[73]) Die Geschenke des Vice-Königs von Indien bestanden in arabischen Pferden und kostbaren Waffen.

Philippinen zur Unterwerfung aufgefordert habe[74]). Diese Nachricht scheint mit Valignan's günstigem Empfange und der ihm schliesslich ertheilten Antwort nicht in Einklang zu stehen, wenn man nicht annehmen soll, dass seine Gesandtschaft als eine portugiesische angesehen, und die Vereinigung Portugals mit Spanien den Japanern damals noch verheimlicht worden wäre. Der Kaiser that zu derselben Zeit die ersten Schritte zur Verwirklichung seines grossen Planes, der Unterwerfung des chinesischen Reiches: er schickte eine Gesandtschaft an den König von Tšaosien (Korea) und forderte ihn zum Bündniss gegen das Reich der Mitte auf. Dieser schlug es aus und nun wurde zunächst der Krieg gegen Korea beschlossen.

Taïko-sama zog im Jahre 1592 ein Heer von 156,900 Mann 1592.
bei Nańgoya, einem Küstenorte der Landschaft Fidsen zusammen, von wo er die Expedition leitete. Das Heer setzte nach Tsus-sima über, von da landeten zwei, vornehmlich aus Christen bestehende Armeecorps auf Korea und eroberten in kurzer Zeit den grössten Theil der Halbinsel. Chinesische Truppen, die den Koreanern zu Hülfe zogen, erlitten im ersten Feldzuge eine Niederlage; sie drängten zwar in einem zweiten die Japaner in ihre Verschanzungen zurück, konnten aber weiter nichts ausrichten und suchten deshalb zu unterhandeln: man schloss zunächst einen Waffenstillstand und bald darauf 1593 zu Nańgoya den Frieden. Die japanischen Truppen räumten Korea und die königliche Familie wurde in Freiheit gesetzt. Eine Gesandtschaft von Tšaosien, welche bald darauf nach Japan kam, wies der Kaiser ab, weil er es unpassend fand, dass der Gesandte kein Prinz aus dem Königshause war. Aus China erschienen erst 1596 Gesandte in Fusimi, die sehr glänzend empfangen, aber nach Verlesung des kaiserlichen Schreibens, in welchem Taïko-sama chinesischer Lehnsmann und König von Japan hiess[75]), mit Schimpf und

[74]) Die Kaiserannalen sagen nichts davon; ihre Berichte über Taïko-sama und seine Zeit sind überhaupt äusserst mager. Er erscheint zwar auch hier als mächtiger Usurpator, der dem Reiche Frieden und Ruhe und nach aussen grosses Ansehn giebt, doch mochte der Verfasser wohl Grund haben, gegenüber der Dynastie des Minamoto-no-Jyeyas, welcher den Sohn des Taïko-sama stürzte, von dessen Grossthaten zu schweigen.

[75]) Taïko-sama soll in die Worte ausgebrochen sein, er sei König von Japan durch sich selbst, und werde, wenn es darauf ankomme, die Ta-Ming zu seinen Vasallen machen. — Hier, wie in der ganzen Darstellung des koreanischen Krieges, ist der Verfasser der aus japanischen und chinesischen Quellen geschöpften Darstellung des Professor Hoffmann (Japans Bezüge zu Koraï, Siebold Nippon Bd. VII.)

Hohn vertrieben wurden. Der Herrscher gab sogleich den Befehl zu Erneuerung der Feindseligkeiten in Korea, wo die Japaner nach kurzem Kampfe ihre frühere Verschanzungslinie wieder einnahmen. Der Krieg dauerte bis 1598, ohne dass sie aus ihrer Stellung hätten verdrängt werden können, blieb aber ohne alle weiteren Folgen: Taïko-sama gab noch kurz vor seinem Tode den Befehl zur Abberufung der siegreichen Truppen, welchen die Koreaner goldene Brücken bauten. — Ein förmlicher Frieden wurde erst 1615 mit Tšaosien geschlossen; seitdem geben sich die beiden Höfe wieder durch Gesandtschaften Nachricht von dem jedesmaligen Thronwechsel.

Taïko-sama soll bei dem koreanischen Kriege den doppelten Zweck gehabt haben, seine Grossen, die mit starken Contingenten zu Felde ziehen mussten, zu schwächen und sich der Christen auf gute Art zu entledigen. Die Berichte der Jesuiten geben einem christlichen Feldherrn, dem »Grossadmiral Dom Augustin«, welchen der Kaiser wegen seiner Verdienste um die Unterwerfung von Kiusiu zum Fürsten von Figo erhoben hatte, alle Lorbeern der koreanischen Siege. Er soll bestimmt gewesen sein, Vicekönig von Tšaosien zu werden, wohin dann alle japanischen Christen hätten auswandern müssen.

Noch während des Krieges, im Jahre 1592, wurde dem bis dahin kinderlosen Taïko-sama ein Sohn geboren. Im Frühling
1594. 1594 nach Miako zurückkehrend, fand er dort sein Ansehn in hohem Maasse beeinträchtigt: sein Neffe Fide-tsugu, der, bis dahin sein erklärter Nachfolger, für die Dauer des Krieges zum Haupt der Centralregierung ernannt, in Miako seine Stelle vertrat, hatte sich mit allem Glanze der Herrschaft umgeben und schien, an der Spitze einer starken Parthei, unwillig, das Ruder wieder aus der Hand zu lassen. Er war schroffen, herrschsüchtigen Charakters, und offenbar

gefolgt, von welcher die Berichte der damals in Japan befindlichen Jesuiten abweichen. Nach ihnen wurde 1593 kein Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen die japanischen Truppen in Korea blieben. Die Friedensbedingungen des Taïko-sama hätten gelautet: Abtretung von fünf der acht koreanischen Provinzen, eine Tochter des chinesischen Kaisers als Gemalin, regelmässige Tributzahlungen und Vasallenschaft von China und Korea. — Als endlich 1596 die chinesische Gesandtschaft in Fusimi mit der Forderung auf Herausgabe der koreanischen Festungen als erster Bedingung des abzuschliessenden Friedens erschienen sei, habe der Kaiser sie mit Spott und Hohn entlassen und den Befehl zu Erneuerung der Feindseligkeiten gegeben.

nicht gesonnen, den gehofften Thron dem spät geborenen Sohne des Taïko-sama herauszugeben; es musste also zum Bruche kommen. Die beiden Fürsten standen einander mit ihren Höfen eine Zeit lang unter glänzenden Festlichkeiten misstrauisch gegenüber, da liess der Kaiser plötzlich den Palast seines Neffen umzingeln und ihn selbst mit seiner Umgebung nach einem festen Bergkloster schleppen. Fide-tsugu erhielt den Befehl sich mit seinem Gefolge zu entleiben, seine Familie und sein ganzer Hof wurden hingerichtet, seine Bauten verbrannt und der Erde gleich gemacht. Die Jesuiten, welche Zeugen dieses Blutbades waren, geben die grässlichsten Schilderungen von den verübten Grausamkeiten und rühmen die heroische Anhänglichkeit der Hofleute an ihren gefallenen Herrn. —

Die Lage der Jesuiten blieb bis zum Tode des Kaisers im Wesentlichen dieselbe: er duldete sie, damit die portugiesischen Kaufleute das Land nicht verlassen möchten. Aber sein Argwohn gegen das Christenthum nahm zu, noch von Naṅgoya aus befahl er die Entwaffnung aller japanischen Christen auf Kiusiu. Dort empfing Taïko-sama auch die beiden ersten Gesandtschaften des Gouverneurs der Philippinen, über deren Auftreten und Empfang wenig Licht verbreitet ist. Die einzigen Berichte sind, so viel bekannt, die der Jesuiten, welche kaum genau unterrichtet gewesen sein mögen. Sie erzählen, dass zwar die spanischen Gesandten sich mit Würde benommen und jenes Unterwerfung fordernde Schreiben des Taïko-sama als unmöglich von ihm ausgehend, als eine Fälschung zurückgewiesen hätten, dass aber mehrere die Gesandtschaft begleitende Franciscanermönche ihm den Eid der Treue leisteten, um die Erlaubniss der Niederlassung in Japan zu erhalten. Der Kaiser behandelte nach diesen Berichten die Spanier mit grosser Wegwerfung, nud verlangte nochmals die Huldigung des Gouverneurs der Philippinen. Er wiederholte diese Forderung auch einer zweiten Gesandtschaft gegenüber, welche 1593 nach Naṅgoya kam — die erste war auf der Rückreise in einem Orkan untergegangen. Zum offenen Bruche kam es nicht: die Spanier bedienten sich, den Jesuiten misstrauend, zum Dolmetschen eines Japaners, der in Manila ihre Sprache gelernt hatte; dieser übersetzte ungetreu nach beiden Seiten und brachte die grösste Verwirrung in die Beziehungen.

Die Franciscaner erhielten 1594 noch eine Verstärkung von mehreren Ordensbrüdern und bauten Kirchen und Klöster in Miako,

Osaka und Nangasaki. Ihr Auftreten giebt der Vermuthung Raum, dass sie in gewissem Maasse politische Emissäre waren: Philipp II soll sich der Franciscaner Barfüsser vielfach bedient haben, um seine Herrschaft in den überseeischen portugiesischen Besitzungen zur Geltung zu bringen, und durch sie auch seine Anerkennung in Macao durchgesetzt haben. War es nun ein Trotzen auf die spanische Macht, war es wirklicher Glaubenseifer, war es Widerspruch gegen die Jesuiten, genug sie öffneten trotz deren Warnungen ihre Kirchen, tauften, predigten und lasen öffentlich Messe für die japanischen Christen. Dies war herausfordernder Hohn gegen die Religionsedicte: Taïko-sama liess alsbald ihre Kirchen und Klöster einreissen und auch den Jesuiten einige Häuser zerstören. Die Letzteren wussten
1596. sich bald wieder in Gunst zu setzen: noch 1596 empfing der Kaiser den aus ihrem Orden hervorgegangenen Bischof Martinez sehr ehrenvoll, erliess aber bald darauf, da die Franciscaner von neuem begannen öffentlich Gottesdienst zu halten, ein verschärftes Edict gegen das Christenthum. Es sollten jetzt Listen der ganzen christlichen Bevölkerung aufgestellt und strenge Aufsicht geübt, alle Missionshäuser besetzt und die Geistlichen aus dem Lande entfernt werden. Sechs Franciscaner wurden zum Tode verurtheilt, mit drei japanischen Jesuiten und siebzehn anderen japanischen Christen gefesselt nach Nangasaki geführt und dort gekreuzigt. Nachdem dies Exempel statuirt war, brachte der Kaiser die übrigen Artikel des Edictes nicht zur Ausführung. Er hatte es, nach der Darstellung der Jesuiten, überhaupt nur auf die Franciscaner abgesehen, und wären jene japanischen Jesuiten nur durch den übertriebenen Diensteifer der Vollstrecker mit in das Urtheil hineingezogen worden.

Im Jahre 1597 kam wieder eine Gesandtschaft aus Manila, um Rechenschaft wegen der gekreuzigten Mönche, und Ersatz für das 1596 an der japanischen Küste gestrandete und von Taïko-sama weggenommene spanische Galeon, und für die Zukunft eine rechtschaffene Behandlung der Schiffbrüchigen zu fordern. Des Kaisers kurze Antwort lautete, die Mönche seien hingerichtet worden, weil sie gegen seine Befehle gehandelt hätten, und die Wegnahme gestrandeter Schiffe sei ein Recht seiner Krone, zumal wenn sie, wie jenes Galeon, Geistliche an Bord hätten. — Die Spanier konnten nichts ausrichten und mussten sogar ruhig zusehen, wie zwei Franciscaner, die damals auf einer japanischen Dschunke eintrafen, in den Kerker geworfen wurden.

Den Jesuiten, welche ihrer alten Politik treu blieben, trat Taïko-sama nicht weiter feindlich entgegen, bewies im Gegentheil den in Miako, Osaka und Fusimi lebenden Vätern bis zu seinem Tode häufig seine Gunst durch Geschenke und andere Auszeichnungen.

Vortheilhaft war das Auftreten der Barfüsser für das Christenthum gewiss nicht, ihr ohnmächtiger Trotz konnte bei dem Gegner nur Hohn und Erbitterung wecken, und die japanischen Christen mussten an der Uneinigkeit ihrer Seelsorger aus den verschiedenen Orden irre werden. Die Jesuiten lassen in ihren Schriften dem Glaubenseifer der Franciscaner Gerechtigkeit widerfahren, und beklagen sich nur in milden Ausdrücken über deren Eifersucht, Mangel an Verständniss und Eingreifen in ihre Rechte, denn die Breves Gregor's XIII und Clemens' VIII hatten ihnen Japan als Missionsprovinz mit ausdrücklicher Ausschliessung aller anderen Orden zugesprochen.

Unter den Vasallen Taïko-sama's war Minamoto-no-Jyeyas (geb. 1542) ohne Vergleich der bedeutendste und angesehenste. Er hatte, von Okasaki in der Landschaft Mikawa ausgehend, in den unruhigen Zeiten seine Macht allmälich über das Kuanto, seines Stammes altes Erbtheil, ausgedehnt, und, ohne selbst jemals nach der Oberherrschaft zu streben, den Nobu-nanga in allen seinen Unternehmungen unterstützt. Nach dessen Tode liess Taïko-sama ihn wiederholt zu sich entbieten; Jyeyas traute aber nicht und erschien erst, als der Herrscher ihm seine eigene Mutter als Geissel sandte. Er huldigte nun und blieb im ruhigen Genusse seiner Länder, scheint sich auch durch staatskluges Verhalten eine Art von Unabhängigkeit bewahrt zu haben. Taïko suchte seine Freundschaft, vermälte, dem Tode nah, seinen eigenen sechsjährigen Sohn Fide-yori mit der Enkelin des Jyeyas, und lud diesem vorzüglich die Sorge für seinen unmündigen Erben auf. Jyeyas und neun andere, die angesehensten Fürsten des Reiches, wurden zu Regenten bestellt und mussten mit ihrem Blute einen feierlichen Eid unterschreiben, dass sie den Fide-yori, sobald er grossjährig, in die Herrschaft einsetzen wollten.

Taïko-sama starb 1598. Der Erbe des Reiches wurde, von 1598.
glänzendem Hofstaate umgeben, unter der Leitung seiner Mutter

Yododono, einer Frau von seltenen Geistesgaben und grosser Schönheit, welche trotz vielen Ausschweifungen den Kaiser bis zu seinem Ende zu fesseln gewusst hatte, in dem festen Schlosse von Osaka erzogen. Rings um diese Burg hatte Taïko-sama die alte Stadt abreissen und einen weiten Platz ebenen lassen, wo sich alle Grossen des Reiches Paläste bauen mussten. Dort waren die meisten Daïmio's zur Zeit seines Todes vereinigt.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Fürsten nach dem Hinscheiden des grossen Usurpators, dessen gewaltige Hand sie niedergehalten hatte, ihrer alten unabhängigen Stellung wieder gedachten. Dass die bestehenden Verhältnisse unhaltbar waren, lag auf der Hand. Die Grossen zogen deshalb in Erwartung eines allgemeinen Krieges alle ihre Truppen an sich, auch der Fürst von Fiugo erschien mit seinen kampfgeübten Schaaren aus Korea. Ueber 200,000 Mann sollen damals in und um Osaka versammelt gewesen sein; alle Gemüther waren in so heftiger Gährung, dass nur die strengsten Maassregeln den Frieden unter den Soldaten erhalten konnten. Die meisten Daïmio's wünschten sich wohl nur die alte Selbstständigkeit wieder, deren sie vor Nobu-naňga's Siegen genossen hatten; einige aber verfolgten höhere Ziele. Die Geschichte der verflossenen dreissig Jahre lehrte, dass Japan dem Stärksten gehörte. Das alte Erbrecht des Mikado kam nicht in Betracht, eben so wenig die Kuanbak- und Siogun-Geschlechter; der Mächtigste war zur Herrschaft berufen. Unter den Thronprätendenten wird auch jener Enkel des Nobu-naňga genannt, welchen Taïko-sama einst selbst als Erben der Herrschaft proclamirt und dann unterdrückt hatte; — die Missionare erzählen, er sei Christ gewesen. Jyeyas aber ragte an Klugheit, Erfahrung und Geistesgrösse weit über alle seine Nebenbuhler hinaus. Die Regentschaft der zehn bestand nur dem Namen nach: er leitete, begünstigt von der Schwäche und dem Sonderehrgeiz seiner Genossen und gestützt auf eine ansehnliche Haus-
1599. macht, den Staat ganz nach seinem Willen. Schon 1599 kam die Eifersucht zum Ausbruch: einer seiner Mitregenten griff in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Fiugo den Jyeyas an, der sie schnell besiegte und für diesmal begnadigte. Im folgenden Jahre verbanden sich alle neun Mitregenten gegen ihn, unter dem Vorwande, ihrem Eide gemäss den Fide-yori gegen des Jyeyas thronräuberische Absichten schützen zu wollen. Der Krieg brach los: alle Fürsten des Landes nahmen Parthei, die der Regenten war bei weitem

die stärkere, aber ihre Uneinigkeit gab dem Gegner leichtes Spiel. Jeder arbeitete nur für sich selbst, und so wurden sie alle geschlagen; zuletzt fiel Osaka durch Verrath. Der Sieger wüthete diesmal 1600. mit rücksichtsloser Grausamkeit unter seinen Feinden, die meisten gaben sich selbst den Tod, der Fürst von Fiugo und andere wurden hingerichtet [76]). Ihre Besitzungen gab Jyeyas seinen Getreuen, wies aber auch die ihm ergebenen Fürsten wieder in ihr früheres Abhängigkeitsverhältniss zurück und verband die angesehensten Geschlechter seinem Hause durch Wechselheirathen. Ihre Kassen waren erschöpft und sie mussten sich in Alles fügen. Dem Jyeyas dagegen waren alle Umstände günstig: die eben entdeckten Goldminen der Insel Sando lieferten ihm unermessliche Schätze; seine Macht, sein Anseln im Lande scheinen unbegrenzt gewesen zu sein. Bei alledem fuhr er fort, die Herrschaft im Namen und als Vormund des Fide-yori zu üben, welchen das Land noch immer als rechtmässigen Erben der Macht ansah — so hatten sich die Verhältnisse unter Taïko-sama consolidirt. Er liess ihm vom Mikado von Zeit zu Zeit die seinem Alter gebührenden Titel und Würden verleihen, und begnügte sich im übrigen seine vom Vater ererbten Schätze durch grosse Bauten zu erschöpfen. Fide-yori musste das Mausoleum des Taïko-sama und den von letzterem angefangenen, aber durch ein Erdbeben zerstörten Tempel des Daï-Buds bauen; beide werden von Augenzeugen, unter anderen von dem Gouverneur der Philippinen Don Rodrigo de Vivero y Velasquo, der 1609 in Miako war, als Werke von maassloser Pracht und Grösse beschrieben. — Wenn Jyeyas im Jahre 1603 sich selbst und zwei Jahre später seinen Sohn Fide-tada zum Siogun ernennen liess, so war dies kein Eingriff in die Rechte des Fide-yori, denn auch dessen Vater hatte diesen Titel nicht geführt, der ein Erbtheil der Minamoto war und an sich durchaus keinen Anspruch auf die Herrschaft verlieh. Jyeyas wollte offenbar dem Schicksal nicht vorgreifen: starb Fide-yori vor seiner Grossjährigkeit, so fielen ihm dessen Rechte von selbst zu, ohne dass er als Usurpator erschienen wäre. Jener aber entwickelte unter der Leitung seiner Mutter ausgezeichnete Gaben und besass die allgemeine Gunst. Yododono war an Klugheit und

[76]) Die Missionare rühmen die Standhaftigkeit des Fürsten von Fiugo und anderer christlicher Krieger, welche lieber den entehrenden Tod einer qualvollen Hinrichtung duldeten, als dass sie Hand an sich gelegt hätten, wie es ihnen nach japanischen Begriffen die Ehre vorschrieb.

Herrschersinn dem Jyeyas vollkommen gewachsen: sie schuf dem Fide-yori im Stillen eine Parthei unter den Grossen, welche seinem Gegner gefährlich werden konnte.

Jyeyas hielt in der Stadt Suruñga, im südwestlichen Winkel des Kuanto, Hof. Für seinen Sohn, den Siogun Fide-tada, hatte er, statt Kamakura, der alten Hauptstadt der Minamoto, das nördlicher gelegene Yeddo zur Residenz erwählt. Hier wurden im Jahre 1606 die Ringmauern aus grossen polygonischen Blöcken aufgeführt, die, von breiten Wassergräben begleitet, das Schloss in ungeheurer Ausdehnung mit dreifacher Umwallung einschliessen, ein Werk, das heute noch das Staunen des Reisenden erregt. 300,000 Menschen sollen nach den Berichten der Missionare daran gearbeitet haben. — Yeddo sollte der Mittelpunkt der Streitmacht und der künftige Sitz der Herrscher werden: Fide-tada umgab sich hier mit einem glänzenden kriegerischen Hof und auserwählten Truppen, der materiellen Basis der künftigen Macht seines Hauses, während Jyeyas von Suruñga aus den Mikado und sein Mündel Fide-yori beobachtete. Eine starke Garnison, die oft gewechselt wurde, stand in Fusimi, zwischen Miako und Osaka, um beide in Schach zu halten.

Was die Veranlassung zum Ausbruch der Feindseligkeiten gegeben habe, ob Fide-yori wirklich Miene gemacht, seinen Vormund anzugreifen, ist ungewiss: dass aber seine Parthei nicht unthätig, sondern auf Alles vorbereitet war, beweist der kräftige Widerstand, den Jyeyas und Fide-tada fanden, als sie 1614 Osaka überfielen. Sie mussten sich genügen lassen, Frieden zu schliessen und nach Yeddo heimzuziehen, brachen aber von da alsbald wieder auf, rückten in Eilmärschen gegen Osaka und griffen die Festung von neuem an. Die Belagerten thun einen Ausfall, schon will sich nach blutigem Kampfe der Sieg ihnen zuwenden, da stecken Verräther in ihrem Rücken das Schloss in Brand. Fide-yori verschwand in dem Gemetzel: wahrscheinlich ist er gefallen, doch fand man seinen Leichnam nicht, und lange war die Meinung verbreitet, er lebe in Kiusiu in der Verborgenheit. Seine Parthei war vernichtet: seine Mutter soll gefangen nach Yeddo geführt und dort hingerichtet worden sein.

Osaka fiel 1615. Schon im folgenden Jahre starb Jyeyas, wahrscheinlich an einer im Entscheidungskampf erhaltenen Wunde.

Die Stellung des Jyeyas in der japanischen Geschichte ist sehr merkwürdig. Der altberühmten Familie Minamoto entsprossen,

die sich ursprünglich aus dem Mikado-Geschlecht herleitet und dem Reiche schon zwei Herrscherdynastieen gegeben hatte, steht er mit seiner Jugend[77]) in der Zeit der blutigsten Fehden und sieht alle Phasen und Uebergänge der politischen Entwickelung von der tiefsten Zerrüttung und Anarchie bis zum wohlgeordneten Staate an sich vorübergehen. Er verbündet sich dem Nobu-naňga, der für den Siogun Yosi-aki eintritt, unterwirft sich ihm, da er die Herrschaft an sich reisst, und benutzt dessen Gunst, um seine eigene Macht, die sich ursprünglich nur auf das kleine Fürstenthum Mikawa erstreckte, über einen grossen Theil des Kuanto auszudehnen. Ohne sich durch hervorragende Thaten ausgezeichnet zu haben, steht er unter Taïko-sama als der bedeutendste und einflussreichste Mann des Reiches da. Beim Tode des Letzteren fällt ihm in seinem sechsundfunfzigsten Jahre die oberste Gewalt zu, nach der er früher nicht gestrebt zu haben scheint. Taïko-Sama wusste, dass er allein fähig war, das Reich zusammen zu halten; wich aber Jyeyas seinen Mitregenten, so verfiel das Land wieder der tiefsten Zerrüttung.

Die dynastischen Verhältnisse dieser Periode sind wieder sehr merkwürdig. In Miako hält ein machtloser Erbkaiser Hof, in Osaka der als rechtmässiger Erbe der Herrschaft anerkannte Sohn des Taïko-sama, in Suruňga der wirkliche Machthaber Minamoto-no-Jyeyas, in Yeddo dessen Sohn und erklärter Erbe, der Siogun Fide-tada. Um ihn sammelte sein Vater alle Stützen und Bollwerke der Herrschermacht; sein Hof wird von den Europäern, die ihn besuchten, als überaus glänzend und viel prächtiger als der des Jyeyas geschildert. — So allgemein die auf seiner göttlichen Abstammung beruhende Würde des Mikado, eben so allgemein war das Erbrecht des Fide-yori auf den Herrschertitel, aber auch die thatsächliche Macht des Jyeyas als legal anerkannt. Er regierte das Land als Minister des Fide-yori, wie die Fosio über ein Jahrhundert lang Japan als Minister der Nachkommen des Yori-tomo unumschränkt beherrschten. Eine ähnliche Stellung hätten vielleicht Jyeyas und sein Geschlecht den Nachkommen des Taïko-sama gegenüber eingenommen, wenn sich Fide-yori mit dem Herrschertitel und dem Glanze des Hofes begnügt hätte. Dahin deuten alle Anzeichen. Man begreift sonst nicht, warum der tief blickende

[77]) Sein Geburtsjahr 1542 fällt ungefähr mit der ersten Ankunft der Portugiesen zusammen.

Jyeyas Jenen nicht zugleich mit den besiegten Regenten beseitigte. Der gehässige Meineid musste wo möglich vermieden werden; aber der hohe Sinn des Fide-yori und seiner Mutter liess ihm keine Wahl, er musste sie vernichten oder selbst das Feld räumen. Dass im letzten Falle Japan wieder eine Beute blutiger Fehden geworden wäre, ist wahrscheinlich, denn Fide-yori war zu jung und unerfahren, um die Fürsten unter so schwierigen Verhältnissen in Zaum zu halten. Er wurde von seinem Vormunde in dem Augenblick überfallen, da ihn dieser seinem Eide gemäss in die Herrschaft hätte einsetzen sollen.

Fide-tada und seine nächsten Nachfolger waren bedeutende Regenten; sie wussten das politische System, durch welches Taïko-sama und Jyeyas dem Lande Einheit und Frieden gaben, weiter auszubilden, ihre Macht zu consolidiren und die Dynastie fest zu begründen. Jyeyas steht den Japanern noch heute als ein mit tiefster Weisheit begabter Heros da. Er heisst der Friedensfürst, und in der That haben seine Einrichtungen dem Lande nun über zwei Jahrhunderte den Frieden bewahrt. Seine Gesetze galten bis in die neueste Zeit als unverletzlich und unwiderruflich.

Die Aussichten der Christen schienen sich nach Taïko-sama's Tode Anfangs günstig gestalten zu wollen. Ihr Einfluss war bei der Unsicherheit der Verhältnisse nicht zu verachten: die kampfgeübten Truppen des Fürsten von Figo und ein grosser Theil der Bewohner von Kiusiu waren Christen, einzelne Gemeinden gab es in allen Theilen des Reiches und die Bekehrung hatte noch immer glänzenden Fortgang. Jyeyas gab weitreichende Versprechungen und erklärte, die Religionsedicte des Taïko-sama nur deshalb jetzt noch nicht widerrufen zu können, weil es sonst scheinen möchte, als verachte er dessen Ansehn. Die Geistlichen legten ihre Amtstracht wieder an, öffneten die Kirchen und tauften und predigten ohne belästigt zu werden. Der in den politischen Angelegenheiten des Landes gewiegte Ordens-Visitator Valignan hielt sich damals viel in der Nähe des Hofes auf, um die Conjuncturen zu erspähen und die Christen ihrem Interesse gemäss zu leiten. Recht entschieden nahmen sie niemals Parthei: im Regentenkriege schlugen sich die christlichen Fürsten von Kiusiu nach langem Schwanken auf die Seite des Jyeyas, während der Fürst von Figo mit seinen Truppen gegen

diesen Parthei ergriff. An ihm verloren die Christen ihren mächtigsten Beschützer[78]).

Als Jyeyas 1600 in den Vollbesitz der Macht gelangt war, 1600.
erwartete man vergebens die Abschaffung des Religionsedictes. Er erklärte jetzt im Gegentheil, dass weitere Bekehrungen, besonders unter den höheren Ständen, unzulässig seien, und dass er die Geistlichen nur den portugiesischen Kaufleuten zu Gefallen dulde. Die Jesuiten, die fast ganz von den europäischen Almosen lebten und durch den Verlust mehrerer, von den Holländern gekaperter Schiffe in die grösste Noth geriethen, unterstützte Jyeyas wiederholt durch reiche Spenden. Mit weniger Gunst wurden die spanischen Mönche behandelt, die nach der Aussage der Jesuiten, um den Portugiesen zu schaden, die Ankunft reich beladener spanischer Schiffe im Hafen von Yeddo, dessen Hebung dem Kaiser besonders am Herzen lag, verheissen aber nicht bewirkt hatten.

Während nun Jyeyas selbst in den ersten Jahren seiner Regierung die Christen nicht thätlich belästigte, begannen einige Fürsten auf Kiusiu sie in ihren Districten zu verfolgen. Der mit der Landschaft Figo belehnte Fürst gebot, selbst ein Heide, über fast lauter christliche Unterthanen; in Arima schwor der Sohn des regierenden Herrn den Glauben ab und veranlasste durch die unwürdigsten Ränke seines Vaters Entsetzung und Tod, um dessen Stelle einzunehmen. Diese Beiden befahlen zuerst — und nach ihrem Beispiele einige Nachbarfürsten — ihren Unterthanen, dem Christenglauben zu entsagen, und versuchten, als ihre Befehle erfolglos blieben, die Christen durch die Tortur zum Abfalle zu vermögen. Der Widerstand war fast allgemein, obgleich man die Martern bis zum qualvollsten Tode steigerte. Mit Freuden gingen Leute aus allen Ständen in den Märtyrertod; Mütter hielten ihre Kinder selbst in die Flammen des Scheiterhaufens, kleine Knaben und Mädchen boten sich den Henkern als Christen dar — so erzählen die Missionare. Die Fürsten geriethen durch den einmüthigen Widerstand in grosse Verlegenheit und mussten, um ihre Länder nicht zu entvölkern, bald von der Verfolgung abstehen. Aber der früher nie

[78]) Holländische Schriftsteller haben behauptet, dass die Jesuiten und alle japanischen Christen entschieden gegen den Jyeyas Parthei genommen hätten, und stellen dies als Grund der Verfolgung dar. Aus den umständlichen Berichten der Jesuiten aber geht deutlich hervor, dass sie unschlüssig waren und den Mantel auf beiden Schultern trugen.

gekannte Widerstand ihrer Unterthanen scheint bei den japanischen Mächtigen grosses Missbehagen erregt zu haben: jetzt erst zeigte sich recht lebhaft, in welchem Maasse das Christenthum das Bewusstsein des Volkes geweckt, und wie grosse Macht die Missionare auf die Gemüther der Bekehrten hatten. Jyeyas erliess, ohne die Lehns-
1606. fürsten zur Verfolgung ausdrücklich aufzufordern, im Jahre 1606 ein Edict, welches die christliche Religion abermals verbot: die Geistlichen mussten ihre Amtstracht wieder ablegen, die Kirchen schliessen. Im Uebrigen trat er nicht feindlich gegen sie auf, empfing im Gegentheil in demselben Jahre den neuen Bischof Cerqueira und im folgenden den Ordens-Visitator Valignan mit dem Pater Rodriguez sehr ehrenvoll, und veranlasste die Letzteren sogar, seinen Sohn Fide-tada in Yeddo zu besuchen: — sie wurden auch an diesem Hofe glänzend aufgenommen. — In Yeddo bestand damals eine von Franciscanern gegründete christliche Gemeinde. —

Das Edict von 1606 veranlasste in den folgenden Jahren neue Verfolgungen gegen die japanischen Christen von Seiten der Lehnsfürsten, namentlich auf Kiusiu; man erfand die ausgesuchtesten Grausamkeiten, gegen deren Schilderung das Gefühl sich sträubt. Aber die Meisten blieben standhaft: in Nańgasaki, das ganz von Christen bewohnt war, konnte der kaiserliche Statthalter, ein erbitterter Christenhasser, mit aller Strenge nichts ausrichten, überall standen die Missionare den Gläubigen tröstend und ermuthigend zur Seite, ja sie begeisterten sie durch Verheissung himmlischer Freuden zum Verlangen des Märtyrertodes. Dennoch findet sich nirgend erwähnt, dass ausser dem nur nominell bestehenden Verbannungsedict und dem Verbote des öffentlichen Gottesdienstes vor dem Jahre 1610 irgend welche Maassregeln gegen die europäischen Geistlichen ergriffen worden wären. Im Gegentheil erhielt der General-Gouverneur der Philippinen, Don Rodrigo de Vivero y Velasquo, welcher 1608[79])

[79]) Adams giebt 1609 an. Seit dem Anfange des Jahrhunderts ging jährlich ein grosses Schiff von Manila nach Acapulco; ein solches benutzte Don Rodrigo zur Heimreise. — Er spricht sich mit der grössten Befriedigung über seinen Empfang, mit Bewunderung über die geordneten Zustände des Reiches aus, und erklärt, wenn er keine andere Pflichten hätte, gern sein Leben in Japan beschliessen zu wollen. Die ganze Ladung des Schiffes wurde freigegeben, obwohl sie nach den Landesgesetzen der Regierung verfiel. Jyeyas liess dem Gouverneur durch Adams ein neues Schiff bauen, auf welchem die Spanier glücklich Acapulco erreichten. Von da kam 1611 eine Gesandtschaft nach Japan, um für die genossenen Wohlthaten zu danken und jenes Schiff zu bezahlen; sie scheint aber unter den veränderten

auf der Heimreise nach Spanien (über Acapulco und Mexico) an der japanischen Küste Schiffbruch litt und während seines fast zweijährigen Aufenthaltes im Lande von Jyeyas und Fide-tada mit der grössten Auszeichnung behandelt wurde, das Versprechen, dass die christlichen Priester der verschiedenen Orden künftig des kaiserlichen Schutzes geniessen und in der freien Verfügung über ihre Häuser und Kirchen auf keine Weise beeinträchtigt werden sollten. Sein Ansinnen dagegen, Jyeyas möge die Holländer, welche im Jahre 1608 zuerst mit zwei Schiffen nach Japan gekommen waren, auf immer aus seinem Reiche verbannen, wurde höflich abgewiesen.

Bald nach der Abreise des Don Rodrigo und noch im Jahre 1610 ereignete sich ein Vorfall, der bei den Japanern grosse Erbitterung gegen die Spanier und Portugiesen hervorrief. Einige von diesen geriethen nämlich in Miako mit Eingeborenen in Streit, es kam zum Handgemenge und beide Partheien liessen Todte auf dem Platze. Die japanischen Behörden verlangten von den Fremden die Auslieferung der Rädelsführer, diese verweigerten sie und entwichen nach Naṅgasaki. Die Sache kam vor Jyeyas, welcher im Zorn über solch unloyales Benehmen, dem Fürsten von Arima befahl, die Uebelthäter in Naṅgasaki zur Strafe zu bringen. Diese flüchten auf ein grosses spanisches Schiff »La madre de Dios«, dessen Befehlshaber auch die übrigen portugiesischen Kaufleute der Stadt an Bord nimmt und unter Segel geht. Die »madre de Dios« muss wegen Windstille in einer benachbarten Bucht ankern und wird dort von einer sehr überlegenen Bootsflotte des Fürsten von Arima angegriffen. Während des Gefechtes geräth das Schiff in Brand, der Capitän sprengt es in die Luft, alle Spanier und Portugiesen und viele Japaner kommen um. — So berichten die Missionare diese Begebenheit, deren nähere Umstände in Dunkel gehüllt sind. Jyeyas befahl, nach ihrer Aussage, im ersten Zorn alle Fremden in Japan zu tödten und die Geistlichen zu verjagen, liess aber diesen Befehl nicht zur Ausführung bringen. Schon 1611 erhielten die portugiesischen Kaufleute von neuem die

Verhältnissen ungnädig aufgenommen worden zu sein. S. Rundall Memorials of the Empire of Japon. London 1850. (Hakluyt society.) Appendix. — Der Auszug aus den Aufzeichnungen des Don Rodrigo wurde zuerst im Asiatic journal, July 1830 gedruckt. Rundall erklärt, dass alle seine Bemühungen, das Original einzusehen, fruchtlos gewesen seien. Dennoch ist auch ihm die Aechtheit des Documentes aus inneren Gründen unzweifelhaft.

Erlaubniss im Lande Handel zu treiben [80]). Unglücklicherweise wurde noch in demselben Jahre neuer Argwohn geweckt durch das Erscheinen eines spanischen Kriegsschiffes, welches Vermessungen an der japanischen Küste vornahm. Die Holländer mögen es damals an Verdächtigungen ihrer Erbfeinde nicht haben fehlen lassen, wozu ihnen Jene alle Veranlassungen gaben; denn sie stellten die Holländer als aufrührerische Unterthanen ihres Königs und als Seeräuber dar, und liessen kein Mittel unversucht um ihre Ausweisung zu bewirken. Man kann kaum zweifeln, dass die protestantischen Niederländer auch die katholische Missionsthätigkeit als unheilvoll für das Land und eine Invasion vorbereitend verdächtigten: das lag in der Natur der Umstände.

Die Maassregeln gegen die Christen wurden nun verschärft, die Verfolgung, die eine Weile geruht hatte, begann mit neuer Heftigkeit: Jyeyas selbst verbannte vierzehn seiner vornehmsten Hofbeamten, welche den Glauben nicht abschwören wollten. Besonderen Anstoss erregte bald nachher das Betragen der Christen von Miako, welche einen überführten Verbrecher, der nach den Landesgesetzen den Tod verdient hatte, in feierlichem Zuge klagend und tröstend zur Richtstätte geleiteten und so gleichsam zum Märtyrer stempelten: ebenso die Widersetzlichkeit der Bewohner von Naṅgasaki, die in öffentlicher Versammlung den Beschluss fassten, sich dem Befehle zur Abschwörung des Glaubens nicht zu fügen und die Vertreibung der europäischen Geistlichen niemals zu dulden [81]). Ein solches Auftreten gegen die Obrigkeit war in Japan unerhört.
1613. Jyeyas erliess im Jahre 1613 ein neues Edict, in welchem die christliche Religion für verderblich erklärt und auf das Strengste verboten wurde: die Kirchen sollten niedergerissen und alle Geistlichen vertrieben werden. — Dieser Befehl ward nun allen Ernstes ausgeführt. Die Regierung richtete eine systematische Verfolgung aller eingeborenen Christen ein: sämmtliche europäische Missionare mussten sich in Naṅgasaki versammeln und am 25. October 1614 auf drei Dschunken einschiffen. Es waren 22 Geistliche aus den Orden der

[80]) Nach Aussage der Jesuiten liess Jyeyas durch ihre Vermittelung die Portugiesen in Macao ausdrücklich zur Rückkehr auffordern. Sie schieben die Schuld der gegen sie ergriffenen Maassregeln auf die Verleumdungen der Holländer, und erklären die schnelle Wiederanknüpfung des Verkehrs aus dem Umstande, dass Jyeyas mit den von Jenen eingeführten Waaren nicht zufrieden gewesen wäre.

[81]) Dies sind Thatsachen, welche die Jesuiten selbst berichten.

Dominicaner, Franciscaner und Augustiner, 117 Jesuiten, 100 Seminaristen, 100 Katecheten. Mit ihnen schifften sich mehrere japanische Geistliche, Candidaten und Laienbrüder und der aus der Geschichte des Taïko-sama bekannte Taka-yama-Ukon mit seiner Familie ein. Die Abfahrenden hatten viele kleine Boote mitgenommen, in welchen sie die Ufer heimlich wieder zu erreichen hofften, aber die japanischen Wachtschiffe geleiteten sie weit auf die hohe See hinaus und vereitelten jeden Landungsversuch. 18 Jesuitenvätern, einigen Laienbrüdern und Seminaristen und mehreren Mönchen aus den anderen Orden gelang es, sich zur Zeit der Abfahrt in Nangasaki zu verbergen und von da heimlich unter allerlei Verkleidungen wieder in das Innere des Landes zu dringen. Man rechnete um diese Zeit gegen 600,000 Christen in Japan.

Während der Kämpfe zwischen Jyeyas und Fide-yori[82]) und noch einige Monate nachher hatten die Christen Ruhe; bald aber fand Fide-tada Veranlassung, mit verschärfter Strenge gegen sie aufzutreten. Es wurde bekannt, dass viele Geistliche sich dem Verbannungsedict entzogen hatten, dass sie taufend, predigend und die Gemeinden zum Widerstande anfeuernd durch das Land schweiften. Zwei spanische Schiffe setzten auf Kiusiu 26 Franciscaner an das Land, und auch auf anderen Schiffen, welche der Sturm an die Küsten warf, fand man Geistliche. Dieser hartnäckige Ungehorsam der Fremden musste den Siogun erbittern, es handelte sich um die Behauptung seines Ansehns[83]). Während man bisher

[82]) Adams und die Holländer behaupten, dass die Jesuiten und die japanischen Christen in diesem Kampfe auf der Seite des Fide-yori gestanden hätten. Die Jesuiten stellen in ihren Schriften vielfach Reflexionen darüber an, wie sich die Lage für die Christen gestaltet hätte, wenn Fide-yori siegte. Sie haben offenbar versucht, sich an seinem Hofe Eingang zu verschaffen, bekennen aber selbst, an dem Widerstande seiner abergläubischen Mutter gescheitert zu sein. Adams schreibt, Fide-tada habe deshalb die Maassregeln gegen die Christen verschärft, weil er bei Einnahme der Festung dort Jesuiten und Mönche gefunden hätte. Die Jesuiten dagegen, welche keinen Grund hätten es zu verhehlen, — dem die Sache des Fide-yori erscheint auch in ihren Berichten als eine rechtmässige, — behaupten, dass nur ein Priester ihrer Gesellschaft sich in der Stadt — nicht in der Festung — verkleidet aufgehalten und mit genauer Noth aus dem allgemeinen Gemetzel das Leben gerettet habe.

[83]) Die vielfach wiederholte Erzählung, dass um diese Zeit die Vorsteher des portugiesischen Handels sich mit einigen japanischen Grossen verschworen und den König von Spanien durch ein Schreiben zur Eroberung Japans aufgefordert hätten, — dass dieser Brief, durch Wegnahme des portugiesischen Schiffes, in die Hände der Holländer und durch sie an den Siogun gelangt sei, beruht auf keinem irgend sicheren Zeugniss.

die Tortur und die Hinrichtung nur gegen Japaner in Anwendung gebracht und sich begnügt hatte, die europäischen Geistlichen auszuweisen, wurde nun auch über diese die Todesstrafe verhängt, wo sie sich im Lande finden liessen[84]): auch jeder Japaner, der einen Priester beherbergte, hatte das Leben verwirkt. Um strengere Auf-
1617. sicht zu üben, liess Fide-tada schon 1617 alle Häfen, ausser Firando und Naṅgasaki, dem fremden Handel schliessen. Aber selbst diese Maassregeln blieben fruchtlos und konnten nicht verhindern, dass sich nicht jährlich einige Geistliche ins Land schlichen. Sie wussten sich unter allerlei Verkleidungen auf japanischen Dschunken Aufnahme zu verschaffen und brachten, wo ihr Stand entdeckt wurde, oft Tod und Verderben über deren unschuldige
1621. Bemannung. Deshalb verbot die japanische Regierung 1621[85]) ihren Unterthanen, die bisher ganz frei ausser Landes verkehrt und nach Korea, China, Formosa, Siam und Manila Handel getrieben hatten, sich von nun an ohne kaiserlichen Pass aus dem Lande zu entfernen. Zugleich wurden die Strafen gegen die Hehler der Geistlichen verschärft: nicht nur die Bewohner des Hauses, wo ein solcher sich finden liess, sondern auch die Einsassen der Nachbarhäuser zu beiden Seiten sollten sterben. Gegen die Europäer schritt die Obrigkeit jetzt mit der äussersten Strenge ein: im Jahre 1622 wurden unter anderen die ganze Bemannung und alle Passagiere eines von den Holländern an der japanischen Küste aufgebrachten spanischen Schiffes hingerichtet, weil verkappte Priester
1624. an Bord waren. — 1624 endlich erschien ein Edict, das alle Fremden, ausser den Holländern und Engländern, aus Japan verbannte. In Naṅgasaki hielt die Obrigkeit strenge Haussuchung, alle, auch die Koreaner und Chinesen, wurden eingeschifft: die mit Japanerinnen verheirathet waren, mussten ihre Familien zurücklassen, auf den Kirchhöfen stürzte man alle Kreuze um. Nur einige

[84]) Sie wurde zunächst an einem Jesuiten, einem Franciscaner, einem Dominicaner und einem Augustiner vollstreckt. Bisher, sagen die Jesuiten, hatten die Japaner es für barbarisch erachtet, Fremde, die sie einmal bei sich aufgenommen hätten, umzubringen, zumal wenn sie auf den Befehl ihrer Vorgesetzten in das Land kämen. Die beharrliche Pflichttreue der Geistlichen liess dem Siogun kaum einen anderen Weg offen.

[85]) Bis zu diesem Jahre bestand noch eine japanische Niederlassung bei Manila auf Luzon. Japanische Matrosen kamen 1614 mit Capitän Saris nach England, japanische Kaufleute trieben Handel nach Mexico. — Im Jahre 1603 zählten die Japaner sechszehn Völker, mit denen sie in Freundschafts- und Handelsbeziehungen standen. S. Siebold Nippon Bd. I.

seit lange in NANGASAKI angesessene portugiesische Kaufleute, die besonderes Vertrauen genossen, durften zurückbleiben und unter Aufsicht der Obrigkeit ihren Handel fortsetzen. Für sie wurde auf kaiserlichen Befehl im Jahre 1635 im seichten Wasser vor NANGASAKI dicht am Ufer die kleine Insel DESIMA aufgeschüttet und mit Pfahlwerk und Palisaden umgeben: dort lebten sie seitdem unter steter Bewachung wie im Gefängnisse. Alle diese Maassregeln waren gegen die Geistlichen gerichtet, gegen deren Eindringen, da sie jede Verkleidung, jede List zur Erreichung ihrer Zwecke benutzten, die Regierung sich vergebens zu schützen suchte. Dass aber das Christenthum für Japan und ganz besonders für das neue Regierungssystem verderblich und mit allen Wurzeln auszurotten sei, wurde von jetzt an unumstössliches Axiom für die Herrscher aus dem Hause des JYEYAS[86]).

Die Verfolgung der Christen dauerte vom Jahre 1616 an in allen Theilen des Landes fast ununterbrochen fort. Durch das

[86]) Sehr merkwürdig, und ein Beweis, dass das Misstrauen des SIOGUN gegen die Geistlichen gegründet war, ist die Botschaft, mit welcher der Fürst von OSIO den spanischen Franciscaner Luis Sotelo im Geheimen an den Papst und den König von Spanien sandte; ein japanischer Edelmann begleitete den Mönch. Sie wurden von Paul V am 23. November 1615 in feierlicher Audienz empfangen. Das Schreiben des Fürsten enthält, soweit es gedruckt ist, nur dessen Wunsch, mit seinen Unterthanen zum Christenthum überzutreten: er bittet deshalb, ihm einige Franciscaner und einen hohen Prälaten zu senden, — bittet den Papst ferner, ihn der Freundschaft des Königs von Spanien zu empfehlen; sein Fürstenthum (im Nordosten von NIPPON) liege nicht weit von Neu-Spanien, mit dem er in Verkehr zu treten wünsche. Ueber die mündlichen Anträge an den König und den Papst verlautet nichts; dass aber die ganze Sendung politischer Natur war, ist kaum zu bezweifeln. Hochverrätherisch war damals schon die Absicht, Geistliche in das Land zu ziehen. — Als Sotelo über Neu-Spanien nach Japan zurückkam, wüthete dort die Christenverfolgung am heftigsten; er wurde gefangen und, nach langer Haft in den berüchtigten Kerkern von OMŪRA, bei langsamem Feuer verbrannt. Das Antwortschreiben des Papstes, die Reliquien und Geschenke für den Fürsten von OSIO müssen bei ihm vorgefunden worden sein; — dass er sie im Kerker noch bei sich verbarg, geht aus einem Briefe hervor, den Sotelo an einen andern in NANGASAKI versteckten Ordensbruder richtete. S. Diego de San Francisco Relacion verdadera y breve de la persecucion que padecieron por la Fe de Christo S. N. quince Religiosos Descalços etc. Manila 1625. und Acta audentiae publicae a S. D. N. Paulo V Pont. max. opt. regis Voxu Japoni legatis .... exhibitae. 1615. Rom 1615; Mexico 1626. — In den Berichten der Jesuiten heisst es, der Fürst von Osio habe plötzlich angefangen, die Christen grausam zu verfolgen, um sich beim SIOGUN von dem Verdacht, er habe eine Gesandtschaft nach Europa geschickt, zu reinigen.

ganze Reich war eine Art von Inquisition organisirt, welche die Christen aufspüren und zur Abschwörung des Glaubens vermögen sollte. Anfangs brauchte man gelinde Maassregeln: die Christen blühender Districte wurden in entlegene Landschaften versetzt, die Beamten suchten durch Drohungen und Einschüchterungen zu wirken. Gewalt wandte die Obrigkeit auch später nur an, wo sie dem Widerstande begegnete, und doch hat vielleicht die Weltgeschichte nichts Aehnliches an ausgesuchter, überlegter Grausamkeit aufzuweisen; denn der Widerstand war fast allgemein, und da die Verfolger nicht den Zweck hatten, die Christen umzubringen, sondern sie zur Abschwörung des Glaubens zu treiben, so marterten sie ihre Opfer langsam zu Tode. Die Freudigkeit, mit der die Bekenner in den Tod gingen, ihre Standhaftigkeit unter den unsäglichsten Qualen gewann ihnen selbst und dem Christenthum bei der Menge grosses Ansehn und erbitterte die Obrigkeit immer mehr, der Trotz musste gebrochen werden[87]. Es soll damals eine Verordnung erschienen sein, welche den Märtyrertod der Christen verbot: der Sinn ist, dass die Widerspänstigen so lange, bis die Gefahr des Todes einträte, gefoltert und dann wieder gepflegt werden sollten, bis der Körper fähig wäre, neue Martern zu ertragen. Zuletzt erreichte die Regierung ihren Zweck, denn die Meisten konnten die entsetzlichen Qualen auf die Länge nicht aushalten.

Von den spanischen und portugiesischen Geistlichen starben jährlich mehrere den Märtyrertod; auch bei ihnen wandte man

[87]) Man darf weder die todesmuthige Festigkeit der japanischen Christen noch die Grausamkeit ihrer Verfolger ganz nach dem Maasse europäischen Gefühls beurtheilen. Ohne der Glaubenstreue der Bekenner zu nahe treten oder die Rohheit ihrer Henker beschönigen zu wollen, muss hier doch gesagt werden, dass bei allen ostasiatischen Völkern, zum Theil gewiss in Folge der buddistischen Lehren, der Tod und alle körperlichen Leiden als geringe Uebel angesehen werden, — ferner, dass das Nervensystem dieser Völker ein ganz anderes ist, als das unsere, und dass sie Verletzungen mit Gleichmuth ertragen, bei welchen den meisten Europäern die Sinne schwinden würden. Dies ist rein körperlich. Die Freude an Grausamkeiten gegen Menschen und Thiere ist eine angeborene Eigenschaft der roheren Classen in Japan und China. Die Classe der Gerber, aus welcher die Scharfrichter genommen werden, ist, wie alle, deren Gewerbe es mit sich bringt, verwesende Stoffe zu berühren, in Japan von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Sie bilden eine besondere Kaste, wohnen abgesondert, dürfen nicht in andere Classen heirathen, und werden gradezu als nicht zum japanischen Volke gehörig angesehen. Ihre Berührung macht unrein.

die grausamsten Torturen an, um sie zur Verleugnung ihres Bekenntnisses zu bringen. Trotz den streng bewachten Küsten und dem sicheren matervollen Tode schlichen sich ihrer jährlich noch mehrere in das Land; sie wanderten tröstend und ermahnend von Gemeinde zu Gemeinde und vollzogen selbst in dieser Zeit noch viele Taufen. Nur wenige kehrten zurück, ihre Zahl nahm ungeachtet des beständigen Zuwachses jährlich ab. Bis zum Jahre 1633 kamen 1633.
noch zuweilen ausführliche Berichte nach Europa, voll rührender Erzählungen von der Treue und Glaubensfreudigkeit der Japaner; von da an hat man nur spärliche Nachrichten. Bei dem Aufstande von Arima im Jahre 1637, von welchem später die Rede sein wird, sind wahrscheinlich keine europäischen Geistlichen gegenwärtig gewesen, wenigstens giebt es von solchen keine Berichte darüber. Man weiss, dass 1642 ein Jesuit hingerichtet wurde; 1643 waren noch drei gefangene Jesuitenväter in Yeddo, die später auch den Märtyrertod starben. Ein portugiesischer Renegat, der im Jahre 1633 abgefallene Provincial-Vorsteher der Jesuiten in Japan, Ferreira, war das Hauptwerkzeug zur Verfolgung seiner Glaubensbrüder geworden: er fungirte als Dolmetscher am Hofe von Yeddo und leitete mit höhnender Grausamkeit die Verhöre gegen seine ehemaligen Amtsgenossen. In der Mitte des Jahrhunderts, während der Minderjährigkeit des Siogun Jye-tsuna, liess die Strenge gegen die Christen etwas nach, aber nur auf kurze Zeit. Noch 1658 und 1660 kamen Hinrichtungen in Nangasaki vor. Zur Zeit Kämpfers, um das Ende des Jahrhunderts, begnügte man sich, die Christen bei schlechter Kost gefangen zu halten und von Zeit zu Zeit zur Abschwörung des Glaubens aufzufordern. Es waren ihrer im Jahre 1692 noch funfzig im Kerker von Nangasaki.

Um 1614 gab es nach den Berichten der Missionare 600,000 Christen in Japan; es ist schwer zu glauben, dass ihre Zahl sich unter den späteren Verfolgungen noch vergrössert habe[**]). Von der Gesammtzahl der Opfer hat man keine Nachricht, sie muss aber, wenn auch bei weitem die Meisten den Glauben wieder abschworen, immer noch sehr beträchtlich gewesen sein.

[**]) Herr von Siebold giebt die Zahl der Christen, wahrscheinlich nach japanischen Nachrichten, auf 1,750,000 an. Sollten die Japaner hier nicht alle meinen, die sich überhaupt seit 1549 taufen liessen?

Die Vereinigung Portugals mit Spanien nach dem Tode König Heinrich's (1581) brachte eine grosse Veränderung in die Verhältnisse des Welthandels. Bisher hatte Portugal fast ganz Europa mit den überseeischen Erzeugnissen versorgt: jetzt konnten die Engländer und Holländer, Spaniens Feinde, ihre Bedürfnisse in Lissabon nicht mehr holen und öffneten sich deshalb selbst die Wege nach Ostindien. Die erste holländische Flotte segelte 1595 dahin; bald nachher wurde die holländisch-ostindische Handelscompagnie gegründet.

Im Jahre 1598 verliess ein holländisches Geschwader von fünf Schiffen unter dem Befehle des Jaques Mahu den Texel, um, durch die Magelansstrasse in den Stillen Ocean dringend, die Westküste von Süd-Amerika und von da Ostindien zu erreichen. Ein gewisser Dirk Gerritsz, der früher als Büchsenschütze auf einem portugiesischen Schiffe nach Naṅgasaki gekommen war, leitete damals die Blicke der Niederländer auf Japan und begleitete selbst die Expedition des Mahu. Ihr Zweck war, wie gewöhnlich bei holländischen Unternehmungen jener Zeit, zugleich Handel, etwas Seeraub**) und die Entdeckung neuer Länder. — Nachdem bei der Einfahrt in die Südsee ein Sturm das Geschwader zerstreut hatte, fanden sich zwei von den Schiffen bei einer Insel an der peruanischen Küste wieder zusammen. Ein unglücklicher Zusammenstoss mit den kriegerischen Eingeborenen kostete den Holländern so viele Leute, dass sie die beiden Schiffe kaum noch regieren konnten; der Beschluss aber, das eine zu verbrennen, kam durch die Eifersucht der Befehlshaber nicht zur Ausführung, und man beschloss auf die Kunde, dass spanische Kriegsschiffe in der Nähe seien, jetzt direct nach Japan zu segeln. Heftige Winde trennten unterwegs die beiden Fahrzeuge: das eine ist verschollen, das andere, »De Liefde« genannt, trieb nach langer mühseliger Fahrt an die
1600 Insel Kiusiu und kam im April 1600 an der Küste von Buṅgo zu Anker. Hunger und Krankheit hatten unter der Bemannung stark aufgeräumt; von den fünfundzwanzig Ueberlebenden konnten sich nur sechs auf den Füssen erhalten. Der Fürst von Buṅgo liess die ganze Mannschaft an das Land bringen und mit allem Nöthigen versehen. Die meisten erholten sich; zwei starben noch am Tage der Ankunft, vier andere etwas später.

**) Man kann es nach heutigen Begriffen nicht anders nennen, wenn die Seefahrer u. A. die wehrlosen Bewohner abgelegener Inseln überfielen und plünderten.

Da man sich durchaus nicht verständigen konnte, so liess der Fürst Portugiesen aus Nañgasaki herbeirufen, welche die Holländer sogleich für Seeräuber erklärten[90]). Ihre Lage wurde noch verschlimmert durch zwei Verräther aus ihrer Mitte, die sich auf Kosten der Uebrigen zu bereichern dachten; der Fürst von Buñgo setzte die ganze Mannschaft gefangen. Nur Einer, der Steuermann William Adams, ein Engländer von Geburt, wurde auf Befehl des Jyeyas nach Suruñga geschickt und dort zahlreichen Verhören unterworfen. Jyeyas selbst fragte ihn aus, überzeugte sich aber, trotz allen Machinationen der Spanier und Portugiesen, welche, nach des Adams Aussage, die Hinrichtung der ganzen Schiffsmannschaft verlangten und die Holländer als Piraten und rebellische Unterthanen ihres Königs verschrieen, doch schliesslich von deren Unschädlichkeit. Adams wurde in Freiheit gesetzt, ebenso alle seine Gefährten, welche unterdessen mit ihrem Schiffe nach Osaka gebracht worden waren. Das Fahrzeug mussten sie ausliefern, die Ladung aber befahl Jyeyas herauszugeben und liess, da bei der ersten Ankunft Vieles gestohlen worden war, ihrem Bevollmächtigten eine bedeutende Entschädigungssumme auszahlen[91]). Ausserdem gab er Jedem ein kleines Jahrgehalt und befahl ihnen im Lande zu bleiben, erst einige Jahre später erhielten sie die Erlaubniss zur Heimkehr. — Adams wusste sich durch seine mathematischen Kenntnisse und praktische Geschicklichkeit in grosse Gunst bei dem Herrscher zu setzen, baute später für ihn zwei Schiffe nach europäischem Muster und trat in eine ehrenvolle und einflussreiche Stellung. Durch ihn hauptsächlich wurde die Anknüpfung der niederländischen und englischen Handelsbeziehungen vermittelt[92]).

[90]) »After wee had been there five or six dayes came a Portugall Jesuite and other Portugals who reported of us that wee were pirates and were not in the way of marchandizing.« Brief des William Adams an seine Frau bei Purchas Pilgrimages und bei Rundall Memorials of the Empire of Japon. London 1850.

[91]) »Saving 50,000 Rials in ready money was commanded to be given us, and in his presence brought and delivered in the hands of one that was made our governor« etc. Brief des Adams »an seine unbekannten Freunde«, bei Purchas und Rundall.

[92]) Adams trat später mit Erlaubniss des Jyeyas in den Dienst der englisch-ostindischen Compagnie, machte für dieselbe mehrere Reisen nach Siam und starb in Japan 1620. Sein Testament ist uns erhalten; er vermacht darin die eine Hälfte seines Vermögens seiner Ehefrau und Tochter in England, die andere den Kindern seiner japanischen Gattin. — Capitän Cox, der Vorsteher der englischen Handelsfactorei in Firando, besuchte auf der Reise nach Yeddo 1616 das Landgut des

Unter den übrigen Reisenden der »Liefde« scheinen nur der Befehlshaber Jakob Quakernaak und der Supercargo Van Sanvoort Gebrauch von der Erlaubniss zur Heimkehr gemacht zu haben. Sie erreichten auf einem, vom Fürsten von Firando dazu ausgerüsteten Fahrzenge nach einigen Irrfahrten im Jahre 1606 die holländischen Niederlassungen auf Java und gaben durch ihre Berichte der ostindischen Compagnie Veranlassung zu der Absendung zweier Schiffe,
1609. welche im Februar 1609 in Firando eintrafen. Der Fürst empfing sie auf das beste und bahnte den mit Briefen des Prinzen Moritz von Nassau-Oranien versehenen Bevollmächtigten den Weg nach Suruňga und Yeddo. Sanvoort, der unterdessen nach Naňgasaki zurückgekehrt war und dort für eigene Rechnung Geschäfte machte, und William Adams unterstützten sie mit ihren Kenntnissen des Landes und der Sprache; sie wurden von Jyeyas und Fide-tada ehrenvoll empfangen und erhielten für die Compagnie die Erlaubniss, nach Japan Handel treiben zu dürfen. Der ursprüngliche Handelspass lautete:

»Wenn holländische Schiffe nach Japan kommen, so soll man sie, wo sie auch landen mögen, nicht daran verhindern. Man soll fortan diesen Befehl, sie frei gehen und kommen zu lassen, befolgen und nicht davon abweichen; das ist in Kürze unser bestimmter Willen.« Folgt das Datum übereinstimmend mit dem 25. August 1609 und das Siegel des Jyeyas[93]).

Mit ihren Waaren machten die Holländer damals schlechte Geschäfte; nur die Gefälligkeit des Fürsten von Firando, der, um sie zum Wiederkommen zu ermuthigen, einen grossen Theil ihrer unverkäuflichen Ladung übernahm, bewahrte sie vor schwerem

Adams, und schreibt darüber: »We arrived at Phebe some 2 hours before night, where we staid all that night; for that Captain Adames wife and his two children met us theare. This Phebe is a Lordship geven to Capt. Adames pr. the ould Emperour, to hym and his for eaver, and confermed to his sonne, called Joseph. There is above 100 farms, or howsholds, uppon it, besides others under them, all which are his vassals, and he has power of lyfe and death over them: they being his slaues, and he having as absolute authoretie over them as any tono (or king) in Japon hath over his vassales.« S. Rundall Memorials etc.

[93]) S. Lauts: Japan in zijne staatkundige en burgerlijke Inrigtingen. Amsterdam 1847. Das Original-Document wurde Herrn Lauts durch den Minister der Colonieen aus den Archiven der ostindischen Compagnie mitgetheilt. — Als Fide-tada den Fremden alle Häfen ausser Firando und Naňgasaki schloss, erhielten die Holländer einen neuen Handelspass, in welchem diese Beschränkung ausgedrückt war.

Verlust. Erst 1611 schickte die Compagnie wieder ein Schiff hinaus: der Bevollmächtigte Jakob Specx überbrachte kostbare Geschenke für den Fürsten von Firando, Jyeyas und Fide-tada, und befestigte mit Hülfe des William Adams die Freundschaftsbeziehungen zum japanischen Hofe. Er wird als der Begründer des niederländischen Handels nach Japan angesehen. In Firando legte Specx eine bleibende Factorei an, wo man die eingeführten Waaren lagern und günstige Conjuncturen abwarten konnte. Von dieser Zeit an kamen jährlich niederländische Schiffe nach Japan.

Inzwischen hatte man auch in England auf Veranlassung des John Saris, der seit 1605 den britischen Handel in Bantam leitete, Verbindungen mit Japan anzuknüpfen beschlossen: Saris selbst wurde damit beauftragt. Er ging mit seinem Schiffe »the Clove«
im Juni 1613 vor Firando zu Anker, wurde von dem Fürsten, dem 1613
er ein Schreiben seines Souveräns überbrachte, mit grosser Auszeichnung empfangen, und trat unter Leitung des aus Yeddo herbeigerufenen Adams[94]) bald die Reise nach Hofe an. Jyeyas nahm aus seinen Händen das Schreiben Jakob's I entgegen und gewährte auch den Engländern ausgedehnte Handelsfreiheiten[95]). — Saris gründete ebenfalls in Firando eine Factorei, bei welcher Adams angestellt wurde; die Engländer machten aber schlechte Geschäfte und konnten mit den Holländern, welche den Markt schon besser kannten, nicht Schritt halten. Es kam zu Reibungen, die Handelsvorsteher verklagten einander sogar gegenseitig bei Jyeyas. Da gelangte 1620 die Nachricht von der Vereinigung der englischen und holländischen Compagnie und der Befehl nach Firando, auch dort die Geschäfte hinfort gemeinschaftlich zu betreiben, und zwar zu einem Drittheile für englische, zu zwei Drittheilen für holländische Rechnung. Aber die Engländer gaben schon 1623 ihre Factorei und den japanischen Handel ganz auf. Die Compagnie

94) Adams war Capitän Saris schon durch den Brief »an seine unbekannten Freunde und Landsleute in Bantam« bekannt, den Jener durch die Holländer dorthin gelangen liess. Er fordert darin die Engländer dringend auf, Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen. Saris fand den Brief vor, als er, auf der Reise nach Japan, in Bantam anlegte.

95) Auch die Engländer erhielten von Fide-tada einen modificirten Handelspass, nach welchem sie in Zukunft nur in Firando Handel treiben, bei schlechtem Wetter aber auch in allen anderen Häfen Schutz finden sollten. — Die officiellen Versionen des ursprünglichen und des veränderten Handelspasses sind bei Rundall Memorials of the Empire of Japon abgedruckt.

1623 richtete damals Briefe an den Fürsten von Firando und an Jyeyas, in welchen sie für die erwiesene Freundschaft dankt und die Wiederanknüpfung der Beziehungen unter günstigeren Umständen in Aussicht stellt.

Der holländische Handel brachte anfänglich wenig Gewinn. Im Jahre 1617, als Fide-tada den Fremden alle Häfen ausser Nańgasaki und Firando schloss, kam der Befehl von der Oberbehörde in Amsterdam, die Factorei in Firando aufzugeben. Der in Batavia residirende Rath von Indien war anderer Ansicht und machte besonders geltend, dass Japan der Compagnie die besten Soldaten und Seeleute liefere[96]). Die Holländer hissten damals, nach ihrer eigenen Aussage, die Blutflagge gegen alle portugiesischen und chinesischen Schiffe und brachten ihren Raub in Japan zu Markt; selbst englische Schiffe wurden geplündert. Der Siogun erliess zwar auf ihre Klagen den strengen Befehl, dass die mit Japan verkehrenden Fremden einander in seinen Gewässern keinen Schaden zufügen sollten, aber der Frieden dauerte nicht lange. Die Holländer waren seit lange zur See die Mächtigsten und begannen, als die Portugiesen mehr und mehr in Ungunst geriethen, aufs neue das einträgliche Piratenhandwerk zu treiben. Unter diesen Umständen that ihnen das um 1621 an die Japaner erlassene Verbot, sich ohne kaiserlichen Pass ausser Landes zu begeben, grossen Schaden, denn sie bildeten den besten Theil ihrer Mannschaften. Aber man liess sich diese und alle anderen den Fremden auferlegten Beschränkungen ohne Widerrede gefallen, denn mit dem Sinken des portugiesischen Verkehrs blühte ihr Handel mächtig auf und brachte enormen Gewinn. Mit der Vertreibung der übrigen Fremden im Jahre 1624 begann die Glanzperiode des niederländischen Handels; seine Vertreter standen damals in hohem Ansehn und wurden am Hofe zu Yeddo, wo sie jährlich kostbare Geschenke überreichten, sehr ehrenvoll aufgenommen[97]). Schon von 1627 an verschlechterte sich ihre Lage wieder.

[96]) Die Holländer scheinen ihre ostindischen Eroberungen grossen Theils mit japanischen Soldaten gemacht zu haben, deren Tapferkeit durch den ganzen Orient berühmt war. — Die Könige von Siam hatten damals eine japanische Leibwache.

[97]) Im Jahre 1626 waren die Abgeordneten der Compagnie mit ihrem Beschützer, dem Fürsten von Firando, bei den glänzenden Festlichkeiten in Miako gegenwärtig, welche die Zusammenkunft des Fide-tada und seines schon zum Siogun ernannten Sohnes Jye-mitsi mit dem Mikado verherrlichten. S. Coenraet Krammer

Die ostindische Compagnie hatte sich 1624 des Hafens Taïwano auf Formosa bemächtigt und dort eine Festung gebaut. Diese Niederlassung, ein Stapelplatz der chinesischen, japanischen und siamesischen Erzeugnisse, und zugleich zur Störung des spanischen Handels sehr günstig gelegen, war von der äussersten Wichtigkeit. Die Holländer erhoben hier Zölle von den ein- und ausgehenden Waaren, eine Einrichtung, welcher sich die unter kaiserlichem Pass dort verkehrenden Japaner nicht fügen wollten, da sie lange vor den Holländern mit voller Freiheit Handel nach Taïwano getrieben hatten. Ihre Beschwerden fanden bei dem Rath von Indien kein Gehör. Als nun im Jahre 1627 Pieter Nuyts, ein Mitglied des 1627.
indischen Rathes, als Landvogt nach Taïwano kam, erhielt er von Firando aus eine geheime Mittheilung, welche ihm vor den in diesem Jahre nach Formosa reisenden Japanern warnte. In der That erschienen sie in aussergewöhnlicher Anzahl und stark bewaffnet. Nuyts brauchte die Vorsichtsmaassregel, ihre Fahrzeuge zwischen den holländischen Schiffern ankern und ihre Waffen an das Land bringen zu lassen, wo man sie bis zu ihrer Abreise aufbewahrte. Die Japaner beklagten sich beim Siogun über diese beschimpfende Behandlung: in Folge dessen wurde Nuyts, der 1628 in besonderer Mission nach Yeddo ging, bei Hofe nicht vorgelassen und kehrte unverrichteter Sache auf seinen Posten zurück. In diesem Jahre nun erschienen die Japaner so schwach bewaffnet, dass der Landvogt keine besonderen Vorsichtsmaassregeln nöthig achtete. Da aber jetzt auch die Eingeborenen und die Chinesen die Zölle verweigerten, und die Holländer argwöhnten, es geschehe auf Anstiften der Japaner, so erhielten diese nicht die Erlaubniss zur Abreise und wurden durch Zwangsmaassregeln lange gegen ihren Willen zurückgehalten. Eines Tages, als der Landvogt mit seinem kleinen Sohne allein zu Hause war, erschienen einige Japaner bei ihm und verlangten die schleunige Freigebung ihrer Schiffe. Nuyts wies sie ab: einen Augenblick darauf war das Haus von allen Seiten umzingelt. Der Commandant der Festung liess Truppen ausrücken: da aber die Japaner drohten, bei der geringsten Feindseligkeit den Landvogt und seinen Sohn zu ermorden, und man ihre Entschlossenheit

»Erzählung des prächtigen Festes, so der japanische Kaiser sammt dem Dayro in der Stadt Meaco sehr herrlich begangen«, abgedruckt in Merklein's deutscher Ausgabe von Caron's »Wahrhaftiger Beschreibung dreier mächtigen Königreiche....« Nürnberg 1672.

kannte, so blieb den Holländern nur übrig zu capituliren. Nach siebentägigem Unterhandeln wurden den Japanern alle ihre Forderungen bewilligt; sie bestanden in Gewährung unverzüglicher Abreise, Loslassung der gefangenen Chinesen und Formosaner, und Rückgabe von 150 Ballen Seide, die ihnen widerrechtlich abgenommen sein sollten. Der kleine Sohn des Landvogts musste ihnen als Sicherheitspfand nach Japan folgen und wurde später in Firando gegen die von ihrer Seite gestellten Geisseln wieder ausgewechselt.

Diese Angelegenheit that den Holländern in Japan grossen Schaden. Der Siogun trat ganz auf die Seite seiner Landsleute, forderte die Auslieferung des Landvogts und liess einen Theil der niederländischen Waaren mit Beschlag belegen. Der Handel stockte. Im Jahre 1632 entschloss sich die Regierung von Batavia den unglücklichen Nuyts nach Firando zu senden, wo ihn kaiserliche Commissare in Empfang nahmen und gefangen setzten**). Erst nach unsäglichen Bemühungen gelang es, von dem Nachfolger des Fide-tada seine Loslassung zu erwirken, die im Jahre 1636 in Form einer Begnadigung erfolgte.

Seit diesem Ereigniss sind die Holländer immer mit rücksichtsloser Strenge und Willkühr behandelt worden, sie liessen sich aber Alles gefallen, um den einträglichen Handel nicht aufgeben zu müssen und bestärkten dadurch die Japaner in ihrem despotischen
1637. Auftreten. Um 1637 setzte der Siogun die Abfahrt der holländischen Schiffe auf bestimmte Zeiten fest: die eingeführte Rohseide — damals der vornehmste Handelsartikel — musste an fünf bevorzugte Städte und unter Aufsicht der Beamten verkauft werden; erst nachher durften die Holländer ihre übrigen Waaren verhandeln. — Dasselbe Jahr brachte auch das unbedingte Verbot bei Todesstrafe an alle Japaner, sich, unter welchen Umständen es sei, aus dem Lande zu entfernen. Ein gleichzeitiges Verbannungsedict gegen die noch in Naṅgasaki zurückgebliebenen Portugiesen kam für jetzt nicht zur Ausführung.

Die beiden zuletzt erwähnten Maassregeln wurden wahrscheinlich durch die Gährungen in der Landschaft Arima veranlasst, welche von Anfang an ein Hauptsitz der christlichen Missionsthätigkeit gewesen war. Dort bereitete sich jetzt ein Aufstand

**) Die Haft war gelinde; Nuyts durfte in Begleitung seiner Wachen in Firando umhergehen.

vor, welcher mit dem unter dem Namen der Christenverfolgung von Simabara bekannten Blutbade endete. Wir haben über diese Begebenheiten nur dürftige Nachrichten; aus den Aufzeichnungen der Holländer scheint ungefähr Folgendes hervorzugehn[99]).

Jener Fürst von Arima, der seinen Vater verrathen, den Glauben abgeschworen und die Christen so grausam verfolgt hatte, war wegen anderer Missethaten vom Siogun degradirt und mit seiner Familie verbannt worden. Der neu eingesetzte Landesherr brachte nach japanischer Sitte alle seine Beamten mit; die des vertriebenen Fürsten, zugleich auch alle seine Soldaten, sahen sich dem Elende Preis gegeben. Diese Unzufriedenen, wahrscheinlich lauter ehemalige Christen, vereinigten sich mit den Landbewohnern, welche der neue Herr hart bedrückte, im December 1637 zum offenen Aufstande. Sie griffen, verstärkt durch Zuzüge von Gleichgesinnten aus der Insel Amaksa, wo ähnliche Verhältnisse obwalteten, das Castell von Arima an, wohin sich der Fürst geflüchtet hatte, wurden aber zurückgeworfen und zogen nun, in drei Horden vertheilt, unter dem Panier des Kreuzes und mit dem Feldgeschrei San Jago sengend und plündernd durch das Land. So standen die Sachen, als kaiserliche Commissare an der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann auf Kiusiu erschienen. Ihre Instruction soll dahin gelautet haben, den Fürsten von Arima und Amaksa den Befehl zur Unterdrückung des Aufstandes zu ertheilen, eine beobachtende Stellung einzunehmen und nur dann einzuschreiten, wenn die Landesherren die Rebellen nicht bezwingen könnten oder wenn das Lager des kaiserlichen Heeres angegriffen würde.

Die Aufständischen sahen dieser Streitmacht gegenüber die Nothwendigkeit ein, ihre Kräfte zu concentriren, und warfen sich in das am Meere gelegene verlassene Castell von Simabara, von wo sie den kaiserlichen Bevollmächtigten ihre Bereitwilligkeit anzeigten, sich dem Siogun auf Gnade und Ungnade zu ergeben und jede Strafe zu dulden, ausser der Unterwerfung an ihre Fürsten, gegen welche sie sich bis auf den letzten Mann vertheidigen würden. Da der Siogun aber den nach japanischen Begriffen unwiderruflichen Befehl zur Vertilgung der Rebellen gegeben hatte, so konnte ihr Erbieten nicht angenommen werden. Sie hatten sich unterdessen im Schlosse von Simabara regelrecht verschanzt und erhielten

[99]) Der »Krieg von Simabara« bildet den Gegenstand eines japanischen Specialwerkes, welches noch nicht übersetzt worden zu sein scheint.

Zufuhren von der See. Die Fürsten vermochten nichts auszurichten und so rückten die kaiserlichen Truppen heran.

War es wirklicher Mangel an Kriegsbedarf, war es der Wunsch die Holländer auf die Probe zu stellen — genug die kaiserlichen Bevollmächtigten liessen an den Vorsteher der Factorei von FIRANDO, Nicolas Koekebakker, die Aufforderung ergehen, ihnen eine Quantität Pulver zu leihen. Seine Ausflüchte, dass die beiden auf der Rhede liegenden Schiffe keines entbehren könnten, halfen nichts: man versprach, das geliehene vor ihrer Abfahrt wieder zu geben. Bald darauf kam ein Gesuch um Geschütz; Koekebakker gab nach einigem Sträuben fünf Stücke von dem einen Schiffe »De Rijp« heraus, liess aber das andere, voraussehend dass die Japaner noch ferneres wünschen würden, sofort in See stechen. Schon Tages darauf traf die Aufforderung der Commissare ein, ihnen die anwesenden Schiffe zu senden. Koekebakker begab sich nun selbst mit dem »Rijp« auf den Kriegsschauplatz, ging vor dem Castelle zu Anker und liess es vom 24. Februar 1638 an aus allen seinen Stücken beschiessen. Am 12. März bedeuteten ihm die Commissare, dass sie seiner Hülfe nicht mehr bedürften; sein schweres Geschütz aber musste zur ferneren Beschiessung aus den Batterieen zurückbleiben. Die Aufständischen hielten sich noch einen vollen Monat: am 12. April wurde die Feste mit Sturm genommen, ihre Besatzung bis auf den letzten Mann niedergemacht. Damit endete dieser Krieg, der über 36,000 Menschen das Leben gekostet haben soll.

Diese Ereignisse flössten, obgleich nicht unmittelbar durch den Christenglauben veranlasst, der Regierung neues Misstrauen gegen denselben ein. Es ist nicht zu verkennen, dass das Christenthum, welches, vor über 80 Jahren eingeführt, hier vielleicht die tiefsten Wurzeln geschlagen hatte, in den Bewohnern den selbstständigen unabhängigen Sinn entwickelte, dass der Vorwand der Religion dem Aufstande Einigkeit und Stärke gab. Die Maassregeln gegen dasselbe wurden deshalb noch mehr verschärft: für jeden Japaner mussten hinfort zwei Bürgen gestellt werden, welche mit ihrem Leben dafür einstanden, dass er kein Christ sei: Jeder sollte sich zu einer bestimmten Secte bekennen und in bestimmten Zeitabschnitten Zeugnisse der Bonzen über den regelmässigen Tempelbesuch beibringen; auch die Jünger der Confuciuslehre waren davon nicht ausgenommen und mussten sogar Götzen in ihren Häusern aufstellen.

Im Jahre 1639 brachte die Obrigkeit das schon früher erlassene Verbannungsedict gegen die noch in Nangasaki lebenden Portugiesen zur Ausführung: bei Todesstrafe sollte sich kein Portugiese oder Spanier mehr in Japan blicken lassen. Die Holländer in Firando mussten sich einer strengen Haussuchung nach Crucifixen unterwerfen: alle die nicht unmittelbar zur Factorei gehörten, ferner alle von Holländern und Engländern mit Japanerinnen gezeugten Kinder und deren Mütter wurden des Landes verwiesen und nach Batavia eingeschifft. Die in der Factorei zurückbleibenden Holländer kamen unter strenge Aufsicht: — Koekebakker, der bald nach dem Blutbade von Simabara zu Hofe reiste, erntete in Yeddo für die geleisteten Dienste einen sehr kühlen Dank. Sein Benehmen zeugte von Schwäche und Rathlosigkeit, und that dem Charakter der Holländer in den Augen der Japaner, deren hervorstechende Eigenschaften Entschlossenheit und Thatkraft sind, grossen Schaden. Sein Nachfolger François Caron, der schon früher diese Stellung bekleidet und beim Siogun persönlich in Gunst gestanden hatte, wurde bei der Hofreise 1639 gar nicht zur Audienz gelassen; auch die hohen Staatsbeamten wiesen die üblichen Geschenke zurück. — Ein grosses dreistöckiges steinernes Gebäude, das die Holländer in Firando errichteten, und das allerdings nach japanischen Begriffen mehr einer Festung als einem Kaufhause glich, erregte den Argwohn der Regierung. Gleich nach Vollendung des Baues, im Jahre 1640, erschienen kaiserliche Bevollmächtigte in der Factorei, 1640.
welche nach strenger Haussuchung ein Decret verlasen: Alle Wohnungen der Holländer mit Jahreszahlen der christlichen Zeitrechnung sollten niedergerissen, der Sonntag nicht mehr gefeiert werden; die Vorsteher der Factorei dürften künftig nur ein Jahr im Amte bleiben. — Caron, der durch den Beschützer der Fremden, den Fürsten von Firando, im voraus von Allem unterrichtet gewesen zu sein scheint, erwiederte demüthig: »Seiner kaiserlichen Majestät Befehle sollten getreulich befolgt werden«. Die Commissare zeigten sich zufrieden, dass ihnen das Blutvergiessen erspart wurde, denn sie hatten Befehl, die Holländer bei dem geringsten Widerstande von heimlich dazu aufgestellten Truppen niedermachen zu lassen und sich ihrer Schiffe zu bemächtigen. Als Jene beim Abtragen ihrer Gebäude lässig zu Werke gingen, drohten die Bevollmächtigten einige der Factoreibeamten hinrichten zu lassen, wenn man nicht eile. Caron stellte nun die holländischen Schiffsmannschaften und viele gemiethete

Japaner bei der Arbeit an und so wurde das grosse Factoreigebäude, auf das es besonders gemünzt war, über Nacht der Erde gleich gemacht[100]).

Wie bitterer Ernst es dem SIOGUN mit der Verbannung der
1640. Portugiesen und Spanier war, zeigte sich noch in demselben Jahre. Sie schickten nämlich von Macao aus eine Gesandtschaft nach NAṄGASAKI, um die Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen. Der Statthalter liess sogleich die Bevollmächtigten mit ihrem Gefolge und der ganzen Schiffsmannschaft gefangen setzen und erbat sich, da Jene behaupteten, dem kaiserlichen Befehle gemäss zu handeln, weil sie keine Geistlichen bei sich hätten, auch nicht um Kaufhandel zu treiben, sondern als Gesandte nach Japan kämen, Verhaltungsbefehle aus YEDDO. Der Spruch des SIOGUN lautete auf Hinrichtung der ganzen Gesandtschaft. Es waren 74 Personen, darunter ein Kind, welche auf der Richtstätte des Papenberges — einer kleinen Insel am Eingange der Bucht von NAṄGASAKI, wo das Blut vieler Christen geflossen ist — auf einmal enthauptet wurden. Nur dreizehn Asiaten, die sich unter der Schiffsmannschaft befanden, schenkten die Japaner das Leben und gaben ihnen ein Fahrzeug, um die Schreckenspost nach Macao zu bringen. Sie scheinen niemals dort angelangt zu sein. Das portugiesische Schiff wurde mit den Kleidern und Kostbarkeiten der Enthaupteten und seiner ganzen übrigen Ladung im Hafen verbrannt; es sollen werthvolle Geschenke für den SIOGUN und 400,000 Tael in Silber an Bord gewesen sein, welche Portugiesen noch japanischen Kaufleuten schuldeten. Auf der Richtstätte liess die Obrigkeit gegen die See zu eine Warnungstafel aufstellen:

100) Soll man einer in Merklein's deutscher Ausgabe von Caron's »Beschreibung dreier mächtigen Königreiche« angeführten Reisebeschreibung (Anderson's Orientalische Reise) Glauben beimessen, so hätten die Niederländer den Japanern ernstlichen Anlass zu Misstrauen gegeben: »Als Herr Caron vom Japanischen Kaiser erhielte, dass die Logie (das Factoreigebäude) ein wenig möchte erweitert werden, hat er das Gebäu auf einen Fels, recht am Ufer setzen und durch holländische Mauer- und Zimmerleute aufführen lassen. Indem man das Gebäu von aussen verfertigt, kamen etliche Holländische Schiffe, welche eine grosse Parthei gehauener, weisser Corollensteine in Kisten, als wenn es Kaufmannswahren wären, gepacket herbei brachten, und durch Hülf des Schiffsvolks alsbald ins Haus setzten: Wovon Herr Caron geschwind eine gute Batterie verfertigen und selbige mit zwölf guten metallnen Stucken (so sie des Nachts aus den Schiffen brachten) besetzen liess.« — Die holländischen Schriftsteller erwähnen nichts derartiges.

»Es solle bei Todesstrafe, so lange die Sonne leuchte, kein Fremder wagen nach Japan zu kommen. Dieses Verbot werde für alle Zeiten unwiderruflich sein.«

Die Holländer erhielten 1641 zunächst den Befehl, alle ihre Waaren im Jahre der Anfuhr zu verkaufen. Zugleich wurde ihnen eingeschärft, sich demüthiger zu betragen und in ihrem Auftreten weniger Pracht zu entwickeln; das Schlachten von Rindvieh sollte in Zukunft bei Todesstrafe unterbleiben. — Im Februar langte der neue Vorsteher Maximilian Le Maire an. Er wurde bei seiner Hofreise anscheinend gnädig empfangen, erhielt aber, kaum nach der Factorei zurückgekehrt, im Mai den Befehl, sich mit allen seinen Landsleuten aus Firando zu entfernen, weil der Siogun nicht gesonnen sei, künftig dort Fremde zu dulden. Aus kaiserlicher Gnade solle ihnen erlaubt werden, sich, wenn sie wollten, auf Desima bei Naṅgasaki niederzulassen und dort unter obrigkeitlicher Aufsicht Handel zu treiben. — Le Maire, dem die Japaner keine Zeit liessen zu überlegen, geschweige denn Verhaltungsbefehle einzuholen, siedelte schon am 21. Mai nach Desima über.

Im Jahre 1644 schickte der Gouverneur von Macao nochmals eine Gesandtschaft nach Japan. Vier Jahre zuvor hatte Portugal sich vom spanischen Joche befreit und die Colonieen folgten dem alten Mutterlande; man glaubte, da Spaniens Uebermacht der politische Grund der Verbannung gewesen war, jetzt Aussicht auf Wiederanknüpfung des Verkehrs zu haben. — Als die Bevollmächtigten im Hafen von Naṅgasaki anlangten, machte der dortige Statthalter Anstalten, ihnen das Loos der Gesandtschaft von 1640 zu bereiten: da kam der Bescheid aus Yeddo, der Siogun begnadige sie in der Voraussetzung, dass ihrem neuen Könige das Verbannungsedict unbekannt sei, bei Wiederholung eines solchen Versuches aber sollten seine Gesandten unfehlbar hingerichtet werden. 1644.

Noch einmal wurde 1685 ein Schiff von Macao nach Naṅgasaki abgefertigt, das unter dem Vorwande, zwölf schiffbrüchige Japaner in ihr Vaterland zurückzuführen, die Handelsbeziehungen wieder anknüpfen sollte. Man wies aber alle Eröffnungen unter Erinnerung an die alten Gesetze zurück, und erlaubte den Portugiesen nicht einmal jene Schiffbrüchigen zu landen. 1685.

Auch die Engländer, welche 1623 ihren Handel aus freien Stücken aufgegeben hatten, machten noch im Laufe desselben Jahrhunderts einen Versuch, sich wieder Eingang in das japanische Reich zu verschaffen. Das englische Schiff »the Return«, dessen Befehlshaber dem Siogun einen Brief König Karl's II überbringen
1673 sollte, lief am 20. Juni 1673 in den Hafen von Naṅgasaki ein. Die Behörden empfingen ihn freundlich, liessen sich aber alle Munition und die Geschütze ausliefern und verhinderten jede Communication mit dem Lande. Die Engländer beriefen sich auf die alten von Jyeyas verliehenen Handelsprivilegien, aber das Kreuz in ihrer Flagge und der Umstand, dass König Karl mit einer portugiesischen Prinzessin vermält war, erregten Argwohn. Unglücklicherweise brachten damals die von Batavia eben einlaufenden holländischen Schiffe die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges zwischen Niederland und England und von dem Bündnisse des letzteren mit dem katholischen Frankreich: so erhielten denn die Engländer eine ablehnende Antwort auch auf die Frage, ob sie nach dem Tode ihrer Königin wiederkommen dürften. Man gestattete ihnen aber, bis zum Einsetzen des günstigen Monsuns im Hafen zu bleiben und nahm, als sie vorgaben, kein Geld mehr zu haben, chinesische Rohseide in Zahlung für ihre Bedürfnisse[101]). Die Geschütze und Munition erhielten sie erst ausserhalb des Hafens wieder; viele japanische Kriegsfahrzeuge, welche den »Return« während seines Aufenthaltes im Hafen bewacht hatten, geleiteten ihn weit auf das hohe Meer hinaus. Uebrigens liess der Siogun den Engländern und Holländern das Versprechen abnehmen, einander in den japanischen Gewässern nicht anzugreifen.

In dem Vorstehenden ist schon gesagt worden, dass der innerste Grund der Verbannung der Fremden die Unvereinbarkeit des Christenthumes mit den japanischen Zuständen war. Die durch zweitausendjährige Entwickelung zur festen Regel gewordene Einschränkung des Volkes in bestimmte Grenzen, seine eingelebte Unterwürfigkeit gegen die herrschenden Classen waren Grundbedingung des japanischen Staatslebens. Die Ausübung der starren Gewalt widerspricht noch mehr und unmittelbarer den Grundideen des Christenthumes als die Unterwerfung an solche

[101]) Alle europäischen Artikel wurden zurückgewiesen.

Gewalt; mittelbar aber streiten sie auch gegen diese, denn es liegt in seinem Wesen, die eigenthümliche Entwickelung des Einzelnen zu fördern und sein Bewusstsein zu heben. Ganz verschieden gestalten sich die Verhältnisse, wenn ein Stamm auf niederer Bildungsstufe das Christenthum empfängt und bei politisch vorgeschrittenen Culturvölkern. Bei jenem wird es der wesentlichste Factor des Bildungsganges werden und die Entwickelung des staatlichen Lebens von Grund aus bedingen, bei diesen müssen innere Kämpfe entstehen. Das antike Leben musste erst in Verfall gerathen, ehe das Christenthum bei den Culturvölkern Europas Wurzel schlagen konnte, und wurde dann durch dasselbe von Grund aus umgestaltet und überwunden. Der Kampf währte durch Jahrhunderte. Wo das Christenthum mit dem Islam in Berührung kommt, ist die Begegnung gewaltsam: man kann sich keine allmäliche Bekehrung eines muhamedanischen Staates zum Christenthum, keine allmäliche Umbildung durch dasselbe denken; er wird es entweder abstossen oder selbst zusammenstürzen. Aehnlich ist das Verhältniss mit Japan, nur dass die Japaner sich ihrer politischen Eigenthümlichkeit nicht bewusst waren. So lange ein Volk isolirt bleibt, hält es alle seine Gewohnheiten und Institutionen für natürlich und nothwendig; erst die Bekanntschaft mit dem Fremden erweckt Nachdenken und Selbsterkenntniss. Die seltenen Berührungen mit den Koreanern und Chinesen, deren Bildung überdies auf ähnlichen Grundlagen ruhte, konnten für die Japaner diese Wirkung nicht haben. Die Basis der japanischen Staatsverfassung war recht eigentlich die alte Kamireligion; die Lehren des Confucius enthielten nichts der japanischen Theokratie gefährliches, ebensowenig der indische Buddismus, der sich nach kurzem Kampfe der alten Landesreligion anpasste und verschmolz. So viele Secten es auch gab, in den Grundanschauungen war man sich selbst unbewusst einig, und ahnte wohl kaum, dass es noch andere ganz verschiedene Lehren geben könne: daher die arglose Toleranz, welche dem Christenthume erlaubte so tiefe Wurzeln zu schlagen.

Neben jenen innersten Ursachen mögen auch andere Umstände nachtheilig für die Fremden gewirkt haben, ihr Betragen musste den gesitteten Japanern in vielen Beziehungen anstössig sein. Zunächst die Excesse und Ungehörigkeiten, welche europäische Abentheurer überall zu begehen pflegen, wo sie, von keiner Obrigkeit beschränkt, ihren Gelüsten freien Lauf lassen können; diese mit

7*

den Vorschriften der Geistlichen im schärfsten Widerspruch stehende Zügellosigkeit trug viel dazu bei, die Religion der Fremden bei den Besseren der Nation in Missachtung zu bringen. Dann die Ueberhebung der Europäer, die, je geringeren Standes und Bildungsgrades, desto erhabener über jeden nicht ganz Weisshäutigen sich dünken. Das hoffährtige Auftreten der portugiesischen und spanischen Kaufleute machte den allerschlimmsten Eindruck: ihre Gespreiztheit, ihre Waffen und prächtige Kleidung waren den Edelen verhasst und gaben in deren Augen dem Volke ein schlechtes Beispiel. Der Handelstand gilt einmal in Japan für einen der niedrigsten: Kaufleute dürfen keine Waffen tragen, müssen sich einfach und nach vorgeschriebenem Schnitt kleiden, und bescheiden, ja demüthig gegen den Geringsten aus der Adelsclasse betragen. Die Etiquette ist für alle Stände streng geregelt. Die Formen der Ehrerbietung gegen Höherstehende, wie sie sich von uralter Zeit her in Japan eingelebt haben, sind nach europäischen Begriffen erniedrigend, wegwerfend, aber dort entzieht sich ihnen Niemand: die vornehmsten Lehnsfürsten erweisen sie ohne Bedenken dem Mikado, dem Siogun, es sind eben alte Formen, die in der That die Bedeutung nicht haben, welche wir ihnen beilegen. Die gänzliche Missachtung dieser Gebräuche von Seiten der Europäer und vorzüglich der Kaufleute hat die Japaner zu allen Zeiten gereizt und erbittert. Dass sie selbst Fremden von Rang und Stellung gern die gebührenden Ehren erweisen, dass sie sich sogar, wenn auch nach einigem Kampfe, meistens bequemen, von den landesüblichen Formen abzuweichen und Manches nach ihren Begriffen Unanständige dulden, um den Gewohnheiten der Fremden Rechnung zu tragen und sie zufrieden zu stellen, hat sich bei vielen Gelegenheiten gezeigt. Ein Brüsquiren ihrer eigenen Sitten kann die stolze Nation aber auch heute noch nicht ertragen.

Die gänzliche Ausrottung des Christenthumes und die gänzliche Ausschliessung der Fremden wurden theils durch die Erfahrung veranlasst, dass man sich ihres Einflusses nur durch dieses Mittel ganz erwehren konnte, theils durch die japanische Anschauung überhaupt, die keine Ausnahme duldet und jedes einmal anerkannte Princip mit der grössten Strenge bis zum Extrem durchführt. Dass trotzdem eine Ausnahme zu Gunsten der Holländer gemacht wurde, hatte seinen Grund lediglich darin, dass diese sich fast unbedingt in Alles fügten und die gewissermaassen

rechtlose Stellung gefallen liessen, in welche die Japaner sie schliesslich verwiesen.

Seit lange ist es Gewohnheit geworden, die Niederländer wegen ihrer Stellung in Japan zu schmähen, zu beschimpfen. Dass das Auftreten der holländischen Kaufleute ein würdiges, ihre Stellung ehrenvoll gewesen sei, wird Niemand behaupten; sie haben sich, um Geld zu gewinnen, die grössten Demüthigungen gefallen lassen und sind dadurch immer tiefer in der Achtung der Japaner gesunken. Aber die Nation für das verantwortlich zu machen, was eine Gesellschaft von Kaufleuten gethan hat, ist gewiss unbillig; man kann ohne Anstand behaupten, dass die Kaufleute anderer Länder unter gleichen Umständen ähnlich gehandelt hätten, dass andere Völker Schlimmeres gethan und geduldet haben. Wer die überseeischen Niederlassungen der Europäer und ihre Geschichte kennt, der weiss, dass in den vergangenen Jahrhunderten — denn in dem gegenwärtigen hat sich Vieles geändert — die überwiegende Mehrheit der Ansiedler in dem Auswurf der europäischen Gesellschaft bestand, in Glücksrittern, die in kürzester Zeit und auf jede Weise Schätze zu erwerben trachteten, und dass ihr Auftreten gegen aussereuropäische Völker mit den heutigen Begriffen von Recht, Ehre und Sittlichkeit nicht bestehen kann. Wie sollte man diesen Maassstab an das Betragen der Holländer in Japan legen! Um die Verhältnisse richtig zu würdigen, ist zunächst in Betrachtung zu ziehen, dass die Niederländer in Japan Emissäre einer Handelsgesellschaft waren, deren materieller Nutzen ihr nächstes Augenmerk sein musste. Die höchsten Beamten der Compagnie hatten von Anfang an den Grundsatz aufgestellt, »dass man sich mit grosser Bescheidenheit und Unterthänigkeit der Japaner Freundschaft auf jede Weise zu erhalten habe«[102]). Diese Worte blieben die Richtschnur der Handelsvorsteher für alle Zeiten. Ihre Stellung war schwierig, ihre Verantwortlichkeit gross; Rath und Verhaltungsbefehle konnten sie, der Entfernung wegen, niemals, auch in den allerwichtigsten Fällen nicht einholen, und selbst zur Ueberlegung liessen ihnen die immer peremtorischer auftretenden Japaner selten Zeit. Sie mussten in Eile entscheiden, was lange Ueberlegung forderte, und machten deshalb viele Fehler. Dass ihre Nachgiebigkeit, selbst in Betrachtung der zu erreichenden Zwecke, zu weit ging und viel verdarb, gestehen auch die holländischen Schriftsteller; mit gleicher Sicherheit aber lässt sich

[102]) Worte des General-Gouverneurs Van Diemen.

annehmen, dass die Niederländer das Loos der Portugiesen getheilt hätten, wenn sie sich in den Jahren 1638, 1639 und 1640 nicht in Alles fügten. Die Uebersiedelung nach Desima, die als Alternative der gänzlichen Verbannung gestellt wurde, versetzte sie schon an sich auf immer in die Lage von Leuten, welche man nur aus Gnade im Lande duldete.

Von den schlimmsten gegen die Holländer laut gewordenen Vorwürfen lässt sich beweisen, dass sie auf böswilliger Erfindung und gefälschter Darstellung der Thatsachen beruhen. Dies gilt besonders von den Beschuldigungen, dass sie die Vertreibung der Portugiesen und Spanier und den Untergang des Christenthumes in Japan veranlasst, und dass sie selbst das Christenthum verleugnet hätten.

Was den ersten Punct betrifft, so weiss man zunächst, dass das Religionsedict des Taïko-sama vom Jahre 1587 datirt und nachher niemals widerrufen worden ist. Alle späteren Maassregeln waren nur Ausführung und Verschärfung dieses Erlasses. Ferner ist notorisch, dass die Spanier und Portugiesen bei der ersten Ankunft der Holländer und nachher, so lange sie in Ansehn standen, allen ihren Einfluss aufgeboten haben, um Jene zu verdrängen: das beweisen, wenn man das Zeugniss des Adams nicht gelten lassen will, die ausdrücklichen Bekenntnisse des spanischen Gouverneurs der Philippinen, — welcher 1609, also mit den Holländern ungefähr zugleich nach Japan kam, — er habe ihre Verbannung wiederholt auf das nachdrücklichste gefordert. Dies ist bei dem Nationalhass zwischen den Spaniern und Holländern und bei der verfolgenden Stellung, welche die katholische Kirche gegen die protestantische damals überall einnahm, nicht zu verwundern; ebenso natürlich aber scheint es, dass die Holländer Jenen mit Gleichem vergalten.

Wenn nun den Holländern vorgeworfen wird, dass sie durch die zur Unterdrückung des Aufstandes in Arima geleistete Hülfe das Christenthum in Japan ausgerottet hätten, so geschieht das ebenfalls mit Unrecht. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass die Japaner auch ohne Koekebakker's Kanonen nicht nur mit den Christen in Arima, sondern mit allen Christen des Reiches fertig geworden wären, wenn sie sich einmüthig und zu gleicher Zeit erhoben hätten. Der Dynastie des Jyeyas konnten sie nicht mehr furchtbar sein. Die Aufständischen in Arima aber waren in eine verfallene Festung zurückgedrängt, von der Landseite vollständig cernirt, und konnten

sich auf keine Weise halten. Dass die 425 Schüsse, welche Koekebakker von seinem Schiffe aus gegen die Festung feuerte, den Ausschlag gegeben haben sollten, wird Niemand glauben, der die Wirkung einer Kanonade — und noch dazu aus Geschützen des siebzehnten Jahrhunderts — zu beurtheilen vermag. — Man kann fast mit Sicherheit annehmen, dass die Regierung durch ihre Forderungen an Koekebakker die Holländer auf die Probe stellen wollte; die Japaner kannten sie als Christen und trauten ihnen deshalb nicht. Wenn nun auch der Aufstand in Arima von Ursprung kein Religionskrieg war — das beweisen seine Anfänge und der Umstand, dass die Aufrührer sich dem Siogun, der notorisch das Christenthum mit der grausamsten Härte verfolgte, auf Gnade und Ungnade ergeben wollten — so nahm er doch in der Folge den Charakter eines solchen an. Man hatte das Banner des Kreuzes aufgepflanzt und es ist wohl zu vermuthen, dass der wiedererwachende Glauben den Bedrängten Trost und Stärke verliehen habe, und als edleres Motiv bei Vielen zur Hauptsache geworden sei. — Wie wenig Koekebakker's zögernd geleistete Hülfe den Japanern genügte, wie wenig sie ihr Misstrauen beschwichtigte, beweist seine schlechte Aufnahme in Yeddo und die Ereignisse der folgenden Jahre. Traurig ist es, wenn einzelne holländische Schriftsteller behaupten, sein Benehmen erfülle nicht nur die Forderungen der Ehre und Pflicht, sondern auch die der Staatsklugheit, wenn sie sogar als Protestanten die Verfolgung wehrloser katholischer Christen für gerechtfertigt erklären: — man kann aber vermuthen, dass Männer seines Schlages aus anderen Nationen unter gleichen Umständen ähnlich gehandelt hätten.

Es scheint, dass man zur Zeit der Ereignisse selbst den Holländern keinen Vorwurf aus ihrem Benehmen gemacht hat. Mandelslo, ein deutscher Edelmann, der im Jahre 1639 Goa besuchte und in freundschaftlichem Verkehr mit den dortigen Jesuiten stand, berichtet viel von den Schrecknissen der japanischen Christenverfolgung, deren Schilderung er aus ihrem Munde vernahm, sagt aber nicht, dass sie die Holländer irgendwie beschuldigt hätten. Die ersten Schmähungen finden sich in den Büchern des Tavernier, eines französischen Abentheurers, der lange in Ostindien war und im Auftrage der französischen Regierung geschrieben zu haben scheint. Colbert nämlich hatte den Gedanken gefasst, eine französich-ostindische Handelsgesellschaft zu gründen, die auch mit

Japan Verbindungen anknüpfen sollte, und wünschte zu diesem Zwecke Holländer in den französischen Dienst zu ziehen, welche mit den dortigen Verhältnissen bekannt wären. Niemand konnte zu diesem Unternehmen so geeignet sein als François Caron, der sich im Dienste der holländischen Compagnie in Japan vom Küchenjungen zum Handelsvorsteher emporgeschwungen, diesen Posten wiederholt bekleidet hatte, und mit allen Verhältnissen und mit der Landessprache vertraut war. Dieser verliess, unzufrieden die gehoffte Beförderung zu den höheren Aemtern nicht zu finden, den Dienst der holländischen Compagnie und wurde von Colbert an die Spitze einer französischen Expedition nach Japan gestellt, starb aber auf der Ueberfahrt — wodurch das ganze Unternehmen scheiterte. Caron und Tavernier haben nun, selbst nach den Aussagen französischer Katholiken, die Holländer auf das schwärzeste verleumdet: die Werke des Letzteren strotzen von Ungereimtheiten und Widersprüchen. Auf sie und auf einige Worte Kämpfer's, dessen Autorität in Dingen, die er nicht selbst beobachtet hat, zu hoch angeschlagen wird, gründen sich alle späteren Verunglimpfungen der Holländer und insbesondere die Schmähungen gegen Koekebakker.

Was nun den anderen Punct, die Verleugnung des Christenthumes betrifft, so wird dieser widerlegt durch das argwöhnische Betragen der Japaner und besonders durch den im Jahre 1640 vor den Holländern in Firando verlesenen Erlass, worin ihnen die Einreissung aller Häuser mit der christlichen Jahreszahl befohlen und die Sonntagsfeier untersagt wird. Zu Eingang dieses Documentes heisst es ausdrücklich, es sei dem Siogun bekannt, dass die Holländer, ebenso wie die Portugiesen, Christen seien, dass sie den Sonntag feierten, die christliche Zeitrechnung, die zehn Gebote, das Vaterunser, die Taufe, das Glaubensbekenntniss, das Abendmal, die Bibel, die Propheten und Apostel hätten, ganz wie die Portugiesen; den Unterschied der Bekenntnisse achte man gering[103]). Die äussere Ausübung ihrer Religion wurde damals untersagt, die Ableugnung aber ist niemals von ihnen verlangt worden[104]).

[103]) Diesen Erlass hat Lauts (Japan in zijne staatkundige en burgerlijke inrigtingen etc.) aus den Archiven der ostindischen Compagnie mitgetheilt.

[104]) Die von englischen und amerikanischen Schriftstellern so häufig wiederholte Erzählung, dass die Holländer auf die Frage, ob sie Christen seien, geantwortet hätten »nein, wir sind Holländer«, beruht auf folgender Thatsache. Im Jahre 1629 kam ein neuer Statthalter nach Nangasaki, der durch unbeugsame Strenge alle

Die japanische Regierung hatte, um sich gegen ein neues Eindringen des Christenthumes zu sichern, die Ceremonie der Kreuztretung eingeführt, welche in den früher christlichen Bezirken in bestimmten Zeitabschnitten wiederholt wurde. Die damit beauftragten Beamten zogen dann von Haus zu Haus, liessen die sämmtlichen Bewohner eine Erklärung unterzeichnen, dass sie keine Christen seien, und dann der Reihe nach auf eine Kupferplatte mit dem Kreuzesbilde treten. Dasselbe wurde von den nach Japan kommenden Chinesen verlangt. Nun hat ein Neapolitaner, Gemelli Carreri, der von 1693 bis 1698 in China war, und dessen Reisewerk auch in das Französische übersetzt worden ist, unter Anderen erzählt, dass die Holländer den Japanern die Maassregel der Kreuztretung als Mittel der Entdeckung von Christen empfohlen, dass sie selbst sich freiwillig dieser Ceremonie unterzogen und dadurch die Erlaubniss zum Handel nach Japan erwirkt hätten. Sein Gewährsmann ist ein aus Japan heimkehrender Chinese. Obwohl nun die Lügenhaftigkeit des Carreri hinreichend erwiesen ist, so hat man doch diese Fabel vielfach geglaubt und wiederholt; es ist aber gewiss, dass die Japaner nicht nur die Kreuztretung von den Holländern nicht verlangt, sondern ihnen sogar niemals erlaubt haben bei dieser Handlung gegenwärtig zu sein. Die Holländer haben mehrfach Gelegenheit gehabt in Japan ihren Glauben unter schwierigen Verhältnissen zu bekennen, und bekannten sie ihn nicht jährlich durch die mitgebrachten Erbauungsbücher, welche nur für die Zeit ihres vorübergehenden Aufenthaltes in Naṅgasaki versiegelt abgeliefert wurden?

dortigen Christen in Kurzem zur Abschwörung des Glaubens vermochte. Alle Einwohner mussten ein schriftliches Bekenntniss unterzeichnen, dass sie keine Christen seien. Die beiden einzigen in Naṅgasaki anwesenden Holländer schrieben damals, von den Behörden gedrängt, die Worte »wir sind Holländer« und ihre Namen unter die Urkunde.

II.

POLITISCHE EINRICHTUNGEN UND ZUSTÄNDE WÄHREND DER ABSPERRUNG.

Der Zeitraum von der Verbannung der Fremden bis zum Eindringen der Amerikaner 1854 ist in der japanischen Geschichte fast ein leeres Blatt zu nennen. Die Nachfolger des Jyeyas brachten dessen System gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zur vollen Ausbildung, seitdem hat die Entwickelung nahezu still gestanden. Auch äusserlich ereignete sich wenig: zwei Verschwörungen gegen das Siogun-Haus wurden 1651 und 1766 entdeckt, ehe sie zum Ausbruch kamen; mit der Hinrichtung der Betheiligten war aber Alles abgethan und die Ruhe des Landes blieb ungestört. In Folge des über zweihundertjährigen ununterbrochenen Friedens hat sich nun die Bevölkerung beträchtlich vermehrt, die Productionskraft des Landes zu einer Höhe gesteigert, wie sie nur die gesegnetsten Erdstriche kennen, und ein solches Gleichgewicht zwischen Ertrag und Verbrauch, Capital und Arbeit, zwischen dem Werthe der Erzeugnisse und der Tauschmittel herausgebildet, dass alle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden und Niemand Mangel leidet. Dabei stehen die Japaner, einige sonderbare Auswüchse abgerechnet, an denen es ja auch in der europäischen Civilisation nicht fehlt, auf einer höheren Stufe der Gesittung als irgend ein anderes nichtchristliches Volk, — und diese Zustände haben sich unter einem Regierungssysteme entwickelt, das an und für sich im höchsten Grade künstlich und unnatürlich, in seinen Grundsätzen gradezu verwerflich ist. Es soll versucht werden eine Darstellung dieser Verfassung zu geben, wie sie während der Jahrhunderte der Absperrung bestanden hat: denn in den letzten Decennien und besonders seit 1854 scheint sich Vieles geändert zu haben, weil die schwachen Siogun's das alte System nicht mehr zu handhaben wussten und durch die Zulassung der Fremden einen wesentlichen Theil desselben aufgaben. Leider ist

unsere Kenntniss dieses Systems auch heute sehr unvollständig: die Jesuiten, unter deren Augen sich seine Anfänge entwickelten und die umständliche Berichte von allen äusseren Ereignissen geben, sagen nur wenig über die innere Einrichtung des Reiches. Seit der Ausweisung der Fremden hüllte sich die Regierung grundsätzlich in tiefes Geheimniss, und auch jetzt ist es schwer etwas Zuverlässiges zu erfahren. Die besten Nachrichten verdankt man noch immer den auf Desima eingeschlossenen Beamten der holländischen Factorei.

Der Abgott der Japaner ist die Thatkraft. Kämpfer hat durchaus Recht, wenn er die Regierungsform einen ganz uneingeschränkten, ungebundenen Despotismus nennt. Die Kuanbak's in ihrer Blüthezeit, Yori-tomo, die Regenten von Kamakura, die Siogun's von Miako, Nobunañga, Taïko-sama, Jyeyas und seine Nachfolger sind vom Volke wie von den Grossen als unbedingte Gebieter anerkannt worden, so lange ihre Kraft den Verhältnissen gewachsen war, und haben sogar die Mikado's nach Willkühr ein- und abgesetzt. Es gab ausser dem höchsten Range des Mikado und dem daraus hergeleiteten Privilegium der Titelverleihung thatsächlich kein den Siogun beschränkendes Recht; sein Willen war das höchste Gesetz, denn die Hoheitsrechte der Grossen sind nur nominell, so lange der Siogun die Kraft hat, den von Jyeyas eingerichteten Organismus in Gang zu erhalten und zu handhaben: standen sie doch unter beständiger Controlle, und mussten jeden Augenblick gewärtig sein von der mächtigen Hand ihres Oberherrn erdrückt zu werden[105]). Darüber kann nach den vorhandenen Zeugnissen kein Zweifel sein. Die Daïmio's regieren ihre Territorien als absolute Souveräne, sind aber dem Siogun, der im Namen des Mikado herrscht, für Alles was dort vorgeht verantwortlich: er lässt sie durch seine Aufpasser bewachen und hat die Macht sie zu bestrafen, zu vernichten. Ihr Recht der unumschränkten Gewalt

[105]) Caron, welcher unter den Niederländern des siebzehnten Jahrhunderts vielleicht die genaueste Kenntniss der japanischen Zustände hatte, sagt vom Siogun: »Dero Majestät von Japan wird getituliret Kaiser, weil Könige und Fürsten unter seinem Gehorsam sind; und er ein solcher Herr, der ganz freie Gewalt hat; als eigenthümlicher Herr über das ganze Land und hat die Macht (gleichwie zu meiner Zeit etlich mal beschehen ist) die grösten Könige und Herren, bisweilen um geringer Ursachen und Missethaten halben, aus ihren Ländern ins Elend zu vertreiben, auf Inseln zu bannen, und mit dem Tode zu straffen, ihre Länder, Schätze, Reichthümer und Einkommen anderen, die es nach seinem Urtheil besser verdienen zu schenken.« Fr. Caron's Wahrhaftige Beschreibung u. s. w. deutsch von Merklein. Nürnberg 1672.

über ihre Unterthanen ist anerkannt, aber über ihnen steht der Siogun, der sie — immer im Namen des Mikado — züchtigt und absetzt, wenn sie willkührlich oder nicht nach seinem Willen handeln. Es ist im Grunde die uralte Verfassung: der Mikado ist seinem göttlichen Rechte nach unumschränkter Herr aller Japaner, die Daïmio's regieren als erbliche Statthalter in seinem Namen mit absoluter Gewalt, so lange es ihm gefällt: das Recht des Mikado wird in seinem Namen von den Siogun's ausgeübt, welche ihn unterdrücken. Diese Stellung des Mikado ist uralt: die Beschränkung der Grossen hat Jyeyas in ein System gebracht, das seinen Nachfolgern die absolute Gewalt sicherte. Die japanische Regierungsform ist also von Grund aus und durch und durch despotisch. Nur wenn schwache Herrscher auf dem Throne sassen, haben in früheren Jahrhunderten die Grossen das Joch abgeschüttelt und die despotische Oberherrschaft der Siogun's oder Regenten bekämpft, aber jedesmal machte sich die alte Regierungsform einer absolut herrschenden Centralgewalt nach kurzer Unterbrechung wieder geltend. Das älteste und anerkannteste Recht ist das des Mikado, und an dieses haben sich zu allen Zeiten die rebellirenden Grossen gelehnt, um den Schein der Legalität für sich zu haben. Etwas Aehnliches scheint heute wieder in Japan vorzugehen.

Der Siogun regiert also für den Mikado: ihr Verhältniss muss man sich vorstellen wie das eines ewig kranken und unmündigen Herrschers zu dem Regenten. Dass dieser Zustand der Unmündigkeit nie aufhöre, ist Sorge des Siogun, dessen Stellvertreter, die Grossrichter von Miako, den dortigen Hof beaufsichtigen und bevormunden. Das Haus des Jyeyas scheint mit den Erbkaisern recht glimpflich umgegangen zu sein: von Entthronungen, wie sie unter den früheren Dynastieen so häufig vorkamen, hört man seit dem siebzehnten Jahrhundert nichts mehr, im Gegentheil verbanden sich die Siogun's von Yeddo dem Mikado-Hause mehrfach durch Heirathen.

Ueber das Leben und die Hofhaltung des Mikado werden tausend Ungereimtheiten erzählt: es ist schwer, hier das Wahre vom Falschen zu scheiden. Gewiss ist, dass von Alters her Kunst und Wissenschaft am Hofe der Erbkaiser eifrig cultivirt und die äusserste Verfeinerung der Sitten angestrebt wurde[106]). Noch heute

[106]) Caron sagt, dass zu seiner Zeit alle Bücher am Hofe des Mikado gemacht worden seien: »und thut dasselbe ganze Geschlecht nichts als dass sie die Wollust der Welt geniessen und sich in Weisheit und Studiren üben.«

sollen die meisten Bücher in MIAKO gedruckt werden, dort befindet sich auch die mit guten Instrumenten ausgestattete Sternwarte, deren Astronomen den Meridian der Hauptstadt mit grosser Genauigkeit berechnet haben[107]. — Man sagt, dass am Hofe von MIAKO allein sich die alten japanischen Sitten in ihrer Reinheit und Einfachheit erhalten; dort werden viele Ceremonieen, Gewohnheiten und Formen aus früher Zeit bewahrt, welche heute dem gesunden Menschenverstande lächerlich erscheinen, aber für die Japaner, welche grosse Ehrfurcht und Anhänglichkeit an die Traditionen ihrer Vergangenheit haben, gewiss von Werth und Bedeutung sind. So soll der MIKADO ausserhalb seines Palastes den Erdboden niemals mit den Füssen berühren, soll niemals dasselbe Kleidungsstück zweimal anlegen, noch bei seinen Malzeiten sich zweimal desselben Geschirres bedienen dürfen; deshalb nimmt man für seine Küche und seinen Tisch jetzt nur grobe Töpferwaare, denn alles von ihm benutzte Geschirr muss gleich nach dem Gebrauche zerbrochen werden: — seine Person ist so heilig, dass die Berührung von ihm benutzter Sachen jedem anderen Sterblichen Krankheit und Tod bringen würde; deshalb verbrennt man auch seine Kleider. — Der MIKADO soll eigentlich neun mal neun, also 81 rechtmässige Frauen haben — dies hält man für die vollkommenste Zahl, — er heirathet gewöhnlich aber nur neun; ausserdem haben drei Frauen bestimmte Functionen bei seiner persönlichen Aufwartung, und auch diese werden zu seinen Gemalinnen gerechnet. Von diesen zwölf erhebt er eine zur Kaiserin[108]. Die Frauen dürfen sich den Gemächern ihres Herrn nur mit gelöstem Haupthaar und baarfuss nahen; sie haben die Obliegenheit, ihn zu bedienen und zu kleiden. Da es gegen die Heiligkeit seiner Person ist, sich Haare, Bart und Nägel schneiden zu lassen, so werden diese Operationen gleichsam verstohlener Weise an ihm vorgenommen, während er schläft oder

[107]) Nämlich 135° 40′ 00″ östlich von Greenwich. S. von Siebold NIPPON Bd. I.

[108]) Gewöhnlich wurde die Mutter des Thronfolgers zur Kaiserin erhoben. Die Frauen scheinen durch die ganze japanische Geschichte grossen Einfluss am Hofe des MIKADO, und in alten Zeiten auch auf die politischen Angelegenheiten gehabt zu haben. Unter dreizehn MIKADO's, die von 642 bis 769 auf dem Throne sassen, waren sieben weibliche. Dies war ungefähr die Periode, in welcher die Erbkaiser zuerst ihre Macht an die KUANBAK's verloren. — Von 769 bis 1630 scheint kein weiblicher MIKADO regiert zu haben, aber noch im vorigen Jahrhundert (1763—1770) bekleidete eine Frau diese Würde.

zu schlafen vorgiebt. Die Frauen wohnen jede in einem besonderen Hause, die Abendmalzeit wird bei allen aufgetragen; bei welcher dann der Mikado erscheint, vereinigen sich auch die übrigen zum Schmause, zu Gesang, Tanz und Saitenspiel. Nach dem Volksglauben stirbt kein Mikado kinderlos; hat er selbst keinen Sohn, so schenkt ihm der Himmel einen, d. h. er findet unter einem Baume am Eingang des Palastes ein mit seiner Bewilligung aus den Agnaten gewähltes Kind. Dies scheint die übliche Form der Adoption im Hause des Mikado zu sein. — Im Palaste sollen viele Götzenbilder stehen; die Missionare erzählen, dass, wenn ein Unglück das Land betrifft, die Erbkaiser einen dieser Götzen beschuldigen und auspeitschen lassen, ihn nachher aber, um von seinem Zorne nicht Schaden zu leiden, wieder zu Gnaden aufnehmen und besänftigen. Nach uralter ostasiatischer Anschauung ist der Herrscher selbst für jedes das Land betreffende Unglück verantwortlich, wie auch der Urheber allen Segens. Sturm und Sonnenschein, Fruchtbarkeit und Misswachs, Erdbeben und Feuersbrünste kommen eben so gut auf seine Rechnung, als Kriegsruhm und Niederlagen, schlechte und gute Verwaltung. Kämpfer erzählt, dass in früherer Zeit der Mikado mit der Krone auf dem Haupte zum Wohle des Reiches täglich einige Stunden regungslos auf dem Throne habe sitzen müssen; rührte er sich nach der einen oder anderen Seite, so war in dieser Richtung das grösste Unglück zu befürchten. Später fand man, dass der Zweck viel leichter erreicht würde, wenn man die Krone allein auf den Thron setzte, bei der eine unwillkührliche Bewegung nicht leicht zu besorgen war. — Der Namen des regierenden Mikado wird geheim gehalten so lange er lebt, und es ist bei Todesstrafe verboten ihn auszusprechen; man bezeichnet seine Person gewöhnlich mit dem Ausdruck Daïri, d. h. Palast[109]).

[109]) Nach seinem Tode erhält jeder Mikado einen Ehrennamen, mit welchem er in der Geschichte bezeichnet wird. Nach Klaproth (Note zu den Kaiserannalen) hatten diese Namen in der frühesten Zeit Beziehung auf die Eigenschaften der verstorbenen Erbkaiser; seit dem sechsundfünfzigsten Mikado aber gab man ihnen die Namen der Paläste, welche sie bewohnt hatten. Beim Tode des Mikado wurde dessen Wohnpalast zerstört und für seinen Nachfolger ein neuer gebaut. Alle Erbkaiser bis zum einundsechszigsten führen den Titel »Ten-o«, d. h. der Erhabene vom Himmel. Der einundsechszigste nahm den Titel »In« an, d. h. Palast; sein Name ist Dsc-dsiak-so-in, d. h. der Palast des rothen Vogels. Der

Verlässt der MIKADO sein Schloss, was nur unter dem Vorwande eines Tempelbesuches geschehen darf, so wird er in reich verzierter Sänfte auf den Schultern getragen, oder in einem mit Ochsen bespannten Staatswagen gefahren; der Auszug geschieht dann mit vielem Gepränge. Sein gesammter Hofstaat soll sich von Sprösslingen seines eigenen Geschlechtes herleiten und mit ihm gleichsam eine Familie bilden, deren Glieder sich über alle anderen Erdenbewohner erhaben dünken[110]. Die geringsten Beamten dieses Hofes fordern selbst von den Lehnsfürsten ehrerbietige Begegnung und haben den Vortritt vor ihnen. Der SIOGUN empfängt die Gesandtschaften des MIKADO unter Prostationen und lässt sich erst nachher von ihnen die gleiche Ehre erweisen. Er selbst kommt nur selten und bei aussergewöhnlichen Gelegenheiten nach MIAKO, lässt den MIKADO aber häufig durch Gesandtschaften begrüssen. Er bezahlt die Kosten der erbkaiserlichen Hofhaltung, aber die Besoldung der niederen Beamten soll so gering sein, dass viele sich durch Korbflechten und andere Handarbeiten ernähren müssen. — Der MIKADO ist der Ausfluss aller Ehren und Würden; die Geschenke, welche besonders bei aussergewöhnlichen Rangverleihungen gegeben werden müssen, sind so bedeutend, dass die SIOGUN's sich oft dieses Mittels bedienen, um allzureiche Fürsten einzuschränken.

Während der Blüthezeit ihrer Macht haben also die SIOGUN's ganz unumschränkt geherrscht und wahrscheinlich auch die wichtigsten Staatsangelegenheiten ohne Zuziehung des MIKADO entschieden. So ist das Verhältniss in allen älteren Werken über Japan dargestellt. Höchstens eine formelle Mittheilung der Beschlüsse mag üblich gewesen sein. Neuere Schriftsteller behaupten, wahrscheinlich mit Unrecht, die Sanction des MIKADO sei zu jedem Gesetze, zu jeder folgereichen Entscheidung erforderlich. Dass er de jure,

zweiundsechszigste MIKADO wurde wieder TEN-O genannt, weil er der alten SINTO-Religion anhing; auch der einundachtzigste führte diesen Titel, weil er als Kind vor der Einweihung in die buddistischen Lehren starb.

110) Caron sagt von ihnen: »— und finden sich mehr als hundert Personen unter ihnen, die für edler als der Kaiser selbst gehalten werden, und deshalb mit viel höheren und herrlichern Tituln begabt sind.« — Nach den Angaben der neuesten Schriftsteller soll der SIOGUN die vierte Rangstufe im japanischen Staatskalender einnehmen. — Nach Kämpfer und anderen Autoren vermieden die DAÏMIO's bei ihren Hofreisen geflissentlich MIAKO, weil sie bei der Begegnung mit den KUGE — den Hofleuten des MIKADO — aus der Sänfte steigen und sich bei der geringsten Verletzung der hergebrachten Formen oft arge Demüthigungen gefallen lassen müssten.

der oberste Souverän von Japan und die erste Person im Staate ist, kann Niemand bezweifeln, dass aber thatsächlich seit einem Jahrtausend die Macht immer in den Händen seiner Stellvertreter gelegen hat, beweist die japanische Geschichte ganz deutlich. Die japanische Theokratie besteht noch heute zu Recht, aber der Gebrauch ist stärker als dieses Recht: so lange der Siogun die Daïmio's aus eigener Macht beherrscht, bedarf er der Autorität des Mikado nicht. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts scheint man von Yeddo aus die Erbkaiser in belangreichen Fällen um ihre Ansicht befragt zu haben: der holländische Handelsvorsteher Doeff, welcher von 1798 bis 1817, also neunzehn Jahre in Japan war und das unbedingte Vertrauen der Behörden genoss, berichtet zwei derartige Fälle, die sich während seiner Anwesenheit zutrugen. Zuerst handelte es sich um eine Verbesserung des Kalenders, um Einführung des Sonnen- statt des Mondjahres[111]): hier war der Schritt sehr natürlich, da alle japanischen Kalender in Miako unter Aufsicht der Hofastronomen gemacht werden. Das andere Mal galt es die Beantwortung der russischen Eröffnungen im Jahre 1804: diesmal gebot Staatsklugheit die äusserste Vorsicht und volle Uebereinstimmung mit dem Mikado, an dessen Rechte sich im Falle eines auswärtigen Krieges die Daïmio's lehnen konnten, um die Siogun-Dynastie zu stürzen: denn die Ausschliessung der Fremden war ein wesentlicher Bestandtheil des höchst künstlichen Systemes, das nur so lange ausreichte, als die Centralregierung alle ihre Kräfte den inneren Angelegenheiten zuwenden konnte. Die Gewaltherrschaft des Siogun musste zunichte werden, sobald die Grossen Luft gewannen. Die einzelnen Fürsten waren ihm niemals gefährlich und auch eine Verbindung von mehreren wegen ihrer Uneinigkeit und gegenseitigen Eifersucht nur dann zu fürchten, wenn sie einen gemeinsamen Mittelpunkt hatten. Diesen bot aber nur der Thron des Mikado, um welchen sich die Grossen sicherlich im Falle eines auswärtigen Krieges geschaart hätten, wenn er dem Siogun entgegentrat. Die Autorität des Mikado wird aber nur dann gefährlich, wenn ihn die Daïmio's zu stützen vermögen, und dieser Fall muss immer eintreten, wenn der Siogun nach aussen hin beschäftigt ist. — Doeff betont ausdrücklich,

[111]) Das Nippon-ki erwähnt unter dem Jahre 675 n. Chr. der Erbauung der ersten Sternwarte; 690 wurde der erste Kalender, eine Nachbildung des chinesischen, förmlich eingeführt. Verbessert wurde der Kalender in den Jahren 700, 857, 861; 1684 und endlich 1798.

dass diese beiden die einzigen Fälle während seiner Anwesenheit in Japan waren, in welchen der Mikado befragt wurde. Der Punct ist von Wichtigkeit für die Beurtheilung der neuesten japanischen Geschichte.

Die Erbfolge im Hause der Siogun's ist in folgender Weise geregelt. Jyeyas hatte vier Söhne: der älteste war der Fürst von Owari, der zweite der Siogun Fide-tada, der dritte der Fürst von Kii, der vierte der Fürst von Mito[112]). Der Siogun wählt den Thronfolger unter seinen Söhnen, und wenn er deren nicht hat, aus der Zahl der nächsten Agnaten. Fehlt es auch an solchen, so muss er aus einer der Familien Owari, Kii und Mito den Thronfolger adoptiren, welcher dann als Repräsentant der Siogun-Linie gilt und die Würde auf seine Nachkommen vererbt, bis etwa eine neue Adoption aus den drei Nebenlinien nothwendig wird. Die Häupter derselben heissen die Titularbrüder des Siogun und sind die ersten Männer des Reiches: ihre Stellung scheint in neuester Zeit besonders einflussreich geworden zu sein. Alle nichterbenden Söhne des Siogun werden gewöhnlich von kinderlosen Daïmio's adoptirt und verlieren dadurch mit ihrer ganzen Nachkommenschaft auf immer alles Recht auf die Thronfolge. — Der Siogun Tsuna-yosi, der 1680 zur Regierung kam, wollte nach dem Tode seines einzigen Sohnes von dem alten Hausgesetze der Thronfolge abweichen und den Sohn eines Günstlings als Erben adoptiren; um ihn daran zu verhindern und dem Reiche den Frieden zu erhalten, entschloss sich die Kaiserin ihren Gemal zu ermorden und gab gleich darauf auch sich selbst den Tod. Der nächste Agnat Jye-nobu, des Ermordeten Neffe, wurde auf den Thron erhoben: mit seinem Sohne Jye-tsugu, der minderjährig starb und, selbst unter Vormundschaft, keinen Erben adoptiren konnte, erlosch der Mannesstamm des Fide-tada. Die Wahl der Titularbrüder fiel damals auf den Fürsten von Kii, Yosi-mune, der sich den Namen eines grossen Regenten erworben hat.

Heutigen Tages leben die Siogun's fast ganz eingezogen in ihrem von dreifacher Ringmauer umgebenen Schlosse zu Yeddo und sind nur für den Hof sichtbar. Nur die Daïmio's und hohe Staatsbeamte werden zur Audienz gelassen, welche gewöhnlich kaum eine

[112]) Einige Autoren berichten noch von einem fünften, der, älter als die genannten vier, Ansprüche auf den Thron gemacht hätte und von Fide-tada beseitigt worden wäre.

Minute dauert und als die höchste Gnade angesehen wird, deren ein Unterthan theilhaft werden kann. Alle, die sie genossen haben, sind berechtigt das Wappen des Kaiserhauses auf ihren Kleidern zu tragen. — In früheren Zeiten scheinen die Siogun's nicht so einsam gelebt und namentlich die Jagd, welche noch heute ihr Regal im weiten Umkreise von Yeddo ist, eifrig geübt zu haben. Jetzt verlassen sie selten und nur mit grossem Gefolge den Palast: Herolde verkünden dann in den Strassen die Näherung des kaiserlichen Zuges, alle Häuser werden geschlossen, Niemand darf sich sehen lassen; lautlose Stille herrscht auch im Gefolge des Siogun. Schweigen gilt überhaupt in Japan als Zeichen der Ehrerbietung, jeder Zuruf, jedes laute Wort vor einem Höheren ist Beleidigung — die japanischen Grossen verlangen eben nur Ehrfurcht, keine Zustimmung. Die Sitte, vor dem Siogun die Häuser zu schliessen, ist schon alt: Caron erzählt, dass, wer den kaiserlichen Zug sehen wollte, in seiner Hausthüre auf einer Matte niederknieen musste. — Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts und besonders unter Tsuna-yosi versank der Hof von Yeddo in Verweichlichung und tiefe Sittenlosigkeit. Yosi-mune stellte die gute Zucht her und brachte die längst vergessenen ritterlichen Uebungen wieder zu Ansehn, man übte sich in der Jagd, im Bogenschiessen, Carousselreiten, Fechten und Schwimmen: der Siogun selbst gab das Beispiel und theilte die Prämien aus. Seine Zeit wird als die glänzendste und glücklichste des modernen Japan gerühmt.

Der Mikado steht als Göttersprössling mit seinem gesammten Hofstaat über allen Sterblichen: die gemeinsame Benennung dieser Bevorzugten ist Kuge, alle anderen Japaner heissen Gege. Die Gege zerfallen in den Adel und das Volk, welche wieder durch unübersteigliche Schranken von einander geschieden sind. Die Adligen heissen Samraï, Krieger; sie führen ihren Ursprung etwas mythologisch auf die Leibwache des Dsin-Mu zurück und vindiciren damit ihren Antheil an der göttlichen Abstammung, auf welche sie die Rechte ihrer Stellung gründen. Die Spitze dieses Adels sind der Siogun und die Daïmio's als Grundherren des ganzen Landes; der Siogun ist nur der reichste und mächtigste Daïmio, welcher im Namen des Mikado alle übrigen beherrscht. Von den 68 Landschaften, in welche das eigentliche Japan (mit Einschluss von Iki und Tsus-sima) zerfällt, gehören ihm fünf, alle übrigen dem Lehnsadel. Es soll über 600 grössere und kleinere Herrschaften

geben, von denen einige mehrere Provinzen umfassen. Ob unter diesen 600 die kaiserlichen Lehen mitbegriffen sind — denn auch die Provinzen des Siogun scheinen an Adelsfamilien ausgethan zu sein — ob die kleineren Besitzer Vasallen der reicheren Daïmio's oder ob sie reichsunmittelbar sind, ist ungewiss. Die Verhältnisse scheinen sich in den verschiedenen Landestheilen sehr vielgestaltig entwickelt zu haben[113]; im Allgemeinen lässt sich aber annehmen, dass nur die grösseren Besitzer reichsunmittelbare Fürsten sind und keine Steuern zahlen, die kleineren aber theils ihre, theils kaiserliche Vasallen, welche einen Zehnten vom Ertrage der Ländereien an ihre Herren, den Siogun und die Lehnsfürsten abliefern müssen. Auch die Reichsunmittelbaren scheinen nicht durchgängig dieselbe Stellung zu haben, das Verhältniss einiger Familien zum Siogun soll sogar auf besonderen Verträgen beruhen. Specielles weiss man darüber fast gar nicht.

Alle Daïmio's sind verpflichtet, nach dem Maasse ihrer Einkünfte Soldaten zu unterhalten. Caron giebt die Heeresmacht, welche der Adel zu seiner Zeit stellen musste, auf 368,000 Mann Fussvolk und 36,800 Reiter an. Ausserdem giebt es ein zahlreiches kaiserliches Heer. In der That ist jedes Mitglied der Adelsclasse, jeder Zweischwertige, Soldat, wird mit einem bestimmten Range in der Armee geboren, muss das Waffenhandwerk lernen und seinem Lehnsherrn im Jünglingsalter den Eid der Treue leisten, und erhält von dem Augenblick an seinen bestimmten Sold aus dessen Kasse.

[113]) Um ein Beispiel von den Besitzverhältnissen zu geben, mögen hier die Angaben des Herrn von Siebold über einige von ihm bereiste Landschaften stehen.

Die Provinz Fidsen ist unter mehrere Fürsten und »Reichsvasallen« vertheilt. Der reichste unter den vier Fürsten, — welche sämmtlich der Familie Nabe-sima angehören, ist der Fürst von Fidsen, welcher 357,000 Kok Einkünfte hat und in Sañga residirt. Die sechs Reichsvasallen sind aus verschiedenen Familien und haben 10,000 bis 70,000 Kok Einkünfte, alle führen den Kami-Titel. — In Tsikudsen giebt es einen regierenden und einen apanagirten Fürsten. — In Budsen hat der in Kokŭra residirende Fürst 150,000 Kok Einkünfte; ein anderer Prinz aus demselben Hause ist mit dem Ertrage einer neu angebauten Landstrecke, etwa 10,000 Kok belehnt. Mehrere Ortschaften an der Grenze von Buñgo sind Domänen des Siogun. — In Nakatsu, im östlichen Budsen, hielt damals ein Fürst aus der Familie Satsuma mit 100,000 Kok Einkünften Hof. — Aehnlich mögen die Verhältnisse in anderen Landestheilen sein.

Alle Einkünfte werden nach Kok d. i. Säcken Reis berechnet. Ein Kok hält etwa 100 Pfund Gewicht, und kann nach den jetzigen Preisen zu 4 bis 5 Thaler Geldwerth gerechnet werden.

Der Sold wird meist in Reis bezahlt: da sich nun seit dem siebzehnten Jahrhundert sowohl die Bevölkerung als die Fruchtbarkeit des Landes bedeutend gehoben hat und da jeder Sohn eines Samraï wieder Soldat werden muss, — da ferner das Einkommen des Siogun und der Daïmio's sich nach dem Bodenertrage richtet, so kann man annehmen, dass mit der Productionskraft des Landes und der Bevölkerung im Allgemeinen auch die Zahl der Soldaten wächst, welche von den Fürsten unterhalten werden, und dass das japanische Kriegesheer heute noch viel zahlreicher ist als zu Caron's Zeiten.

Den Namen Daïmio führen die vornehmeren unter den Lehnsfürsten; Siomio heisst der minderbegüterte oder, wie andere wollen, der neuere Adel. Jyeyas räumte nach dem Regentenkriege und wahrscheinlich noch mehr nach der Besiegung des Fide-yori unter den ihm feindlichen Familien stark auf, zerstückte ihren Besitz in viele kleine Theile, mit denen er seine Getreuen belehnte, und schuf sich dadurch eine mächtige, ihm selbst aber wegen der Kleinheit des Einzelnbesitzes ungefährliche Parthei: dieser Adel des Jyeyas soll vorzugsweise mit dem Namen Siomio bezeichnet werden.

Titel und Besitz vererben in den Familien des Lehnsadels auf einen unter den Söhnen oder Agnaten ausgewählten Nachfolger: in Ermangelung eines solchen wird der Erbe aus einer ebenbürtigen Familie unter der Sanction des Siogun adoptirt, welcher auch die Heirathen des höheren Adels schliesst. Die Daïmio's sollen es sich besonders angelegen sein lassen, immer den fähigsten unter ihren Söhnen zum Nachfolger zu ernennen und häufig sogar, wenn es den natürlichen Erben an Begabung fehlt, mit Uebergehung derselben einem Fremden durch Adoptirung die Succession zuwenden. So finden hervorragende Eigenschaften meistens ihre Stellung, der japanische Lehnsadel soll fast durchweg aus tüchtigen Männern bestehen. Was aus den nichterbenden Söhnen der Grossen wird, ist unbekannt; Töchter scheinen in Japan überhaupt nicht mitzuerben.

Der Einfluss auf die Heirathen und die Succession des Lehnsadels, die Zerspaltung des Reiches in viele Gebiete von ungleicher Grösse und die Eifersucht der Familien untereinander geben an sich dem Siogun schon grosse Macht über dieselben, aber ihre Beschränkung geht noch viel weiter. Schon 1625 erschien die wichtige Verordnung, dass alle Daïmio's sich in Yeddo Paläste bauen und ein um das andere Jahr dort zubringen sollten. Während sie selbst

auf dem Lande sind, müssen ihre Familien als Geissel in der Hauptstadt bleiben: auf allen dahin führenden Landstrassen sind Schlagbäume aufgestellt, wo die DAÏMIO's bei ihrem Auszuge von YEDDO anhalten und ihr Gepäck untersuchen lassen müssen, ob etwa Frauen darin versteckt sind. Während des Landaufenthaltes darf kein weibliches Wesen über ihre Schwelle kommen. In der Hauptstadt selbst war es nur mit einander verwandten DAÏMIO's erlaubt sich gegenseitig zu besuchen: man sorgte dafür, dass Nachbarbesitzer sich niemals zu gleicher Zeit in YEDDO oder auf dem Lande aufhielten. Sie haben zwar auf ihren Besitzungen und in ihren Palästen zu YEDDO die absolute Gewalt über ihre Unterthanen — und es wird als etwas ganz Gewöhnliches erzählt, dass DAÏMIO's ihre Untergebenen für geringe Vergehen ohne Weiteres auf dem Hofe ihrer Wohnung köpfen lassen — aber sie sind für die gute Verwaltung und überhaupt für Alles, was auf ihren Besitzungen vorgeht, mit dem Leben verantwortlich und werden sogar für die Fehler und Nachlässigkeiten ihrer Unterthanen bestraft. Der SIOGUN kann die DAÏMIO's zu Gefängniss, Verbannung und zum Tode verurtheilen, kann sie zur Abtretung der Herrschaft an ihre Erben zwingen und sogar ganze Familien auf immer aus ihrem Besitze verstossen. Nur zu der Entsetzung seiner Titularbrüder und einiger der vornehmsten Lehnsfürsten[114]) soll in neuerer Zeit die Einwilligung des MIKADO erforderlich gewesen sein.

Das Leben der DAÏMIO's auf dem Lande ist streng geregelt, zu jedem aussergewöhnlichen Schritte bedürfen sie der Erlaubniss des SIOGUN[115]). Jedem der vornehmeren Lehnsadligen sind zu seiner Ueberwachung von Seiten der Regierung zwei officielle Secretäre beigegeben, die sich von sechs zu sechs Monaten im Amte ablösen, ihre Familien aber bleibend in YEDDO lassen müssen. Sie haben

[114]) Als solche werden die Fürsten von KAṄGA, SATSUMA, MUTS, YETSISEN, OOMI und OSIO genannt. — Im Jahre 1773 befahl der SIOGUN einem der kaiserlichen Prinzen, dem Fürsten von KII, welcher jähzornigen Charakters und grausam gegen seine Untergebenen war, sich zu entleiben. TSUNA-YOSI ertheilte denselben Befehl seinem eigenen Bruder, der sich dem Trunke ergeben hatte und ein unwürdiges Leben führte.

[115]) Sie durften z. B. noch bis ganz vor kurzem keinen Ausländer bei sich empfangen — auch in YEDDO in ihren Häusern nicht, — ohne specielle Erlaubniss der Regierung, deren Aufpasser dann bei allen Unterredungen gegenwärtig sein mussten. So bedurften sie auch zum Ankauf von Dampfschiffen, Kriegsbedarf u. s. w. der besonderen Genehmigung des SIOGUN.

den ihrer Aufsicht befohlenen Daïmio auf Schritt und Tritt zu begleiten und jede seiner Handlungen nach Hofe zu berichten. Ausser diesen officiellen Aufpassern unterhält die Regierung im ganzen Lande viele geheime Spione, die Niemand als solche kennt: sie werden aus den angesehensten Familien des Hofes genommen, und müssen sich oft dazu hergeben, in geringer Verkleidung — als Handwerker, Tagelöhner u. s. w. — viele Jahre unter den schwierigsten und unbequemsten Verhältnissen zuzubringen[116]). Diese Stellungen sind sehr gefährlich, aber in Japan darf sich Niemand unterstehen, ein übertragenes Amt auszuschlagen, seine Ehre wäre verloren und damit sein Leben. Grade das Amt des geheimen Spions fordert die grösste Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit und wird meist nur vorzüglichen Männern vertraut. Damit nun aber auch die geheimen Aufpasser controllirt werden können, sind überall im Lande öffentliche Briefkasten für die Beschwerden des Volkes aufgestellt: die Klagschriften werden in Yeddo geöffnet und müssen, um berücksichtigt zu werden, mit dem Namen des Klägers unterzeichnet sein, der in schwere Strafen fällt, wenn seine Angaben sich als unrichtig erweisen.

Die ganze Existenz der Daïmio's ist so zugeschnitten, dass selbst die reichsten niemals über grosse Geldmittel verfügen können. Ihre Hofhaltung und Kriegsmacht verschlingen den grössten Theil ihrer Einkünfte — zudem ist es hergebracht, dass vornehme Leute ihrem Stande gemäss Alles weit über dem Werth bezahlen, und bei ihren Hofreisen müssen sie dem Siogun jedesmal werthvolle Geschenke überreichen. Sammelt trotzdem ein Daïmio viel baares Geld, so ladet sich der Siogun bei ihm zum Frühstück ein, oder lässt ihm von dem Mikado einen ausserordentlichen Titel verleihen: beides sind so kostbare Ehren, dass die Kassen der davon betroffenen auf lange Zeit hinaus erschöpft werden.

Dies war ungefähr die Stellung des Lehnsadels in den Jahrhunderten der Abschliessung. Natürlich gab es darin vielfache Modificationen, wie sie locale Umstände, die Stellung der einzelnen Fürsten zu ihren Unterthanen, die Lage und eigenthümliche Verfassung und die Entfernung ihrer Herrschaften von der

[116]) Ein Gouverneur von Hakodade wurde plötzlich seines Postens enthoben. Als Nachfolger trat in sein Amt ein Mann, welchen man mehrere Jahre lang als Arbeiter eines Tabakshändlers dort gekannt hatte. Er gehörte einer vornehmen Hof-Familie an, und war als geheimer Spion nach Hakodade gesandt worden.

Hauptstadt, vielleicht auch besondere Verträge bedingten, die einzelne Familien mit dem Siogun-Hause in alter Zeit geschlossen hatten. Einer der reichsten und der mächtigste Daïmio war immer der Fürst von Satsuma, aus dessen Gebiet seit zwei Jahrhunderten nur ein geheimer Spion lebendig zurückgekehrt sein soll. Diese und andere angesehene Familien, wie Kaṅga, Muts, Yetsisen, Osio, Naṅgato haben die Siogun's von je her mit grosser Rücksicht behandelt und durch Verschwägerung an ihr Haus zu fesseln gesucht. Das System bedurfte, so ausgebildet, so vollkommen es war, doch immer der geschicktesten Handhabung. — In neuester Zeit, seit Zulassung der Fremden, scheint die Centralregierung den grössten Theil ihrer Macht über die Daïmio's eingebüsst zu haben.

Die übrigen Samraï sind die Vasallen und Trabanten des Siogun und der Daïmio's. Der Adel ist wie gesagt eine Art Kriegerkaste, zu der alle Beamten — die kaiserlichen wie die fürstlichen, — die Gelehrten, ein Theil der Aerzte und die Priester mehrerer Secten gehören. Es giebt in dieser Classe unendlich viele Abstufungen, Familien, die Ländereien zu Lehen haben, und andere, die ihre Einkünfte direct aus der herrschaftlichen Kasse beziehen; aus letzteren scheinen die meisten Aemter und Stellen besetzt zu werden. Alle diese Familien haben einen angestammten militärischen Rang, der sich durch das dem Einzelnen übertragene Amt nicht ändert. Nur dieser militärische Geburtsrang hat Geltung, das Amt ist etwas Zufälliges und scheint weder zu erhöhen noch zu erniedrigen[117]). Natürlich werden die höheren und wichtigeren Stellungen gewöhnlich aus den vornehmeren Familien besetzt, doch kommt es häufig vor, dass begabte Männer von niederem Adel die einflussreichsten Aemter bekleiden. Ein gemeinsames Band umschlingt alle Samraï und sondert sie vom Volke ab, aus welchem nur selten und für ganz ungewöhnliches Verdienst Einzelne, sei es vom Siogun oder von den Fürsten, in den Adelstand erhoben werden. Die Scheidung vom Volke ist uralt und die Kluft so gross, dass der wohlhabendste Kaufmann nur auf den Knieen liegend mit dem geringsten Samraï redet. Die Samraï können niemals unter das Volk hinabsteigen und sich durch Handwerk oder gar durch den Handel ihren Unterhalt erwerben; ihre Geburt legt ihnen die bestimmtesten Verpflichtungen

[117]) So hatte der Adoptivsohn des kaiserlichen Leibarztes, welcher sich im Herbst 1861 in Naṅgasaki befand, als Mitglied der kaiserlichen Leibwache höheren Rang, als der zu derselben Zeit dort fungirende kaiserliche Statthalter.

auf. Der Sold, den sie beziehen, richtet sich nach dem Range, und reichte, so lange die Abschliessung Japans währte, auch bei den gemeinen Soldaten zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse aus. Wird aber ein Samraï wegen schlechter Führung aus dem Dienste gestossen, so ist er damit dem Hungertode preisgegeben, denn es bleibt ihm kein ehrlicher Erwerb. Diese Verstossenen bilden die Classe der Lonine, der Geächteten, Rechtlosen, unter denen es viele gefährliche Bravos giebt. Die Benennung Lonin — Mann ohne Amt — hat an sich nichts Beschimpfendes, man bezeichnet damit auch Diejenigen, welche, um den höheren Pflichten der Ehre, Loyalität oder der Freundschaft zu genügen, dem Schutze der Gesetze freiwillig entsagend blutige Racheacte begehen.

Der Adel unterscheidet sich äusserlich vom Volke durch eine gewisse faltenreiche Beinbekleidung und durch zwei Schwerter, die im Gürtel getragen werden[118]). Die tägliche Tracht der Daïmio's und selbst des Siogun zeichnet sich vor der des gemeinen Soldaten allein durch grössere Feinheit der Stoffe aus: nur bei Ceremonieen und Feierlichkeiten scheint der Rang durch gewisse Abzeichen kenntlich gemacht zu werden. Das einzige Vorrecht der Lehnsfürsten und hohen Staatsbeamten — Aller die den Kami-Titel führen — in der täglichen Kleidung ist ein feines weissleinenes Untergewand, das, dem Körper zunächst getragen, nur in einem schmalen Streifen am Halse sichtbar wird.

Um der überwiegenden Zahl der adligen Trabanten das Gleichgewicht zu halten, welche die Heeresmacht der Lehnsfürsten bildeten, soll Jyeyas, wie schon oben angedeutet wurde, eine Adelserhebung im Grossen vorgenommen haben. In dieser ist wahrscheinlich auch der Ursprung der kaiserlichen Leibwache zu suchen, deren Stärke Titsingh auf 80,000 angiebt, und zu welcher die Familien der höchsten Hof- und Staatsbeamten gehören[119]).

[118]) Nach einer Notiz im Siebold'schen Werke hätte der Adel erst durch eine Verordnung des Jahres 1682 das Recht erhalten zwei Schwerter zu tragen.

[119]) Die Nachrichten über die Zusammensetzung der Leibwache sind etwas dunkel. Nach Caron wäre sie aus den unehelichen Söhnen der Daïmio's, deren Brüdern und Vettern gebildet worden; er erwähnt daneben noch einer anderen Garde von einigen tausend Mann. Nach Titsingh wäre unter Jye-mitsu, dem dritten Nachfolger des Jyeyas, eine neue Garde aus den Brüdern der Beischläferinnen des Siogun gebildet worden, da die ältere mit diesen nicht in demselben Corps dienen wollte. Wahrscheinlich ist jene neue die zuerst von Caron erwähnte.

Die Stellung eines Leibgardisten ist erblich und verleiht an und für sich einen hohen Rang.

Das Volk bilden die Handel und Gewerbe treibenden Classen: auch unter ihnen giebt es viele Abstufungen. So dürfen die ackerbauenden Japaner ein Schwert tragen, die Kaufleute hingegen nicht[120]): die letzteren lassen sich, da alle Diener der Samraï das Recht auf ein Schwert haben, häufig als Trabanten eines solchen einschreiben, und zahlen bedeutende Summen, um jenes Vorrecht zu gewinnen, dessen sie sich dann auch nur bei feierlichen Gelegenheiten bedienen. Im gewöhnlichen Leben tragen weder sie noch die Landleute ein Schwert, während der Samraï die seinen auf der Strasse niemals, im Hause nur das grössere, zweihändige ablegt[121]). Viele und besonders die reicheren Kaufleute erkaufen sich das Recht ein Schwert zu tragen vom Siogun, beziehen dann als seine Diener ein geringes Jahrgehalt, und übernehmen damit die Verpflichtung, im Falle es gefordert wird, Geld vorzuschiessen: sie sind die Hofbanquiers[122]).

Der Organismus der japanischen Staatsverwaltung ist nur sehr unvollständig bekannt. Der erste Staatsbeamte ist der Regent, dessen Amt aber nur in Kraft tritt, wenn ein unmündiger Siogun auf dem Throne sitzt. Diese Würde war in der, von dem Geheimschreiber und vertrautesten Günstling des Jyeyas herstammenden Familie der Fürsten von Ikamo erblich. — Dem Throne zunächst steht ein Collegium von fünf Reichsräthen oder Ministern: diese bilden, wie es scheint mit acht anderen Räthen geringeren Ranges, das sogenannte Gorodžio, einen obersten Reichsrath, welchem alle Angelegenheiten untergebreitet werden. Die Nachrichten über seine Functionen und Befugnisse sind verwirrt und widersprechend: wahrscheinlich hat das Gorodžio die Entscheidung

[120]) Caron sagt, der Kaufmann stehe in Missachtung »dieweil er mit Lügen umgeht, und, sich derselben nicht schämend, die Leute, sie mögen edel oder unedel sein, um seines schändlichen Gewinnes halben, und seine Wahr theuer zu verkauffen, zu betriegen trachtet.« Merklein's Uebersetzung.

[121]) Die Form der Klinge ist für jeden Stand genau vorgeschrieben. Das Schwerterpaar des Samraï heist Daijso. Die Bürger, Bauern, Wächter u. s. w. tragen ein kurzes Schwert, das dem kleineren der Adelsclasse ähnlich ist. S. v. Siebold Nippon.

[122]) Herr von Siebold sah eine lange Liste derselben, auf welcher die Namen der reichsten obenan in zolllangen fetten Buchstaben figurirten, während die der mindervermögenden in immer kleinerer Schrift folgten.

über alle gewöhnlichen Sachen, die laufenden Geschäfte, während alle aussergewöhnlichen dem Siogun vorgelegt werden müssen. Bei diesem sollen die fünf Minister Vortrag haben, aber keine Angelegenheit zwei Mal vorbringen dürfen. In neuester Zeit ist offenbar die Macht des Siogun durch diesen Reichsrath sehr beeinträchtigt worden: schon dem russischen Capitän Golownin, der in seiner langen Gefangenschaft (1810—1812) viel zuverlässige Nachrichten gesammelt hat, wurde von japanischen Beamten erzählt, dass der Siogun keine Entscheidung ohne Zustimmung des Gorodžio treffen könne, ebensowenig aber auch dieses ohne den Siogun. Neuere Schriftsteller wollen, dass im Falle einer Meinungsverschiedenheit der Siogun der Beistimmung seiner drei Titularbrüder bedürfe, um seine Ansicht gegen den Reichsrath durchzusetzen, und dass er sogar abdanken müsse, wenn ihn diese nicht einstimmig unterstützten, — dass aber im entgegengesetzten Falle der Urheber des fraglichen Vorschlages im Gorodžio, ja zuweilen die ganze Versammlung sich entleiben müsse. Letzteres ist gewiss falsch. Nach Golownin's Nachrichten durfte der Siogun die Mitglieder des Gorodžio nach Gutdünken berufen und entfernen und übte dadurch grosse Macht über dessen Beschlüsse. Dieser oberste Reichsrath scheint zum Theil aus Lehnsfürsten, zum Theil aus Mitgliedern des kaiserlichen Hofadels zu bestehen; ob in ihrer Anzahl ein bestimmtes Verhältniss obwaltet, ist ungewiss. Das Gorodžio ist wahrscheinlich identisch mit dem sogenannten Rathe der »Fürstlichen alten Männer«. Es giebt ausserdem noch eine zweite Versammlung der »Jungen alten Männer«, die aus funfzehn Mitgliedern zu bestehen und über wichtige Criminalsachen zu entscheiden scheint[123]).

An der Spitze der verschiedenen Zweige der Verwaltung stehen die Bunyo's[124]), welche meist den höchsten Familien des Hofadels angehören: viele führen den Kami-Titel — auch apanagirte

[123]) Vielleicht ist dieses das sogenannte Kokši, von welchem ein englischer Schriftsteller der neuesten Zeit redet, nach dessen Angabe diese Versammlung aus achtzehn oder vierundzwanzig Mitgliedern, zum Theil aus dem höchsten Lehnsadel bestehen, den Mikado in Yeddo vertreten und die Regierung des Siogun beaufsichtigen soll. Diese Nachricht stimmt so wenig zu allem Anderen, das bis jetzt über die japanische Staatsverfassung bekannt geworden ist, dass man ihr unmöglich Glauben beimessen kann.

[124]) Bunyo oder O-Bunyo. Das O vor einem Worte erhöht den Rang. Kinder setzen es vor das Wort Vater, Mutter; — wenn man mit einem Einwohner von Yeddo spricht, pflegt man aus Höflichkeit O-Yeddo zu sagen u. s. w.

Mitglieder des Lehnsadels scheinen darunter zu sein. Alle hohen Staatsbeamten heissen Bunyo, so die Gesandten, Generale, Unter-Staatssecretäre, Regierungspräsidenten, Steuerdirektoren u. s. w. Bestimmte Carrieren scheint es nicht zu geben, ein Staatsrath kann plötzlich zum Admiral ernannt werden; doch scheinen einige Aemter, auch abgesehen vom militärischen Range, in bestimmten Familien erblich zu sein[125]).

Diejenigen Bunyo's, welche Statthalter der kaiserlichen Gebiete sind, haben dort eine ganz ähnliche Stellung wie die Daïmio's auf ihren Territorien; sie haben dieselben Rechte und dieselbe Verantwortung, müssen auch wie Jene ein um das andere Jahr in Yeddo zubringen und während ihrer Abwesenheit die Familie dort lassen. Die Statthalterstellen sind deshalb immer doppelt besetzt: der fungirende Beamte berichtet alle Angelegenheiten an seinen in Yeddo wohnenden Doppelgänger, welcher die Verbindung mit der Centralbehörde vermittelt. Sie werden wie die Lehnsfürsten von officiellen Aufpassern und geheimen Spionen überwacht. — Die Bunyo's regieren die grosse Schaar der Ober- und Unter-Banyosen und der niederen Beamten oder Yakunine[126]), deren Familien denen der Bunyo's durch eine Art Vasallenverhältniss erblich verbunden zu sein scheinen. Sie sind ihre persönlichen Beamten, für welche sie verantwortlich sind wie der Lehnsadel für die seinigen: sie bilden ihren Hofstaat, begleiten sie in ihre Stellungen und stehen wahrscheinlich auch unmittelbar in dem Solde der Bunyo's, so dass die Regierung sowohl in Rücksicht auf die Verantwortung als auf die Besoldung nur mit den höheren Beamten zu thun hat. Jeder kaiserliche Statthalter nimmt seine Unterbeamten mit sich in die Provinz und zurück mit in die Hauptstadt; nur einige Stellungen, wie die der niederen Polizei und andere, welche den Verkehr mit dem Volke vermitteln oder grosse Ortskenntniss erfordern, sind nicht an die Person der Bunyo's gebunden. Es giebt in den kaiserlichen Gebieten auch Militärgouverneure und Domänenrentmeister, welche immer an Ort und Stelle bleiben und nicht zum Aufenthalte in Yeddo verpflichtet sind.

125) So z. B. die des kaiserlichen Leibarztes. Es ist Ehrensache ein solches Amt nur an einen dazu Fähigen zu vererben; findet sich ein solcher nicht in der Familie, so adoptirt das Familienhaupt den Geschicktesten der zu finden ist mit Uebergehung der eigenen Söhne.

126) Yaku-nin heisst Beamter, wörtlich Amtmann.

Die Bunyo's haben, wie die Daïmio's, Gewalt über Leben und Tod ihrer Untergebenen, üben als Statthalter in ihren Districten die höchste Gerichtsbarkeit aus und sind nur der Centralbehörde verantwortlich, welche sie auf das strengste beaufsichtigt und für alle Ungehörigkeiten bestraft. Die japanischen Beamten müssen, gleichviel ob befähigt und vorbereitet oder nicht, jede ihnen vom Siogun übertragene Stellung annehmen. Blinder Gehorsam gegen den Vorgesetzten ist die unverbrüchliche Regel, jede Abweichung davon gilt für ehrlos.

Wie der Lehnsadel und die kaiserlichen Statthalter der Centralregierung, so sind Jenen die Communalbehörden für das Volk verantwortlich. Die Städte und Flecken sind in Strassen abgetheilt, deren jede etwa hundert Häuser umfasst: sie können durch Thore von den Nachbarstrassen abgeschlossen werden. Jeder Hausvater muss nicht nur für seine eigene, sondern auch für die fünf ihm zunächst wohnenden Familien einstehen; der Gassenmeister, Ottona, dem zwei Gehülfen, die Kasira, beigegeben sind, ist für seine Strasse dem Viertelsmeister, dieser wieder dem Bürgermeister verantwortlich. Letztere Würde soll häufig in den ersten Bürgerfamilien erblich sein, während die niederen Aemter durch die Wahl der Bürger unter Bestätigung der Oberbehörde besetzt werden. Die Bürgermeister sind den kaiserlichen oder fürstlichen Beamten verantwortlich; — ein Generalaufpasser hat die Obliegenheit, von Allem, was vorgeht, zuerst unterrichtet zu sein und den Behörden Anzeige zu machen. — Aehnlich ist die Einrichtung auf dem Lande, doch giebt es wahrscheinlich viele Abweichungen in den verschiedenen Theilen des Reiches, denn die Regierung der Siogun's scheint den Grundsatz befolgt zu haben, den einzelnen Landschaften ihre von Alters her eingelebten Institutionen zu lassen. Die Lehnsfürsten haben sogar die Befugniss, auf ihren Territorien selbstständig Gesetze und Verordnungen zu erlassen, sofern dieselben nur nicht mit den Interessen des Gesammtstaates oder anderer Landestheile — oder mit den Befehlen des Siogun collidiren. Die Communalbehörden haben für die öffentliche Sicherheit zu sorgen; am Ende jeder Strasse steht ein Wachthaus, wo die Kasira und der Reihe nach einige von den Hausvätern die Wache beziehen. Diese halten Nachts ihre Umgänge, zeigen durch lautes Zusammenschlagen zweier Hölzer die Stunden an und spähen von hohen Warten aus nach den Feuersbrünsten, welche dann durch Glockenklang der Bevölkerung

verkündigt werden. Bei Unruhen, Bränden und sonstigem Strassentumult muss jede Familie einen Mann zur Wache stellen, welche dann der Ottona befehligt. Dieser muss genau in seiner Strasse Bescheid wissen, er führt die Listen über die Geburten, Heirathen und Todesfälle, und verwaltet das Gassenvermögen, an welchem alle Hausväter Antheil haben. Fallen Ungehörigkeiten vor, so wird nicht nur der Delinquent, sondern auch jede der ihm vorgesetzten Behörden zur Verantwortung gezogen, und bei schweren Vergehungen die Strafe sogar auf alle männlichen Mitglieder seiner Familie ausgedehnt[127]). Niemand kann ein Haus erwerben ohne Zustimmung des Ottona und der Nachbarn, welche für ihn mitverantwortlich werden. Der Grund und Boden scheint überall dem Siogun oder den Lehnsfürsten zu gehören; — der Grundzins, welcher in manchen Gegenden sehr hoch ist und sich jährlich nach dem jedesmaligen Ertrage verändert, ist die hauptsächlichste, in den meisten Landestheilen wahrscheinlich die einzige Steuer. Der Grundherr hat zwar das Recht, jeden Augenblick frei über sein Eigenthum zu verfügen, doch bleibt der Landmann gewöhnlich im ruhigen Besitze seines Ackers, so lange er ihn gehörig bestellt: aber der Eigenthümer hat sogar die Verpflichtung ihn auszuweisen, wenn er ein Jahr lang seine Felder nicht anbaut. — In den Städten gehören die Häuser den Bürgern, den Grund und Boden können sie aber, wie es scheint, nicht erwerben, sondern bezahlen dem Besitzer Abgaben davon.

Die Justiz ist mit der Verwaltung verbunden: kleine Händel schlichten die Communalbeamten, alle Sachen von Belang aber kommen vor die Regierungsbehörden. Processe giebt es nicht und das Amt der Advocaten ist unbekannt. In civilrechtlichen Fällen wird der Beklagte, sobald sich die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Forderung herausgestellt hat, bei magerer Kost so lange in einen mehr oder weniger unbequemen Käfig gesperrt — in manchen Fällen auch nebenbei ausgepeitscht — bis er seine Verpflichtungen erfüllt oder sich mit dem Kläger verglichen hat. In criminellen Sachen sind die alten Strafgesetze, welche zu verändern die Japaner sich scheuen, sehr streng und grausam. Abweichungen vom

[127]) So war es wenigstens in früherer Zeit. Jetzt scheint diese Unsitte beseitigt zu sein. Vormals pflegte man die Todesstrafe an allen Mitverurtheilten aus der Familie des Verbrechers, in welchem Theile des Reiches sie sich aufhalten mochten, mit seiner Hinrichtung am gleichen Tage und zu derselben Stunde zu vollziehen.

Buchstaben des Gesetzes und eigentliche Rechtsinterpretationen kennt und begreift man nicht; trotzdem soll die Praxis der Rechtspflege in Folge der durch den langen Frieden geläuterten Sitten und Anschauungen sehr milde geworden sein. Die Folter, deren Anwendung die alte Gesetzgebung in Criminalfällen bei jedem Leugnen gebietet, wird jetzt nur gegen überführte Verbrecher gebraucht, welche nicht gestehen wollen. Geringe Vergehen, die den alten Gesetzen nach sehr hart bestraft werden müssten, lässt man schon der allgemeinen Mitverantwortlichkeit wegen gern unbeachtet oder bemüht sich, sie unter andere minder straffällige Benennungen zu bringen. Wenn es unmöglich ist, einen Angeklagten zu überführen, so soll der Richter nach Beweisen für seine Unschuld forschen, um ihn vollständig zu rechtfertigen. — Sehr streng und gradezu barbarisch scheint noch heute die Praxis gegen die Lehnsfürsten und gegen hochgestellte Beamte zu sein: sie werden nicht nur für das verantwortlich gemacht, was ihre Schuld oder Nachlässigkeit verfehlt, sondern müssen oft für ganz unverschuldetes und unvermeidliches Unglück, das ihre Verwaltung betroffen hat, die härtesten Strafen dulden. Dies hängt wieder mit der ostasiatischen Anschauung von der Verantwortlichkeit der Herrschenden zusammen.

Die gewöhnlichen Strafen sind Hinrichtung, Verbannung, Gefängniss. Die Todesstrafe steht schon auf Diebstähle von geringem Belang und wird meist durch das Schwert vollzogen[128]), schwere Verbrechen ahndet man mit Kreuzigung und anderen martervollen Todesarten. Die Hinrichtung durch Henkershand ist immer entehrend, nicht nur für den, an welchem sie vollzogen wird, sondern für dessen ganze Familie; seine Nachkommen sind unfähig, in seine durch Geburt ererbten Rechte einzutreten. Es ist daher eine Gnade des Siogun, wenn er Leuten von Stande, die das Leben verwirkt haben, das Harakiru befiehlt: dann bleiben ihre Verwandten und Nachkommen in Ehren. Meistens kommen in solchen Fällen die Schuldigen der Strafe durch freiwillige Selbstentleibung zuvor, wodurch ihr Vergehen ebenfalls gesühnt wird. Das Volk scheint keinen Antheil an dieser Wohlthat zu haben: die Leichname von Verbrechern der niederen Stände, die sich den Tod gegeben, werden häufig in die Hände des Henkers geliefert, und eingesalzen noch an das Kreuz geschlagen.

[128]) Früher wurde jede Lüge vor der Obrigkeit mit dem Tode bestraft. S. Caron.

Die zur Verbannung verurtheilten schickt man entweder auf entlegene Bergfesten, in die Kupferbergwerke oder nach einsamen Felseninseln[129]). Diese Strafe scheint nicht entehrend zu sein, ebensowenig die des Hausgefängnisses, welche auch gegen Leute der höchsten Stände und gewöhnlich auf 50 bis 100 Tage verhängt wird. Das Haus des Inculpaten wird, nachdem er sich und die Seinen hinreichend mit Lebensmitteln versehen hat, auf allen Seiten mit Brettern vernagelt; der Schuldige darf sich während der Strafzeit weder Bart noch Haare scheeren und tritt in den von den Japanern so verabscheuten Zustand der Unreinheit. — Die öffentlichen Gefängnisse sollen meist reinlich und luftig sein; es giebt aber eine Art unterirdischer Kerker für gemeine Verbrecher, welche Höllen genannt werden und ein wahrer Aufenthalt des Grauens sein müssen. Dort werden die Missethäter bei vollständiger Ausschliessung von Licht und frischer Luft in grosser Anzahl zusammen in ein enges Behältniss gesperrt, in das man nur einmal täglich die schlechte Nahrung durch eine kleine Oeffnung hineinreicht. Es ist den Verwandten des Verbrechers erlaubt, ihm bessere Lebensmittel zu bringen, aber nur unter der Bedingung, dass alle seine Mitgefangenen daran Theil nehmen.

In allen diesen Strafen giebt es vielfache Modificationen und Abstufungen, — namentlich in Bezug auf die Mitleidenschaft der Verwandten, — und eine ganz bestimmte Gradation. Das Strafmaass wird um eine Stufe gemildert, wenn Jemand sich freiwillig angiebt. Leichtere Vergehungen der Beamten ahndet die Regierung mit Versetzung, Degradirung, mit ganzem oder theilweisem Vermögensverlust[130]). Im Uebrigen halten die Japaner Geldstrafen für ungerecht und unzulässig, weil sie auf dem Armen so ungleich schwerer lasten als auf dem Reichen.

Ueber die Organisation des Priesterthumes, seine Rechte und seine Stellung weiss man wenig Genaues. Nominell stehen die

[129]) Caron, Kämpfer und Andere berichten, dass höhere Staatsverbrecher nach der südlich von Nippon im Stillen Ocean gelegenen Insel Fatsisio verbannt werden, wo sie sich mit dem Weben ausnehmend kunstreicher und kostbarer Seidenstoffe beschäftigen. Die Küsten dieser Insel sollen ganz hafenlos und so unzugänglich sein, dass die dort ankommenden Dschunken vermittelst starker Taue auf das hohe Felsenufer gewunden werden müssen, da man auf andere Weise nicht landen kann.

[130]) Vormals wurde das Vermögen aller Verbrecher eingezogen, und floss in eine Kasse, die zum Tempel-, Brücken- und Strassenbau diente. S. Caron.

Geistlichen dem Range nach über dem Kriegerstande, in der Praxis aber geniessen nur die Priester einiger Sinto-Secten gleichen Ansehns mit den Samraï, zu welchen sie gehören. Die Bonzen der meisten buddistischen Secten — und diese bilden die Mehrheit des Priesterstandes — stehen in sehr geringer Achtung. — Jyeyas soll seiner Zeit den Mikado, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, dazu vermocht haben, seine beiden Söhne zu Oberpriestern der Haupttempel von Yeddo zu ernennen, während früher Miako der Sitz der geistlichen Oberhäupter von Japan war. Noch jetzt sind unter den höchsten Staatsbeamten in Yeddo einige, deren Functionen sich auf den religiösen Cultus beziehen — die Niederländer nannten sie Tempelherren. — Ausser den Priestern giebt es viele Arten von Mönchs- und Nonnenorden, welche durch das ganze Land verbreitet sind, eine feste und anerkannte Organisation und jeder ein besonderes Oberhaupt haben; diese Ordensvorsteher lebten früher ebenfalls in Miako.

Es soll Sclaven in Japan geben, Abkömmlinge von Kriegsgefangenen aus alter Zeit und solche, die von unbemittelten Eltern in die Knechtschaft verkauft worden sind. Die Nachrichten darüber sind dunkel und voll Widersprüche. Allem Anscheine nach ist nur der Verkauf auf eine bestimmte Reihe von Jahren gestattet, nach deren Ablauf der Geknechtete wieder frei wird. Aelteren Nachrichten zufolge dürfen die Herren ihre Sclaven aus eigener Machtvollkommenheit nach den Landesgesetzen und sogar mit dem Tode bestrafen, verfallen aber selbst dem Gesetze, wenn sie dabei grausam oder ungerecht verfahren.

Dass der Wohlstand und die Gesittung der Japaner sich unter dem beschriebenen Regimente bedeutend gehoben hat, ist schon gesagt worden. Der Charakter des Volkes ist heute ziemlich derselbe, wie vor zweihundert Jahren, im Wesentlichen passen die Schilderungen des Franz Xaver und anderer Reisenden aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert auch auf die heutigen Japaner; aber ihre Sitten sind durch den langen Frieden milder, ihre Anschauungen freier und menschlicher geworden. Der Druck, unter welchem das japanische Volk lebte, scheint seiner Entwickelung heilsam gewesen zu sein. Das System des Jyeyas war gegen die Zustände des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts eine grosse

Verbesserung: die zügellose Willkühr der Lehnsfürsten machte einem strengen, despotischen, aber geordneten und einigen Regimente Platz, die Allmacht des Siogun selbst wurde durch die Verhältnisse beschränkt, denn sie war nicht vollkommen legal und der uralte Mikado-Thron auf keine Weise zu beseitigen. Dieser muss den Siogun's immer wie ein drohendes Schreckbild erschienen sein — nicht durch sich selbst, sondern weil er aufrührerischen Daïmio's immer einmal als Mittelpunct dienen konnte und weil sein Ansehn beim Volke noch immer galt. Denn auch heute wird kein Japaner zugeben, dass der Siogun, obgleich absoluter Herr, der erste Mann des Reiches ist. Die Siogun's bedurften also, um die Grossen zu zügeln, der Gunst und Zustimmung des Volkes, der öffentlichen Meinung, welche sie nur durch ein weises und gerechtes, den Bedürfnissen des Landes angemessenes Regiment für sich gewinnen konnten. Das Regierungssystem ist durch und durch despotisch, aber die verschiedenen Factoren hielten einander dermaassen das Gleichgewicht, dass Gerechtigkeit geübt werden musste und das Volk sich wohl befand. Diese äussere Nothwendigkeit hat aber auch ein inneres Bedürfniss des Guten hervorgerufen, und man kann wohl behaupten, dass unter den gebildeten Classen gute und ehrenhafte Gesinnungen allgemein, wenigstens vorwiegend sind. Die Ehre ist das leitende Princip der höheren Stände; sie gilt als ein Attribut der edelen Geburt, legt die höchsten Verpflichtungen auf, und ist die Quelle aller hohen Tugenden. Der Begriff der Ehre ist in Japan bis zum Extrem ausgebildet und dadurch auch der Ursprung vieles Bösen geworden, denn jeder Flecken daran muss mit Blut getilgt werden, daher die vielen Morde und Selbstentleibungen unter den höheren Classen.

Die japanischen Zustände und Sitten eingehender zu beschreiben, wird sich im Laufe des Reiseberichtes vielfach Veranlassung bieten, doch mögen hier noch einige allgemeine Andeutungen über den Charakter des Volkes stehen, wie er sich unter dem Absperrungssysteme ausgebildet hat.

Der Leitstern und gleichsam die Religion des Volkes ist die ungemessene Ehrfurcht vor seinen Gebietern; dies ist die Quelle seiner guten Gefühle und die Grundlage seines Wohlbefindens. Das Verhältniss ist ein patriarchalisches; wie ein Kind zu seinen Eltern, so blickt das japanische Volk zu seinen Herrschern auf, die es für sein Wohl und Wehe verantwortlich hält. Es ist von jeher

gewohnt gewesen sich regieren zu lassen, und hat wohl niemals den Gedanken gefasst, an der Herrschaft Antheil zu nehmen: dass solches Verlangen nicht Wurzel schlägt, liegt wohl theils in seiner uralten Scheidung vom Adel, theils auch in dem behaglichen Zustande, in dem es bei mässiger Beschränkung lebt. Das Bedürfniss nach Freiheit würde sowohl bei stärkerem Drucke als bei ungehemmter Entwickelung rasch aufkeimen — aber die Siogun's haben es verstanden dem Volke ein ruhiges, friedliches Leben zu bereiten, und zugleich seiner inneren Entwickelung bestimmte Grenzen zu setzen. Die Knechtschaft ist so uralt und so bequem, dass der Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nicht geboren wird. Nach Heldentugenden würde man unter dem Volke vergebens suchen, aber an Bürgertugenden ist es reich. Die Regierung übt die strengste Aufsicht, und leidet keinen Uebergriff. Während man nun glauben sollte, dass in Folge der unausgesetzten Beaufsichtigung das Volk gedrückt und argwöhnisch wäre, findet man es im Gegentheil heiter, aufgeweckt und offen. Kein Vergehen bleibt verborgen, aber der Redliche hat nichts zu befürchten. Die Strenge der Strafen, und die allgemeine Mitverantwortlichkeit machen die Tugend zunächst zur nothwendigen Gewohnheit — das gute Gewissen erzeugt einen heiteren Sinn, und auch das von der Obrigkeit anbefohlene Beharren des Volkes bei seinen alten, einfachen, mässigen Gewohnheiten trägt wesentlich dazu bei, die Japaner zufrieden, lebensfroh und frisch zu erhalten. Ihr Verkehr untereinander und vor Allem das Familienleben ist so erfreulich, wie man es nur bei den gebildeten europäischen Völkern findet. Sie zeichnen sich aus durch Höflichkeit und Freundlichkeit gegen die Ihrigen sowohl als gegen Fremde, durch ein anständiges gleichmässiges Benehmen, durch Frohsinn, Herzlichkeit und gute Laune; schlechte Manieren, Rohheit und Zänkereien bemerkt man selten. Die Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande sind züchtig und unbefangen[131]), die Männer begegnen ihnen zart und ehrerbietig; vor Allem aber ist die Behandlung der Kinder auf das äusserste sorgsam und liebevoll. Der Unterricht der Jugend im Lesen und Schreiben, in der vaterländischen Geschichte und Moralphilosophie wird sehr eifrig betrieben.

[131]) Schon im siebzehnten Jahrhundert sagt Caron: »Der Kaufleute und Burger Weiber sitzen im Haus dagegen, ihr Haus mit den Dienstmägden verpflegende; sie werden aber anderst nicht als züchtig und mit Ehrerbietung von den Leuten angesprochen.«

es giebt Bildungsanstalten der verschiedensten Grade. So schwer und mühselig die mannigfachen Arten der japanischen Schrift zu erlernen sind, so ist doch die Schreibekunst auch unter den niederen Ständen ganz allgemein verbreitet. Das Lesen bildet eine Hauptbeschäftigung der Japaner aller Classen in ihren Mussestunden: Buchläden, wo nicht nur japanische und chinesische Schriften, sondern auch Uebersetzungen europäischer Werke über Länder- und Völkerkunde, Astronomie und fast alle Zweige der Naturwissenschaft, über Medicin, Taktik, Waffenkunde u. s. w. zu haben sind, finden sich in allen Strassen, und die Bücher sind so unglaublich wohlfeil, dass man einen grossen Verbrauch voraussetzen muss. Nur solchen Schriften, welche von der Geschichte und Verfassung europäischer Länder handeln, ferner allen, welche das specifisch japanische Wesen umbilden und im Volke äussere oder innere Bedürfnisse hätten erwecken können, die dem Lande und seiner nationalen Gesittung fremd waren, besonders allen Werken religiösen und philosophischen Inhalts versagte die Regierung während der Zeit der Abschliessung den Eingang[132]).

Dass das Christenthum, nachdem es achtzig Jahre lang in Japan geblüht, wenn auch nachher äusserlich mit Stumpf und Stiel ausgerottet, bei den Japanern einen tiefen Eindruck hinterlassen, dass die Aussaat ihnen selbst unbewusst in den Jahrhunderten der Abschliessung fortgekeimt und im Verborgenen ihre Früchte getragen, dass die Thätigkeit der Bekehrer einen bleibenden Einfluss auf die japanische Gesittung geübt habe, ist kaum zu bezweifeln, denn die innere Wirkung grosser Wahrheiten bleibt, wo sie einmal Wurzel geschlagen haben, unvertilgbare Thatsache. Vielleicht werden sich bei näherer Bekanntschaft die Spuren des Christenglaubens in der japanischen Gesittung an deutlichen Merkmalen erkennen lassen; im Allgemeinen glaubt man sie schon jetzt aus dem Volkscharakter herausfühlen zu können, denn die Japaner haben Tugenden und Anschauungen, die man sonst gewohnt ist als Folgen c h r i s t l i c h e r Gesittung zu betrachten. Wer die Schriften der Holländer und Anderer durchblättert, die mit den Japanern in nahe Berührung gekommen sind, kann dort unzählige Beispiele treuer

[132]) Noch in neuester Zeit ist die Regierung in dieser Beziehung sehr streng gewesen. So wurde gegen einen der japanischen Schüler des Herrn von Siebold eine Untersuchung eingeleitet, weil er eine chinesische Uebersetzung des Alten Testamentes besass.

aufopfernder Freundschaft[133]) und Nächstenliebe, des feinsten Ehr- und Pflichtgefühls, der rührendsten Selbstverleugnung finden. Wenn sie den Fremden gegenüber misstrauisch geworden sind, und sie oft mit Argwohn und Trug behandeln, so tragen diese selbst den grössten Theil der Schuld, wie die Holländer vielfach eingestanden haben. Diese haben sich freilich während ihrer zweihundertjährigen Gefangenschaft auf Desima viele Unbilden und Kränkungen von der japanischen Regierung und besonders von den Beamten gefallen lassen müssen, durch welche sie beaufsichtigt wurden: — sie klagen bitter über deren Willkühr, Härte und Unredlichkeit, und über die starre Tyrannei der kaiserlichen Regierung, welche sich in den letzten Jahren auch gegen die Vertreter der übrigen westlichen Nationen vielfach unzuverlässig und zweideutig gezeigt hat: — wenn man aber auf der anderen Seite das Benehmen der holländischen Factoreibeamten betrachtet, die sich vom höchsten bis zum niedrigsten an dem verbotenen Schleichhandel und anderen Ungesetzlichkeiten betheiligten, und durch die schärfsten Verweise und die schmachvollste Behandlung nicht davon abbringen liessen, wenn man ferner bedenkt, welche Verlegenheiten der Fremdenverkehr der japanischen Regierung besonders seit 1858 bereitet hat, — so ist kaum zu verwundern, dass sie die Holländer zu Zeiten als Nichtswürdige behandelte, und dass sie die Fremden heutigen Tages als ihre Feinde ansieht. Gegen den Feind aber, und zur Erreichung ehrenhafter und patriotischer Zwecke ist nach japanischen Begriffen jede List, Verstellung und Lüge erlaubt. — Gegründet sind die vielen Klagen der europäischen Kaufleute über die Unzuverlässigkeit der japanischen im Handelsverkehr, aber es wäre Unrecht ein Volk nach derjenigen Classe zu beurtheilen, die von ihm selbst am geringsten geachtet wird. Eine gewisse Verschlagenheit und Vorsicht hat sich in Folge der allgemeinen Verantwortlichkeit bei allen Japanern ausgebildet; dass aber — und nicht allein unter den höheren Ständen — Redlichkeit, Treue, Ehrenhaftigkeit, Selbstverleugnung, Herzensgüte und Grossmuth sehr verbreitete Tugenden sind, hat sich in hundert Fällen gezeigt, wo Europäer mit Japanern in näheren und dauernden Verkehr getreten sind. Der Grad der Gesittung eines Volkes sollte niemals nach vereinzelten Thatsachen beurtheilt werden, sondern nach seinem Ideal, nach dem Maassstabe von Tugend und Laster, von Ehre und Schande, der bei seinen Besseren gültig

[133]) Treue unter Freunden bis in den Tod rühmt schon Caron an den Japanern.

und anerkannt ist. Bei solcher Rechnung würde man die Japaner trotz manchen uns unbegreiflichen Verirrungen der Anschauung auf eine hohe Stufe stellen müssen.

Dass sie in hohem Grade intelligent, thätig, energisch und arbeitsam sind, haben auch ihre Widersacher zu allen Zeiten anerkannt. Ueberall im Lande sieht man Leben und Bewegung; auf den Strassen, den Feldern, in den Werkstätten herrscht unermüdliche Rührigkeit. Das Land ist wie ein Garten, jedes Fleckchen urbar gemacht, der Anbau zieht sich bis hoch auf die Gebirge. An Körper und Anzug sind alle Japaner auf das äusserste reinlich, und in Folge des täglichen Badens, der unablässigen Bewegung in frischer Luft und vielfacher körperlicher Uebungen in hohem Grade abgehärtet, kräftig und gewandt. Sie sind allem Anscheine nach ein gesundes und glückliches Volk, das der Fremden sehr wohl hätte entbehren können.

Ob die japanische Nation den Beruf hat, durch Berührung mit der europäischen Civilisation sich auf eine neue und höhere Stufe der Gesittung zu schwingen und eine Stellung in der Weltgeschichte einzunehmen, muss die Zukunft lehren: die alten Zustände sind mit der Zulassung der Europäer unverträglich, und werden durch ihren Einfluss eine gründliche Umbildung erfahren, ob auf friedlichem oder gewaltsamem Wege lässt sich nicht voraussehen. — Der beste Beweis für das Steigen der Landescultur unter dem Abschliessungssystem ist, dass, während Japan im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Einfuhr vom Auslande bedurfte, während Jyeyas den Fremdenverkehr durchaus nicht missen wollte, jetzt das Land alle seine Bedürfnisse selbst erzeugt, und noch grosse Quantitäten auszuführen fähig ist; dass es den Holländern von Jahr zu Jahr schwerer wurde, den Handel mit Vortheil zu betreiben: dass, während früher Waaren importirt, und fast nur Metalle ausgeführt wurden, jetzt schon seit lange das Verhältniss sich umgekehrt hat, indem fast nur Landesproducte exportirt und von den Europäern mit baarem Silber bezahlt werden.

III.

DER FREMDENVERKEHR WÄHREND DER ABSPERRUNG UND DIE AUFSCHLIESSUNG DES REICHES.

Während des Zeitraumes der Absperrung verkehrten die Japaner mit den Bewohnern der LIU-KIU-Inseln, den Koreanern, den Holländern, und in den letzten funfzig Jahren auch mit den AÏNO's der KURILEN. — Die Bewohner der LIU-KIU-Inseln waren Japan schon seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts tributpflichtig, wurden aber im Anfange des siebzehnten von den Chinesen zur Empörung aufgereizt. Damals segelte der Fürst von SATSUMA auf Befehl des SIOGUN mit Heeresmacht gegen diese Inseln, nahm die Hauptstadt NAFA mit Sturm und führte den König gefangen nach Japan; seitdem soll LIU-KIU einen jährlichen Tribut von 200,000 KOK Reis zahlen[134]). Die dortige Regierung scheint von Beamten des Fürsten von SATSUMA beaufsichtigt zu werden, in dessen Händen sich auch der ganze japanische Handel dahin befindet; er hat ein Comtoir in NANGASAKI, wo holländische und chinesische Waaren für den Bedarf von LIU-KIU eingekauft und verschifft werden[135]). Auf den nördlichen Inseln soll es zahlreiche japanische Niederlassungen geben.

[134]) Die LIU-KIU-Inseln werden gewöhnlich unter den doppelt zinspflichtigen Ländern genannt, aber China hat sicher dort seit lange gar keinen Einfluss mehr. Die Sprache soll ein Dialect des Japanischen sein. In der kleinen Hauptstadt NAFA giebt es zwei gelehrte Bildungsanstalten, eine japanische und eine chinesische. Die Zöglinge der japanischen lesen KATAKANA und FIRAKANA, und die chinesischen Schriftzeichen mit der japano-chinesischen Aussprache, die der chinesischen nur die stehende chinesische, die KIAÏ-Schrift. Die Letzteren studiren zum Theil einige Jahre auf der chinesischen Universität FUTŠAU, die Ersteren gehen zu demselben Zwecke nach Japan. Die Beamten von LIU-KIU haben ihre Bildung meist auf der japanischen Schule empfangen, seltener werden Schüler der chinesischen angestellt.

[135]) Nach Kämpfer war den Bewohnern der LIU-KIU-Inseln erlaubt, mit ihren Dschunken nach den Häfen von SATSUMA zu kommen und dort Waaren zum Belang von 125,000 japanischen Taels zu verkaufen.

Der Handel mit Korea ist Monopol des Fürsten von Tsus-sima, der eine Factorei in Pusankaï an der koreanischen Küste hat, wo die Japaner unter ähnlichen Beschränkungen leben, wie die Holländer ehemals auf Desima. Zum Verkehr in Japan sind die Koreaner nicht zugelassen; schiffbrüchige werden nach Naṅgasaki gebracht und dort in Gewahrsam gehalten, bis sich Gelegenheit bietet sie heimzusenden. Seit 1790 findet der im Friedensvertrage von 1615 festgesetzte Austausch der Gesandtschaften auf der Insel Tsus-sima statt [136]).

Der Verkehr mit den Kurilen datirt aus neuer Zeit. — Auf Yeso fassten die Japaner wahrscheinlich erst zu Ende des achten Jahrhunderts festen Fuss, und zwar nur in dem südlichsten Theile, den sie Matsmaï nennen: sie lebten dort in beständigen Fehden mit den Eingeborenen. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erwähnen die japanischen Quellen nichts von den Beziehungen zu Yeso, doch scheint die Niederlassung in Matsmaï fortbestanden zu haben: Pater Hieronymus de Angelis und andere Jesuiten, die ersten Europäer, die — im Jahre 1617 — nach Yeso kamen, erzählen wenigstens davon. Noch 1643 war die Ostküste dieser Insel den Japanern wenig bekannt, die Kurilen herrenlos, so dass die Holländer unter Vries die Inseln Kunašir und Yeturup in Besitz nehmen konnten [137]). Um 1670 brachen auf Yeso Unruhen aus, die Eingeborenen wurden bekriegt und überwunden. Seitdem schickte die japanische Regierung Statthalter dahin, welche den Titel Fürsten von Matsmaï führten. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts breitete sich die japanische Herrschaft über die ganze Insel, d. h. über die bewohnten Küstenstriche aus, denn das Innere soll ein mit undurchdringlichen Wäldern bedecktes Gebirgsland sein. Die Regierung liess damals auch Krafto [138]) und die südlichen Kurilen bereisen und schloss Verträge

[136]) Nach einer Notiz im Siebold'schen Werke wäre Korea, obwohl unter chinesischer Oberhoheit, noch heute auch an Japan zinspflichtig. Die Reisenden der preussischen Expedition hörten in Naṅgasaki von koreanischen Geisseln, welche sich dort von Korbflechten ernähren sollten, konnten aber bei ihrem kurzen Aufenthalte nichts Näheres darüber erfahren.

[137]) Sie nannten diese Inseln Staatenland und Compagnieland.

[138]) Die Kenntniss, dass Krafto eine Insel ist, verdankt man dem japanischen Hof-Astronomen Mamia-Rinso, der 1808 im Auftrage des Siogun diese Insel und die Amur-Mündungen bereiste und aufnahm. Ausführliches über die Entdeckungsgeschichte dieser Küsten enthält Siebold's Nippon. — Von den Verhältnissen auf

mit den Eingeborenen behufs Anlage von Fischereien an ihren Küsten. Später, als sich die Herrschaft der Russen auf den nördlichen Kurilen geltend machte, nahmen die Japaner die südlichen förmlich in Besitz und bauten zahlreiche Festungen daselbst. Die Bevölkerung, ein den Aïno's von Yeso nahe verwandter Stamm, fügte sich nach schwachem Widerstande. Das Regiment der Japaner über Yeso und die Kurilen schildert Golownin als ein sehr gelindes: ein ausdrückliches Gesetz verbietet, von den Eingeborenen Arbeit ohne Bezahlung zu verlangen. Die Japaner versehen sie mit baumwollenen Kleidungsstücken und Reis und exportiren vorzüglich Fische. Die Steuern werden von den Eingeborenen in Adlerfedern, — welche die Japaner zu ihren Pfeilen brauchen, — in Pelzwerk und anderen Naturerzeugnissen entrichtet. Durch die neuesten Verträge sind die Inseln Urup, das früher die Japaner für sich in Anspruch nahmen, und Krafto, wo sie zahlreiche Niederlassungen hatten, an Russland abgetreten worden.

Japans Handel mit China ist sehr alt, schon unter dem Jahre 885 begegnet man einem Verbote chinesischer Waaren durch den Statthalter von Tsukusi. Die Mongolenherrschaft unterbrach gänzlich den Verkehr, welcher erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wieder angeknüpft wurde. Unter der Ming-Dynastie waren den Chinesen alle Reisen nach dem Auslande streng verboten: chinesische Dschunken fuhren trotzdem heimlich in grosser Anzahl nach Japan, japanische wurden in den chinesischen Häfen nur mit Pässen zugelassen. Nach dem koreanischen Kriege kam 1607 eine Gesandtschaft von China, welche das freundschaftliche Verhältniss zwischen den beiden Ländern wieder herstellte; der Handel scheint seitdem von den beiderseitigen Regierungen stillschweigend geduldet worden zu sein, denn formell waren die Chinesen in dem gegen die Fremden verhängten Verbannungsedict mitbegriffen. Um 1640 fielen sie in den Verdacht, christliche Priester und religiöse Bücher in Japan eingeschmuggelt zu haben, und es war die Rede davon, sie allen Ernstes aus dem Reiche zu verbannen. Ihr Verkehr blieb seitdem, gleich dem der Holländer, auf Naṅgasaki beschränkt, wurde aber sehr lebhaft, seitdem 1643 die Mandschu-Herrscher das Verbot des Handels nach dem Auslande aufgehoben hatten. Sie kamen

Yeso und den Kurilen giebt Golownin in seinem Buche »Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern« (deutsch von E. Schultz, Leipzig 1817) anschauliche Schilderungen.

1683 mit 200 Dchunken und 10,000 Mann stark nach Nangasaki, ebenso in dem folgenden Jahre[139]; 1685 aber beschränkte die japanische Regierung den Verkehr auf 70 Dschunken jährlich, wie es heisst wegen der christenfreundlichen Gesinnung des chinesischen Kaisers Kanghi. Wenige Jahre darauf schloss man die Chinesen, die bisher in voller Freiheit mit den Bewohnern von Nangasaki verkehrt hatten[140], in einen mit Palisaden und Bambuszäunen umgebenen Raum ein und unterwarf sie ähnlichen, wenn auch nicht so scharfen Beschränkungen wie die Holländer auf Desima. Auch ihre Tempel — sie hatten deren drei in Nangasaki — beaufsichtigte die Regierung seitdem mit Strenge; ihre Dschunken wurden genau untersucht, und die eingeführten Bücher — weil in China christliche Missionare ansässig waren — von den Beamten sorgfältig durchgesehen. Der Handel stand seit der Zeit unter der Controlle der Regierung, welche von den Käufern der chinesischen Waaren eine Steuer von 60 Procent erhob, aus der die Einwohner und Beamten von Nangasaki für den durch die Aufhebung des freien Handels erlittenen Verlust entschädigt wurden. Später floss diese Steuer in die Kasse der sogenannten »Geldkammer«, einer Handelsgesellschaft, an welche die japanische Regierung den chinesischen und den holländischen Handel verpachtete; sie musste dafür eine jährliche Entschädigung an die Einwohner von Nangasaki zahlen[141]. Von chinesischer Seite scheint der Handel durch eine Gesellschaft von Kaufleuten getrieben worden zu sein, welche ihren Sitz in der Provinz Tse-kiang hatte. Die Geschäfte der Geldkammer mit dieser chinesischen Compagnie beschränkten sich auf gewisse Hauptartikel, welche ihr Monopol waren; alle übrigen Waaren durften die mit den Dschunken herüberkommenden Kaufleute auf eigene Hand an die Japaner verhandeln. Man erlaubte ihnen bei Tage ohne Begleiter und Aufseher in den Strassen von Nangasaki umherzugehen, zu kaufen und zu verkaufen, während die Holländer

[139]) »In dem berührten letzteren Jahre (1684)«, sagt Kämpfer, »fand sich sogar ein tartarischer Mandarin in vollem Staate, ein Haupt über sechs Jonken, ein; er musste sich aber mit denselben bald wegbegeben, weil man ihm wissen liess, dass in Japan keine anderen Häupter und Mandarinen als eingeborne geduldet wären.«

[140]) Nach Kämpfer wurden die Chinesen zur Zeit seines Aufenthaltes in Nangasaki sehr schlecht behandelt und gelegentlich von ihren japanischen Aufsehern mit Stockprügel tractirt.

[141]) Nach Siebold betrug diese Entschädigung jährlich 84,400 holländische Gulden.

immer auf Desima eingeschlossen waren und nicht das kleinste Geschäft ohne Zuziehung der Geldkammerbeamten abschliessen durften. Fragte man nach dem Grunde dieser Bevorzugung der Chinesen, so hiess es sie seien nur geringe, unbedeutende Leute, die Holländer dagegen vornehme und wichtige. Das japanisch-chinesische Dolmetscher-Collegium, welches den Handel vermittelte, stand auch in viel geringerem Ansehn als das japanisch-holländische, war aber viel wohlhabender; wie denn die Chinesen auch weit bessere Geschäfte machten als die Niederländer, welche in chinesischen und indischen und in neuerer Zeit sogar in europäischen Artikeln oft kaum mit ihnen concurriren konnten. Die chinesischen Dschunken liefen fortwährend, vorgeblich wegen schlechten Wetters, die Küsten der Gotto-Inseln und der Landschaft Satsuma an, wo die Regierung am wenigsten Controlle üben konnte, und verkauften dort einen grossen Theil ihrer Ladung steuerfrei, während sie in Naṅgasaki hohe Abgaben zahlen mussten. Dieser Handel war natürlich unerlaubt. Der Schleichhandel wurde übrigens auch in Naṅgasaki von den Chinesen, des sehr erheblichen Gewinnes halber, lebhaft betrieben und kostete fortwährend vielen Japanern das Leben[142]. — Mit dem Steigen der Productionskraft des Landes sank der chinesische Handel wie der holländische immer mehr: in neuerer Zeit kamen nur noch 10 bis 12 Dschunken jährlich nach Naṅgasaki.

Die Niederländer wurden, wie schon erzählt, im Jahre 1641 auf Desima eingeschlossen. Dieses Inselchen war einige Jahre vorher auf Befehl des Siogun im seichten Wasser vor Naṅgasaki dicht am Ufer aufgeschüttet worden[143], um als Gefängniss der bei Vertreibung der übrigen Fremden zurückgehaltenen portugiesischen Kaufleute zu dienen. Seine Länge beträgt 516, seine Breite durchschnittlich 220 Fuss. Ein seichter schlammiger, etwa 25 Schritt breiter Graben, über welchen ein steinerner Brückenbogen führt, trennt es von der Stadt. Zur Zeit der Absperrung war die Insel mit Palisaden, Bollwerken und Mauern umgeben; ein Land- und ein Wasserthor, welche immer geschlossen oder bewacht waren, dienten zum Verkehr mit der Stadt und den Schiffen. Die Niederländer

[142]) So wurden in den Jahren 1690 und 1691 gegen vierzig Japaner in Naṅgasaki hingerichtet, die Waaren von den chinesischen Dschunken einzuschmuggeln versuchten.

[143]) De-sima heisst Vorliegende Insel.

durften ihr Gefängniss nur mit besonderer Erlaubniss des kaiserlichen Statthalters und unter starker Bedeckung verlassen: man hielt sie bei diesen Spaziergängen von jedem Verkehr mit den Eingeborenen fern, und suchte sie ihnen noch durch grosse Ausgaben zu verleiden, denn sie mussten jedes Mal ihre zahlreichen Begleiter festlich bewirthen. Sie durften, auch wenn sie in die Stadt kamen, nicht die geringste Kleinigkeit von den japanischen Händlern kaufen, sondern mussten ihre Wünsche eigens dazu angestellten Beamten, den Comprador's zu erkennen geben, welche für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen hatten und grossen Gewinn davon zogen. Ein bis zwei Mal jährlich liessen gewöhnlich die Statthalter aus freien Stücken die Bewohner von Desima auf die benachbarten Höhen, nach den Tempeln und Friedhöfen führen, wo dann der Tag unter Gastereien und Lustbarkeiten verbracht wurde. — Von Japanern durften nur die ausdrücklich für den holländischen Handel angestellten Beamten nach Desima kommen, alle anderen nur mit Pässen des Statthalters; die Thorwache liess Niemand durch. In einem vor dem Landthore angehefteten Placat, das sich bis zur Freigebung des Verkehrs erhalten hat, war unter Andern gesagt, dass nur prostituirte Frauen nach Desima kommen dürften. Solche bildeten fast ausschliesslich die Hausbedienung der Holländer. — Kein Schiff, kein Boot sollte sich an die Palisaden und Bollwerke legen, welche die Insel umgaben, oder unter der dahin führenden Brücke durchfahren.

Die japanischen Beamten, welche für den Verkehr mit den Holländern angestellt waren, bis herab zu den geringsten Chargen, mussten sich eidlich verpflichten den Niederländern nur bei Tage zu Dienst zu sein, sich in kein Gespräch über das Christenthum einzulassen, nichts gegen die auf Desima Bezug habenden Verordnungen zu thun. »Sie sollten keinen vertrauten Umgang mit den Niederländern pflegen, sollten weder Geld noch Waaren von oder nach der Insel bringen, keine verbotenen Waaren verkaufen oder verschenken, sollten keine Einkäufe für sie in der Stadt machen, auch verhindern, dass Solches durch Andere geschehe und dass ihnen Sachen über die Mauern und Palisaden der Insel zugeworfen würden. Auch sollten sie dafür sorgen, dass von der Stadt aus nichts im Geheimen nach den niederländischen Schiffen oder von da in die Stadt geschafft würde, und jeden Ungehorsam oder Umgehung dieser Befehle anzeigen.« — Anfangs wollte die Obrigkeit

den Niederländern auch das Begräbniss am Lande verwehren, und liess ihre Todten ausserhalb der Bai in die See werfen: später wurden sie auf einem am Eingange der Bucht gelegenen Grundstück eingescharrt. Japanische Boote holten die Särge von Desima ab, kein Holländer durfte sie geleiten. Die Zahl der in der Factorei zugelassenen Niederländer war von der japanischen Regierung festgesetzt und auf die zur Betreibung des Handels unbedingt nothwendigen Personen beschränkt: Frauen durften sie gar nicht mitbringen. Auf den holländischen Schiffen sollten sich keine Passagiere befinden: die Musterrolle wurde genau geprüft und dem Berufe eines Jeden nachgespürt[144]).

Auf den Höhen am Eingange der Bai wurde ein beständiger Auslug auf die See gehalten: sobald von da aus die Wachen ein fremdes Schiff meldeten, ging ein Boot mit einigen Holländern von der Factorei hinaus, welche dem Capitän eine versiegelte Instruction brachten, wie er sich beim Einlaufen zu verhalten habe: die sie begleitenden japanischen Beamten und Dolmetscher nahmen ihm das Verzeichniss seiner Ladung, die Liste der Mannschaft und alle Briefe der Compagnie ab. Das Schiff salutirte beim Einlaufen die den Eingang der Bucht beherrschenden »Kaiserwachen«[145]), und ging dann vor Desima, einen Flintenschuss von der Wasserpforte, zu Anker; zwei Wachtbarken mit Soldaten legten sich daneben, und bewachten es während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit. Zunächst nahmen dann die japanischen Beamten die Geschütze, Waffen und Munition in Empfang, welche mit dem sogenannten Bibeltönnchen, in das alle Andachtsbücher, Crucifixe und Heiligenbilder, selbst alle europäischen Münzen mit dem Zeichen des Kreuzes verpackt werden mussten, am Lande bis zur Abfahrt aufbewahrt wurden. Dann stellten sie in Gegenwart des holländischen

[144]) Das Misstrauen der Japaner ging so weit, dass die Holländer der Factorei keine Briefe mit den chinesischen Dschunken absenden durften, ohne den Japanern Copie davon zu lassen. Alle solche Briefpackete wurden in doppelten Exemplaren den japanischen Behörden übergeben, welche dann — nach ihrer Auswahl — das eine abschickten und das andere behielten. Die mit den holländischen Schiffen abgehenden Privatbriefe wurden mit der Connivenz der Behörden heimlich fortgebracht, alle officiellen Schreiben aber, ankommende wie abgehende, mussten dem Statthalter vorgelegt werden. S. Kämpfer.

[145]) So heissen bei den Holländern zwei militärische Posten am Eingange der Bucht, deren Batterieen das enge Fahrwasser bestrichen. Sie standen unter Befehl und Verantwortlichkeit des Fürsten von Fisen.

Handelsvorstehers eine Musterung der gesammten Schiffsmannschaft an, und liessen eine Verordnung über das während der Anwesenheit im Hafen zu beobachtende Verhalten vorlesen. Die Ladung wurde unter ihrer Aufsicht gelöscht und auf Desima unter Verschluss und Siegel der Behörden bis zum Verkaufe aufbewahrt. Auch das Gepäck der mit den Schiffen anlangenden Factoreibeamten wurde streng visitirt, und alle verbotenen Gegenstände bis zur Abreise des Besitzers in Beschlag genommen. Nachdem die Ladung gelöscht war hörte der Verkehr wieder auf, nur mit Pässen versehene Personen durften sich in Begleitung japanischer Aufseher nach und von den Schiffen begeben; die ganze Mannschaft wurde täglich gemustert. Alle, welche die Wasserpforte passirten, mussten sich am ganzen Körper nach verbotenen Waaren durchsuchen lassen, mit Ausnahme des Handelsvorstehers und des Schiffscommandanten: und als man dahinter kam, dass die Capitäne dieses Vorrecht missbrauchten[146], wurde die Untersuchung auch auf sie, zu Zeiten selbst auf die Handelsvorsteher ausgedehnt. — Die officielle Abreise war durch kaiserliches Decret auf einen bestimmten Tag des October anberaumt; dann mussten die Schiffe auch wirklich ihren Ankerplatz vor Desima verlassen, durften aber am Ausgange der Bucht wieder ankern, und dort so lange bleiben, bis sie ihre Ladung vollständig eingenommen hatten. So genügt der Japaner häufig zugleich dem Wortlaut des Gesetzes und den Forderungen der Billigkeit. Bei der Abfahrt erhielten die Holländer ihre Munition, Waffen und alle sonstigen in Beschlag genommenen Gegenstände zurück, und wurden von Wachtschiffen, welche den Schleichhandel verhüten sollten, weit auf die hohe See hinaus geleitet.

Bei allen diesen Beschränkungen genossen die Holländer des kostbaren Vorrechtes der Hofreise, deren Zweck war, dem Siogun, dem Thronfolger und den höchsten Staatsbeamten Geschenke zu überreichen. Der Handelsvorsteher und einige seiner Untergebenen —

[146]) Die Japaner machten diese Entdeckung 1772, als ein von den Holländern verlassenes Schiff nach den Gotto-Inseln trieb. Sie fanden auf demselben unter Andern den künstlichen Anzug des Capitäns, der so eingerichtet war, dass man eine Menge von Sachen, namentlich vor Brust und Bauch, heimlich darin transportiren konnte. Thunberg schildert sehr ergötzlich die Verwunderung der Japaner, dass von diesem Jahre an die Capitäne eben so mager waren, als andere Menschen, während früher starke Wohlbeleibtheit für eine nothwendige Eigenschaft der Schiffscommandanten gegolten hatte.

ihre Zahl wurde von den Japanern immer mehr und zuletzt auf drei beschränkt — begaben sich zu Lande nach Kokūra, von da zu Schiffe nach Simonoseki und Osaka, und weiter zu Lande nach Yeddo, und kehrten nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt wieder zurück. Die Handelsvorsteher genossen auf diesen Reisen gleicher Ehren wie die Landesfürsten: sie bedienten sich derselben Art Säuften, übernachteten in denselben Herbergen, und liessen sich statt der bei Jenen üblichen Hellebarden und Piken einen Degen und einen Rohrstock als Insignien der Würde vorauftragen: ihre Quartiere wurden nach Landesgewohnheit mit Schauztüchern behängt, auf denen das Wappen der ostindischen Compagnie prangte, auch musste ihnen die Bevölkerung dieselbe Ehrfurcht erweisen wie den Daïmio's — aber sie wurden von den sie begleitenden japanischen Beamten wie Gefangene bewacht, und an jedem Verkehr mit den Eingeborenen verhindert. In Osaka, Miako und Yeddo durften sie ihre Herberge nur zu der Audienz und den vorgeschriebenen Besuchen verlassen, und mit den sie besuchenden einheimischen Beamten, Gelehrten und Kaufleuten nur unter Aufsicht und in Gegenwart der ihnen beigegebenen Regierungsspione verkehren. Die Audienz im kaiserlichen Palast war sehr kurz und bestand nur in einer Verbeugung nach Landesart, welche dem Handelsvorsteher, der allein zur Gegenwart des Siogun Zutritt erhielt, von den Hofbeamten vorher sorgfältig eingeübt wurde[147]. Seine Begleiter blieben gewöhnlich in einem Vorsaal: Alle mussten am Portal des Palastes ihre Degen abgeben und aus den Säuften steigen. Vor der Audienz durften die Holländer weder ihre Herberge verlassen noch Besuche empfangen, um desto mehr wurden sie nachher von Neugierigen bedrängt, namentlich die Aerzte, welche regelmässig die Hofreise mitmachten und den japanischen Gelehrten tausend Fragen naturwissenschaftlichen und medicinischen Inhalts beantworten mussten. Viele dieser Gelehrten sprachen holländisch. Bald nach der Audienz

[147]) Zur Zeit des Tsuna-yosi wurden nach der feierlichen Audienz des Handelsvorstehers auch seine Begleiter tiefer in den Palast in ein Gemach geführt, wo hinter einem Gitterschirm der Siogun mit seiner Gemalin sass. Kämpfer beschreibt, wie sie bei dieser Gelegenheit auf kaiserlichen Befehl »ordentliche Affenpossen ausüben mussten; man hiess sie u. a. aufstehen und hin- und herspazieren, bald einander komplimentiren, dann tanzen, springen, einen betrunkenen Mann vorstellen, japanisch stammeln, malen, holländisch und deutsch lesen, singen, die Mäntel ab- und wieder wegthun u. dgl.« Der Handelsvorsteher allein »blieb von diesen Sprüngen verschont«.

statteten die Reisenden auch den höchsten Hof- und Staatsbeamten, welche ebenfalls Geschenke erhielten, die herkömmlichen Besuche ab, und wurden von diesen Herren oder ihren Secretären bewirthet. Sie bequemten sich hier vielfach, zur Belustigung der hinter Wandschirmen versteckten Frauen zu singen, zu tanzen, auf europäische Weise zu grüssen u. s. w. — Der Sioguu sowohl als seine Grossen erwiederten die Geschenke der Holländer nach landesüblicher Art durch Uebersendung einer grossen Anzahl seidener Röcke. Gleich nach der Abschieds-Audienz [148]), welche sich von der ersten wenig unterschied, mussten die Reisenden Yeddo verlassen und wurden auf dem oben bezeichneten Wege wieder nach Nangasaki zurückgeführt.

Im Jahre 1790 bestimmte die japanische Regierung aus ökonomischen Rücksichten, dass die Holländer nur alle vier Jahre nach Hofe kommen, und in den dazwischen liegenden Jahren die Geschenke von ihren eigenen Beamten nach Yeddo gebracht werden sollten. Die Ausgaben der Reise wurden nämlich von der Geldkammer für ein jährlich von den Niederländern an sie gezahltes Pauschquantum bestritten, das in alter Zeit festgesetzt und für die späteren Verhältnisse ganz unzureichend war, aber nach japanischen Begriffen nicht geändert werden konnte. Wenn auch aus dieser Beschränkung den Holländern wesentliche Geldersparnisse erwuchsen, so verloren sie doch ein Bedeutendes an dem Vortheil des häufigeren unmittelbaren Verkehrs mit den höchsten Staatsbeamten, denn in Nangasaki hingen sie ganz von der Willkühr der Statthalter ab, welche sich wohl hüteten, ihre Beschwerden nach Yeddo gelangen zu lassen.

Natürlich hatte die Persönlichkeit, sowohl der japanischen als der holländischen Beamten, immer viel Einfluss auf die Lage der Gefangenen in Desima; zuweilen war sie unerträglich, zuweilen

[148]) Nach der Abschieds-Audienz wurden dem Handelsvorsteher im Palaste noch die auf den holländischen Handel bezüglichen kaiserlichen Befehle vorgelesen. Es hiess darin, man habe den Holländern seit alter Zeit erlaubt, nach Japan zu kommen; wenn sie sich diese Erlaubniss erhalten wollten, möchten sie sich hüten, den christlichen Gottesdienst in Japan zu verbreiten. Wenn sie von Anschlägen oder Unternehmungen fremder Regierungen auf Japan hörten, sollten sie es dem Statthalter von Nangasaki melden. Sie sollten die nach Japan fahrenden chinesischen Dschunken nicht angreifen. Sie sollten auch die Bewohner von Liu-kiu als Unterthanen von Japan auf der See unbehelligt lassen.

herrschte das beste Einvernehmen. In den letzten Jahrzehnten soll die Handhabung der alten Gesetze eine sehr milde gewesen sein, und wenn auch der Siogun Jye-yosi bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1842 ernste Verordnungen sowohl zur Herstellung der alten Zucht im Volke und zur Bewachung der allzu selbstständig gewordenen Grossen, als zur strengeren Behandlung der Niederländer erliess, so machte sich doch die frühere Praxis in Kurzem wieder geltend. Man erlaubte den Bewohnern von Desima häufiger und unter geringer Begleitung die Stadt zu besuchen und behandelte die Ablieferung der Andachtsbücher, der Waffen und Munition als blosse Formalitäten. Nicht wenig ist diese vortheilhafte Veränderung dem besseren Geiste unter den holländisch-ostindischen Beamten seit Anfang dieses Jahrhunderts und der zweckmässigeren Einrichtung des Handels von beiden Seiten zuzuschreiben, denn früher waren alle bei der Factorei angestellten Niederländer mit dem wesentlichsten Theile ihres Erwerbes auf den Schleichhandel und noch Schlimmeres angewiesen, wodurch sie den ehrenhaften Japanern verächtlich und die Genossen der gewissenlosen Unterbeamten der Geldkammer wurden.

Schon gleich nach ihrer Einschliessung auf Desima 1641 beklagten sich die Niederländer über die schmähliche und erniedrigende Behandlung, doch scheinen ihre Beschwerden nicht nach Yeddo gedrungen zu sein. Es war damals in Batavia stark die Rede davon, den japanischen Handel ganz aufzugeben, da der Geschäftsverkehr von 1640 und 1641, trotz einer Silberausfuhr von 14,000 Kisten im letztgenannten Jahre, nach dem Vorgeben der Holländer Verlust gebracht hatte. Der auf Le Maire 1642 folgende Handelsvorsteher Van Elserack erwirkte zwar bei seiner Hofreise eine Linderung der Maassregeln und wusste sich, die Umstände geschickt benutzend, das Vertrauen der Regierung zu erwerben[149]):

[149]) Elserack erwirkte den Holländern wieder die Erlaubniss, bei schlechtem Wetter in allen japanischen Häfen Schutz suchen zu dürfen.

Im Jahre 1643 sandte die Regierung von Batavia die Schiffe Castricum und Breskens unter Maarten Gerritsz Vries nach dem nördlichen Stillen Ocean, um die vermeintlich im Nordosten von Nippon liegenden Gold- und Silbereilande zu suchen und wo möglich Handelsverbindungen mit den tartarischen Küstenländern anzuknüpfen. Von einem dieser Schiffe, das in der Bucht von Nambu, in der Landschaft Muts, an der Nordostküste von Nippon vor Anker ging, begaben sich einige Officiere an das Land, wurden dort gefangen und nach Yeddo gebracht. Man hielt sie für verkappte Priester und confrontirte sie mit den in der Hauptstadt damals noch gefangenen

als aber die Japaner durch die portugiesische Gesandtschaft des Jahres 1644 den Abschluss des Friedens zwischen den Niederlanden und Portugal erfuhren, wurden die Beschränkungen ärger denn jemals. Eine Gesandtschaft, welche die Regierung von Batavia 1649 nach Japan schickte, wurde nicht einmal zur Audienz gelassen und überhaupt mit gesuchter Unhöflichkeit behandelt. Die japanische Regierung sah die fortwährenden Seeräubereien der Holländer gegen die Chinesen mit sehr ungünstigem Auge an, und zwang sie oft, diesen auf ihre Klagen in Japan schweren Ersatz zu leisten. — Als die Niederländer 1661 ihre Festung TAÏWANG auf FORMOSA an den chinesischen Seeräuber Coxinga[150]) verloren, nahmen die Japaner die holländischen Flüchtlinge mit ihren Frauen und Kindern in NAṄGASAKI liebreich auf und beherbergten sie bis zu ihrer Einschiffung nach Batavia, die Beschränkungen der Bewohner von DESIMA aber blieben dieselben. Die Statthalter traten immer willkührlicher auf und drückten den Handel der Niederländer, welche sich zudem in den Händen spitzbübischer Dolmetscher befanden, mit immer schwereren Lasten.

Bisher war der Geschäftsverkehr in so fern frei gewesen, als die Holländer ihre Waaren an die nach DESIMA kommenden japanischen Kaufleute unter Aufsicht der Regierungsbeamten direct verhandeln durften: 1672 aber wurde der sogenannte Taxationshandel eingeführt: der Statthalter liess sich Muster von allen angebrachten Waaren einreichen und taxirte sie nach Gutdünken mit japanischen Kaufleuten ohne Zuziehung der Holländer, denen man dann die Wahl liess, entweder die weit unter den früheren Preisen bleibenden Gebote anzunehmen oder ihre Waaren wieder einzuschiffen. Sie wählten durchgängig das Erstere, denn die Bezahlung in Stabkupfer und gemünztem Golde — die Silberausfuhr war

portugiesischen Missionaren, überzeugte sich aber nach vielen scharfen Verhören, dass sie Holländer, und aus Unkenntniss auf NIPPON, welches sie für die tartarische Küste ansahen, gelandet seien. Van Elserack, der nach YEDDO gekommen war, wurde sehr scharf über die Gefangenen examinirt, war aber glücklicher Weise von der Expedition unterrichtet. Die Uebereinstimmung seiner Aussagen mit denen der Gefangenen wirkte vortheilhaft, so dass man die Holländer in Freiheit setzte und als »einer aufrichtigen und wahrheitsliebenden Nation angehörend« belobte. Einige von diesen Seeleuten sind mehrere Jahre in YEDDO geblieben, um den Japanern eine Geschützgiesserei einzurichten, und dann reich beschenkt heim gesandt worden.

[150]) Coxinga soll japanischer Abkunft gewesen sein.

seit 1642 verboten[151]) — brachte so grossen Gewinn, dass der Handel noch immer sehr vortheilhaft blieb. Gegen das Jahr 1668 hatte der Werth der ausgeführten Gold-Kobangs jährlich zehn Tonnen Goldes betragen: die ostindische Compagnie gewann am Golde allein über eine halbe Million Gulden jährlich. Das Kupfer, welches den Hauptbestandtheil der Rückladung ausmachte, trug beim Verkauf in Java 70 bis 95 Procent Gewinn. Nach Einführung des Taxations-Handels waren die Vortheile etwas geringer; die Holländer gewannen auch damals noch an der Einfuhr allein gegen 55 Procent, mussten aber die Zahl ihrer Schiffe immer mehr beschränken, da sie nicht mehr hinreichende Rückfracht an Stabkupfer von der Regierung erhalten konnten. Statt der früheren neun kamen seit 1680 nur noch vier Schiffe jährlich. Ein in chinesischen Schriftzeichen abgefasster Brief vom General-Director des indischen Handels zu Batavia, welchen der Handelsvorsteher von 1682 in Yeddo überreichte, wirkte dort vortheilhaft, aber die Zucht unter den japanischen Beamten war grade um diese Zeit — unter dem Regimente des ausschweifenden und leichtfertigen Tsuna-yosi — sehr gelockert, und die Statthalter von Nangasaki wussten den Befehl des Siogun, die Holländer in ihren alten Freiheiten wieder herzustellen, zu umgehen. Der Vortheil, den die Beamten aller Classen aus dem Taxations-Handel zogen, muss ganz enorm gewesen sein[152]).

Neben dem Handel der Compagnie, der sich auf gewisse Artikel der Einfuhr und für die Ausfuhr auf Stabkupfer und Kampher beschränkte, durften die Factoreibeamten noch einen Handel mit anderen Waaren im Werthe von 140,000 Gulden jährlich treiben, an dessen Ertrage sie alle nach dem Maasse ihrer Stellung Antheil hatten. Der Taxation war dieser »Gepermitteerde Handel« nicht unterworfen, dagegen erhob die japanische Regierung eine Steuer von 35 Procent des Kaufpreises der eingeführten Waaren, welche in die Tasche ihrer Beamten floss. In Folge dieser hohen Abgabe aber entwickelte sich ein lebhafter Schleichhandel, welcher den Holländern ungeheueren Gewinn, vielen Japanern aber den Tod brachte. Im Jahre 1685 wurden des holländischen Handels wegen

[151]) Nach Lauts »Japan etc.« seit 1642; nach Meylan (Geschiedkundig Overzigt van den Handel der Europezen op Japan) wurde die Silberausfuhr erst 1671 verboten.

[152]) Der jährliche Gewinn des Ottona (Gassenmeisters) von Desima soll sich auf 12,000 Gulden holländisch belaufen haben.

neununddreissig japanische Schleichhändler hingerichtet, der Vorsteher der Factorei und zwei Unterkaufleute bei Lebensstrafe des Landes verwiesen. Da Dieses nicht fruchtete, liess der Statthalter im folgenden Jahre zwei japanische Schmuggler auf Desima enthaupten; alle Niederländer mussten der Execution beiwohnen, und erhielten einen scharfen Verweis mit der Drohung, die japanische Regierung werde auch über sie die Justiz üben, wenn fernere Uebertretungen vorkämen[153]). Trotzdem blühte der Schleichhandel fort, so lange er einträglich blieb.

Um 1686 beschränkte die japanische Regierung plötzlich die Einfuhr der Holländer auf den Werth von 300,000 japanischen Taels. Alle Waaren, die nach Erreichung dieser Summe unverkauft blieben, sollten bis zum nächsten Jahre in den Packhäusern verschlossen werden. Damit hörte die Taxation auf; die Holländer traten wieder, natürlich unter Aufsicht der Regierungsbeamten, in unmittelbaren Verkehr mit den japanischen Kaufleuten, die Statthalter von Nangasaki aber entschädigten sich durch eine den verkauften Waaren willkührlich aufgelegte Steuer, welche 1689 durchschnittlich 38 Procent betragen haben soll. Mit der neuen Einrichtung fiel auch der »Gepermitteerde Handel« weg, doch wussten die Beamten durch ein sehr spitzfindiges Rechnungsmanöver[154]), bei

[153]) Das Benehmen des holländischen Handelsvorstehers, der nach der Execution die japanischen Beamten zum Frühstück einlud, erscheint in Kämpfer's Darstellung nicht sehr erbaulich. Die Japaner wiesen diese Zumuthung mit Unwillen zurück. — Ein einziges Mal vollstreckten die Japaner die Todesstrafe an einem Holländer, einem Matrosen, welcher das Siegel der Behörde von einer Schiffsluke abgerissen hatte.

[154]) Die Details dieser Berechnung sind sehr complicirt; sie beruhte hauptsächlich auf einer Uebersetzung des japanischen Tael, welcher eine imaginäre Münze ist, in Gold zu höherem und niederem Course. Da nun die Grundlage des japanischen Münzfusses eigentlich der Goldkobang, und der silberne Tael ein veränderlicher Werth ist, so waren vielfache Complicationen der Rechnung möglich, aus deren Labyrinth sich nur der Kaufmann von Fach herausfindet. Die japanischen Beamten, welche aus dem »besonderen Handel« grossen Vortheil zogen, liehen die Hand zu dieser hässlichen Transaction. Es wäre unbegreiflich, wie die Compagnie von ihren eigenen Beamten sich so hätte hinter das Licht führen lassen sollen, wenn man nicht wüsste, wie unredlich ganz Holländisch Ost-Indien zu jener Zeit verwaltet wurde. Den Posten eines Handelsvorstehers von Desima, den man als eine reiche Goldgrube ansah, hatten fast alle hohen Beamten der ostindischen Regierung einmal bekleidet, und sie hüteten sich wohl, ihre Nachfolger der Missbräuche zu beschuldigen, welche sie selbst geübt hatten. Man scheint damals allgemein die Ansicht gehabt zu haben, dass die Beamten nicht für die ostindische Compagnie, sondern diese der Beamten wegen da sei.

welchem die ostindische Compagnie stark benachtheiligt wurde, einen Theil der limitirten Summe für sich in Anspruch zu nehmen. So entstand der sogenannte Kambang-Handel, eine Fortsetzung des »Gepermitteerden« mit beschränkter Ausdehnung. Die Compagnie liess denselben auch dann fortbestehen, als die Benachtheiligung bekannt wurde, und nahm nur einen bestimmten Theil des Gewinnes für sich in Anspruch. — Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden dem holländischen Handel theils von Seiten der Statthalter, theils von der Centralregierung fast jährlich neue Lasten aufgelegt, was man wesentlich der bei den Japanern wach gewordenen Besorgniss um die ungeheuere Metallausfuhr zuschreiben muss. Araï, Fürst von Tsikungo, der Lehrer und Rathgeber der Siogun's Tsuna-yosi und Jye-nobu, schilderte damals in einer der Regierung eingereichten Denkschrift die Quellen des japanischen Reichthums; er verglich darin die Metalle und Minerale, welche sich nicht wieder ersetzen, dem Mark und den Knochen des Menschen, die, einmal abgetrennt, nicht wieder wachsen, alle übrigen Producte aber, welche von Jahr zu Jahr sich neu erzeugen, dem Fleisch, dem Blute, den Haaren. Seinen Berechnungen nach hatten die Holländer in achtzig Jahren dem Lande in Metallen eine Summe entführt, welche 1,032,592,000 holländischen Gulden gleichkommt [155]). — Die Kupferausfuhr wurde nun mehr und mehr beschränkt, und die Kobangs, die Goldmünze, in welchen die Holländer einen grossen Theil ihrer Zahlungen empfingen, bei gleichem Nennwerthe von Jahr zu Jahr kleiner geprägt. Die Handelsvorsteher remonstrirten vergebens, und machten viele fruchtlose Versuche, die alten Verhältnisse wieder herzustellen.

Das Jahr 1736 brachte eine neue Einrichtung, welche dem Handel wenigstens einige Sicherheit gab. Die von den Holländern mit dem Namen »Geldkammer« bezeichnete Kaufmannsgesellschaft, an welche jetzt auch der niederländische Handel verpachtet war, bestellte Waaren nach Mustern zu verabredeten Preisen, welche im Zeitraum von einem bis zwei Jahren geliefert werden mussten, jenachdem es indische oder europäische Artikel waren; zugleich wurde jedesmal die als Rückfracht zu gewährende Quantität Kupfer festgestellt. Den Betrag der Einfuhr schrieb die Geldkammer den Holländern gut, bis sie ihnen bei der Abfahrt der Schiffe die Ausfuhrartikel lieferte. Den Kambang-Handel liess man nebenbei fortbestehen,

[155]) Bei Laats sind die Summen so bezeichnet: 112 Millionen Tael Silber, 1,229 Millionen Pfund Stabkupfer und 6,192,900 Stück Kobangs.

alle Kaufpreise für die Einfuhrartikel aber an die Geldkammer entrichten, und den Verkäufern nach Abzug der üblichen 35 Procent gutschreiben. Die Niederländer sollten während ihres Aufenthaltes in Japan gar kein baares Geld mehr in die Hände bekommen, sondern auch alle ihre Bedürfnisse in Anweisungen auf die Geldkammer zahlen, sehr zu ihrem Nachtheil, da die Anweisungen erst nach Jahresfrist, und dann nur mit gewissen Abzügen eingelöst wurden. — Auf diese Weise wurde der Handel bis in die neueste Zeit getrieben, hat sich aber nie wieder zu seiner alten Höhe emporgeschwungen: die Beschränkungen wurden im Gegentheil immer schlimmer, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durfte nur noch ein Schiff jährlich nach Naṅgasaki kommen. Da nun die Kosten der Factorei und der Hofreisen, die Geschenke und Lasten dieselben blieben wie früher, so verminderte sich der Gewinn unverhältnissmässig. Als die japanische Regierung die Kupferausfuhr, die noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 30,000 Pikul betragen hatte, 1743 auf 6000 Pikul beschränken wollte, befahl der Gouverneur von Niederländisch Indien dem Handelsvorsteher, die eingeführten Waaren wieder einzuschiffen und die Factorei aufzugeben, wenn nicht eine vermehrte Kupferausfuhr und bessere Preise für die Einfuhrartikel bewilligt würden — denn die Japaner wollten oft unter dem Vorgeben, die gelieferten Waaren entsprächen nicht den Mustern, die bedungenen Preise nicht zahlen. Auf diese Drohung hin wurden die Behörden willfähriger; man liess wieder zwei, seit 1758 sogar drei Schiffe zu, weil einige untergegangen waren. Ihren Gewinn berechneten die Holländer selbst 1752, in der schlimmsten Zeit, noch immer auf fünf Tonnen Goldes jährlich. 1763 forderte der Statthalter von Naṅgasaki ausser den üblichen auch noch Geschenke für den Thronfolger, und kündigte, als der Vorsteher von Desima sich dessen weigerte, den Niederländern gradezu den Handel auf, mit der peremtorischen Weisung das Land zu verlassen. Der Handelsvorsteher fügte sich nun in die neue Belastung, und die Sache ging ihren alten Gang, bald mehr, bald minder günstig. — Von zwei Schiffen, welche 1772 von Batavia nach Naṅgasaki segelten, wurde das eine im Sturm von den Holländern als unrettbar verlassen, ging aber nicht unter, sondern trieb nach den Gotto-Inseln und fiel in die Hände der Japaner: beim Untersuchen der Ladung entdeckten diese nun die vielfachen künstlichen Vorrichtungen und Verpackungen, deren sich die Holländer zum

Schmuggeln bedienten. Nach dieser Erfahrung beschränkte die Regierung den Handel auf's neue: seit 1775 sollte wieder jährlich nur ein Schiff zugelassen, und die Preise der auf Bestellung gelieferten Waaren erst nach ihrer Ankunft festgestellt werden. Da nun die Statthalter noch dazu immer grössere Geschenke forderten, und mehrere Schiffe untergingen, so scheint die Compagnie in diesen Jahren wirklich sehr schlechte Geschäfte gemacht zu haben. Die Beeinträchtigungen gingen damals wesentlich von einem habsüchtigen Statthalter aus. Als im Jahre 1782 in Folge des Krieges zwischen Niederland und England zum ersten Male gar kein Schiff ankam, geriethen die Japaner in die grösste Verlegenheit. Der Statthalter liess Gebete in allen Tempeln anordnen und den Bonzen grosse Belohnungen versprechen, wenn sie das fällige Schiff herbeischafften, der Handelsvorsteher Titsingh aber benutzte dessen Angst und erklärte, dass bei den Bedrückungen der letzten Jahre den Holländern nichts an der Fortsetzung des Verkehrs liegen könne, und man deshalb wahrscheinlich keine Schiffe von Batavia abgesandt habe. Nun verklagten auch die unzufriedenen Beamten und Dolmetscher, welche mit ihrem Lebensunterhalt auf den holländischen Handel angewiesen waren, den Statthalter bei Hofe, am Ausbleiben der Schiffe schuldig zu sein, und brachten es dahin, dass er mit Verlust von zwei Drittheilen seines Vermögens degradirt wurde. Sein Nachfolger war den Fremden günstig: Titsingh erwirkte von ihm die Abstellung vieler Missbräuche, und erlangte später durch sein energisches Auftreten bedeutende Preiserhöhungen für den Import auf eine lange Reihe von Jahren, und die Erlaubniss, wieder mit zwei Schiffen den Handel zu treiben.

Die Verhandlungen Titsingh's und seiner Nachfolger mit der japanischen Regierung beweisen deutlich, dass dieser sehr wenig an der Einfuhr der Niederländer gelegen war, und dass das Land sehr wohl ohne sie bestehen konnte. Eine Schiffsladung jährlich ist in der That für eine Bevölkerung von 25 Millionen ein Tropfen Wasser im Meere. Dass die Geldkammer, welche unter Anderen den Holländern das Stabkupfer zu den alten Preisen weit unter dem Werthe liefern musste, gradezu einen jährlichen Verlust an dem niederländischen Handel hatte, den sie nur aus dem grossen Gewinn an dem chinesischen decken konnte, haben die Holländer selbst vielfach ausgesprochen. Nur die ostindische Compagnie, und vor Allen die holländischen und japanischen Beamten hatten Vortheil

davon. Das aus 50 Personen bestehende Dolmetscher-Collegium und viele andere Aemter waren ganz auf die Niederländer angewiesen — ganz Nañgasaki soll fast ausschliesslich vom Handel mit den Ausländern gelebt haben. Nur um Jenen ihre Erwerbsquelle zu erhalten und die Verbindung mit Europa nicht ganz abzubrechen, scheint die japanische Regierung den Verkehr mit den Holländern fortgesetzt und Opfer dafür gebracht zu haben. Selbst wenn ihnen europäische Artikel ein Bedürfniss gewesen wären, so konnten sie solche seit Ende des vorigen Jahrhunderts von den Chinesen wohlfeiler beziehen als von den Holländern.

Titsingh's Nachfolger verdarben durch unvorsichtiges Benehmen wieder, was er gebessert hatte. Der Siogun wünschte zwei persische Pferde zu besitzen, welche die Compagnie ihm auch schickte, und bestellte bald darauf noch ein gleiches Paar. Unglücklicher Weise aber fand sein einziger Sohn, der Thronfolger, mit einem dieser Pferde stürzend, seinen Tod; das Gegengeschenk, welches für das erste Paar in 500 Pikul Kupfer bestanden hatte, blieb für das zweite Paar aus, und der Handelsvorsteher war unvorsichtig genug, wiederholt daran zu erinnern. Dazu kam, dass sich die Holländer seit 1789 der ferneren Lieferung der sogenannten »Nangasakischen Geschenke« weigerten, eines an die dortigen Beamten zu entrichtenden Tributes, welcher die Kosten der Factorei mit 12.000 Gulden jährlich beschwerte. Diese unklugen Maassregeln hatten die Beschränkung des Privilegiums der Hofreise auf die vierjährige Frist und die Verminderung der Kupferausfuhr auf ein Minimum zur Folge: »die Bergwerke seien erschöpft, nur um die alte Freundschaft mit den Niederländern zu erhalten, bringe der Siogun dieses Opfer.« Den Schlusssatz der kaiserlichen Verordnung, welche den Holländern drohte ihre Waaren zu verbrennen und ihrem Aufenthalte in Japan ein Ende zu machen, wenn sie sich noch einmal unterständen auf Erhöhung der Kupferlieferung anzutragen, liessen die japanischen Dolmetscher in der Uebersetzung fort; diese Veruntreuung wurde aber entdeckt und hatte die Hinrichtung von mehreren dabei betheiligten Beamten zur Folge. Die Regierung zu Batavia wollte um diese Zeit den japanischen Handel ganz aufgeben, die Oberbehörde im Vaterlande liess es aber nicht zu und begnügte sich in Erwartung besserer Zeiten, die Ausgaben möglichst zu beschränken. — Der Krieg in Europa machte es den Holländern unmöglich, die von den Japanern bestellten Waaren

nach deren Wunsch zu liefern, und so sank der Handel immer mehr. 1796 kamen gar keine, von da an nur sehr unregelmässig holländische Schiffe nach Nangasaki; die batavische Regierung miethete meist amerikanische, zuweilen auch dänische Fahrzeuge, um durch die neutrale Flagge ihr Eigenthum zu sichern, und setzte auch nach einigen Schwierigkeiten die Zulassung der fremden Schiffe in Nangasaki durch. Der Frieden von Amiens gab dem ostindischen Handel eine kurze Rast — die niederländische Flagge zeigte sich vorübergehend wieder in den japanischen Gewässern; von 1806 bis 1809 aber kamen meist gemiethete amerikanische, von diesem Jahre bis 1813 gar keine Schiffe nach Japan, weil Holland von Frankreich incorporirt und Batavia von den Engländern besetzt war. Diese machten durch mehrere, in den Jahren 1813 und 1815 nach Nangasaki gesandte Fahrzeuge den Versuch, auch Desima und damit den japanischen Handel in ihre Hände zu bekommen, scheiterten aber an der Klugheit und Festigkeit des Handelsvorstehers Doeff, der so viele Jahre lang mit seinen Unterbeamten ohne Zufuhr, ja ohne alle Nachrichten aus Europa blieb. Erst 1817 erschien, nach Herstellung des Friedens, das erste holländische Schiff; seitdem wurden die Zufuhren wieder regelmässig, die Waaren konnten nach dem Geschmack der Japaner geliefert werden und die Vortheile des Handels waren bedeutend. Die Regierung brachte die Kosten der Factorei in Einklang mit der Ausdehnung des Verkehrs, sandte minder werthvolle Geschenke — was nach der langen Unterbrechung leichter wurde als früher, — unterdrückte den Schleichhandel ganz und gar und duldete überhaupt keine Ungesetzlichkeit von Seiten ihrer Beamten. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war ganz Niederländisch Indien mit der schmählichsten Unredlichkeit verwaltet worden; schaamlose Gewinnsucht herrschte in allen Classen, und selbst die höheren Beamten trachteten nur, gleichviel durch welche Mittel, in kürzester Zeit Schätze zu erwerben. So hatten auch die Handelsvorsteher auf Desima geflissentlich die Rechnungsbücher in Unordnung gerathen lassen; sie pflegten die Gelder der Compagnie zu ihren Privatspeculationen zu benutzen und sich wissentlich vielfacher Täuschungen schuldig zu machen; der gesetzwidrige Schleichhandel, welcher fortwährend vielen Japanern das Leben kostete, war eine Hauptquelle ihres Reichthumes. Sie scheinen zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch mit einigen der Lehnsfürsten in geheimer Handelsverbindung gestanden zu haben: der

Factoreivorsteher Gisbert Hemmij fand 1798 auf der Rückreise von Yeddo einen geheimnissvollen Tod — er soll sich vergiftet haben, weil sein Einverständniss mit dem Fürsten von Satsuma entdeckt worden wäre[156]). — Meistens traten die Handelsvorsteher bei ihrer Rückkehr nach Batavia in den Rath von Indien, und übersahen dann gern die Vergehungen ihrer Nachfolger, welche die Beweise ihrer eigenen Ruchlosigkeit in Händen hatten. Willem Wardenaar, der 1798 nach Desima kam, hatte zuerst den Muth, die Unredlichkeit seiner Vorgänger aufzudecken, und die Beweise davon, die gefälschten Handelsbücher, nach Batavia zu bringen. Erst seit dieser Zeit kam Ordnung in die Verwaltung der Factorei.

Von 1817 bis 1831 wurde der Handel wieder regelmässig mit zwei, von 1831 an mit einem Schiffe jährlich betrieben. Der Kambang-Handel wurde 1826 einer für die Beamten gegründeten »Particulieren Handelssocietät« übergeben, 1831 aber von der Compagnie an eine Gesellschaft von Kaufleuten in Batavia verpachtet: von dieser Zeit an erhielten die Beamten auf Desima erhöhte feste Besoldungen. Das Verhältniss zur japanischen Regierung blieb bis in die neueste Zeit ein ununterbrochen freundschaftliches.

Die jährlichen Kosten der Factorei, nämlich die Miethe von Desima, die Ausgaben der Hofreise, die Geschenke und alle Besoldungen an Japaner — mit Ausschluss der Besoldung der holländischen Beamten — sollen in den letzten Jahren der Einschliessung noch 40.000 Gulden betragen haben. — Die Kosten der Factorei in Firando beliefen sich in den Jahren der Blüthe durchschnittlich auf 265,000 Gulden, die von Desima um 1672 auf 162,000 Gulden und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo der Handel ganz danieder lag, noch auf 141,000 Gulden. Das Personal der Factorei bestand gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch aus mehr als zwanzig Personen, in neuerer Zeit dagegen nur aus dem Handelsvorsteher, einem Packhausmeister, der zugleich Buchführer war,

156) Die Sache ist niemals ganz aufgeklärt worden. — Von Hemmij's beiden japanischen Dienern, wurde der eine festgehalten und hingerichtet, der andere entkam und soll beim Fürsten von Satsuma eine Zuflucht gefunden haben. Die japanische Regierung hat Hemmij niemals angeklagt, im Gegentheile den Holländern ihr Beileid über dessen Tod bezeigen lassen und seinem Andenken 30 Pikul Kupfer verehrt. Dies ist kein Beweis für seine Unschuld, da nach japanischen Begriffen der Selbstmord jeden Flecken der Ehre tilgt. — Hemmij hinterliess ansehnliche Schulden in Japan. —

einem Arzt, vier Assistenzbeamten, und zwei Matrosen oder Handlangern. Das japanisch-holländische Dolmetscher-Collegium zählte noch in den letzten Jahren funfzig Personen, von denen nur die höheren Beamten der Classe der Zweischwertigen angehörten. Die niederen Dolmetscher waren zugleich Makler, Kaufleute, Sprachlehrer: die Holländer schildern sie als eine gewinnsüchtige charakterlose Rotte. Sie wurden von der japanischen Regierung streng bewacht, und durften einzeln — ohne Aufpasser — bei schwerer Strafe keinen Holländer besuchen. Das Amt der Dolmetscher war in bestimmten Familien erblich; sie lernten die Sprache von Jugend auf und wurden als Knaben vielfach den Holländern zur Bedienung in ihre Häuser gegeben. Mit Ausnahme der obersten scheinen die Dolmetscher unter der Controlle der Geldkammer gestanden und zugleich vielfach als Rechnungs- und Steuerbeamte fungirt zu haben.

Die Geldkammer verkaufte die von den Holländern erstandenen Waaren mit grossem Vortheil an eine Handelsgesellschaft aus den fünf Reichsstädten, deren Agenten jährlich nach Naṅgasaki kamen, und fertigte unter Aufsicht der sogenannten Bürgermeister die Erlaubnisscheine und Pässe aus, ohne welche die Importartikel weder aus Desima ausgeführt noch irgendwo im Reiche verkauft werden durften. Die Statthalter, unter deren Aufsicht der fremde Handel stand, ferner die Bürgermeister und alle Beamten der Geldkammer hatten das Recht, sich nach dem Maasse ihrer Stellung eine bestimmte Quantität Waaren zu den niedrigsten Preisen auszusuchen. Die Einfuhr des Gouvernements-Handels bestand in europäischen und indischen Manufacturen und in Colonialproducten, die des Kambang-Handels in Gegenständen der Wissenschaft, Kunst und des Luxus, in Arzneien, Quincaillerien u. s. w. Die Ausfuhr der Regierung beschränkte sich auf Stabkupfer und Kampher, der Kambang-Handel umfasste alle übrigen erlaubten Artikel. Die Ein- und Ausfuhr der Regierung war in den späteren Zeiten frei von allen Steuern; von den durch den Kambang-Handel eingeführten Waaren, welche öffentlich verkauft wurden, erhob die Geldkammer eine Steuer von 35 Procent des Ertrages. Trotzdem sollen die holländischen Beamten durchschnittlich 100 Procent daran gewonnen haben, und als der Handel verpachtet wurde, stellte sich der Vortheil noch höher. — Die Geldkammer zahlte der Regierung eine jährliche Pacht im Werthe von 180,000 Gulden für den ausländischen Handel (den

holländischen und den chinesischen) und musste alle durch denselben verursachten Kosten tragen.

Von dem wirklichen Ertrage des holländischen Handels ist es bei der verwickelten Calculation der Ein- und Ausfuhr, dem wechselnden Werthe der Metalle, und der Verwirrung, welche die Beamten auf Desima absichtlich in die Rechnungen gebracht haben, schwierig sich einen Begriff zu machen. Die glänzendste Periode war die Zeit in Firando: 1638 betrug der Werth der Einfuhr 3,760,000 Gulden; damals soll kein Artikel weniger als funfzig, viele aber bis dreihundert Procent gebracht haben. Noch 1668 rechnete man den jährlichen Ertrag des Handels auf zwanzig Tonnen Goldes. Gold und Kupfer waren damals die einträglichsten Ausfuhrartikel. Hundert Jahre später importirten die Holländer mit Vortheil gemünztes Silber. Die im siebzehnten Jahrhundert so gewinnreiche Ausfuhr des Goldes war schon 1727 mit erheblichem Verluste verbunden. Um 1775 und in den folgenden Jahren scheinen die Holländer in Folge der Bedrückungen und bedeutender Seeschäden erhebliche Summen am japanischen Handel eingebüsst zu haben; seit der Zeit fristete er sich bis zum Eintreten der neuen Ordnung im Jahre 1817 nur kümmerlich das Leben.

Nachdem im Jahre 1673 die Engländer sich umsonst bemüht hatten, den Verkehr wieder anzuknüpfen, blieben die Japaner über hundert Jahre lang mit ähnlichen Versuchen verschont. Aber gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die Herrschaft Grossbritanniens sich in Ostindien ausdehnte, und die Russen des Fanges der Pelzthiere, die Amerikaner des Wallfischfanges wegen den nördlichen Stillen Ocean häufiger zu befahren anfingen, richtete sich die Aufmerksamkeit dieser Nationen wieder auf das entlegene Inselreich.

Um 1791 besuchte ein englisches Schiff, »der Argonaut«, auf dem Wege von Amerika nach China die japanischen Gewässer. Der Capitän bemühte sich vergebens mit den Küstenbewohnern Tauschhandel anzuknüpfen, wurde aber von den Behörden mit Wasser und Holz versehen. Ein Schiff unter amerikanischer und ein anderes unter englischer Flagge, die beide, wie es schien, in Bengalen für Japan befrachtet, im Jahre 1803 kurz nacheinander vor der Bucht von Nangasaki erschienen, und freien Verkehr für sich und ihre Landsleute nachsuchten, erhielten ebenfalls vom Statthalter

unentgeltlich Wasser und Proviant, durften aber nicht einmal in den Hafen einlaufen. Dieses Unternehmen scheint von der englisch-ostindischen Compagnie in Calcutta ausgegangen, und von einem amerikanischen Schiffscapitän veranlasst worden zu sein, der während der Kriegsjahre mit seinem Fahrzeug im Dienste der Holländer mehrere Reisen von Batavia nach Japan gemacht und die dortigen Verhältnisse kennen gelernt hatte[157]).

Die erste europäische Regierung, welche einen Versuch zur Eröffnung Japans machte, war die russische. Zur Zeit der Kaiserin Katharina kamen japanische Schiffbrüchige nach Ochotsk und von da in das Innere von Sibirien, wo sie Russisch lernten. Einen von ihnen, Kodaï, liess die Kaiserin nach der Hauptstadt kommen, damit er ihre Herrlichkeit sähe, und gab ihm reiche Geschenke. Dieser musste als Dolmetscher des Lieutenant Laxmann dienen, welcher unter dem Vorwande, die Schiffbrüchigen — nach zehnjährigem Aufenthalt in Sibirien — ihrer Heimath zurückzugeben, den Verkehr mit Japan anknüpfen sollte. Laxmann war mit Geschenken und einem Briefe des General-Gouverneurs von Sibirien versehen; er verliess Ochotsk im Herbst 1792, landete zu Aktis an der Nordküste von Yeso, und wurde dort freundlich aufgenommen. Die Antwort auf das überbrachte Schreiben, welche erst nach einigen Monaten aus Yeddo eintraf, scheint von dem Dolmetscher nicht getreu und in zu milden Ausdrücken übersetzt worden zu sein: es hiess darin, Laxmann habe gewagt mit einem bewaffneten Fahrzeuge an die japanische Küste zu kommen, und dadurch eigentlich die Rückkehr nach der Heimath auf immer verwirkt, doch wolle der Siogun ihn wegen seiner Unkenntniss der Landesgesetze begnadigen. Zu Aktis könne man nicht unterhandeln, und nach Yeddo dürfe er nicht kommen — er möge aber unter Vorzeigung eines beigefügten

157) Nachdem Capitän Robert Stewart mehrere Reisen glücklich zurückgelegt und sich das Vertrauen der holländischen Behörden erworben hatte, geschah es, dass er, von Naŋgasaki mit einer werthvollen Ladung ausgelaufen, in Batavia nicht ankam. Einige Zeit darauf erschien er wieder in Naŋgasaki mit einem von ihm selbst befrachteten Schiffe, vorgebend, das andere sei untergegangen. Der Handelsvorsteher nahm das Schiff in Beschlag und schickte Stewart gefangen nach Batavia, — es stellte sich heraus, dass sein Fahrzeug nicht untergegangen, sondern auf den Philippinen mit der Ladung von ihm verkauft worden sei. Er entsprang während der Untersuchung in Batavia aus dem Gefängniss und kam nach Bengalen. Der Handelsvorsteher Wardenaar erkannte ihn in dem Befehlshaber des unter amerikanischer Flagge vor Naŋgasaki erscheinenden Schiffes.

Passes in den Hafen von Nańgasaki einlaufen. Was die Schiffbrüchigen betreffe, so möchten die Russen dieselben zurück lassen oder wieder mitnehmen, wie es ihnen gut dünke, denn den japanischen Gesetzen gemäss gehörten sie dem Reiche an, wohin das Schicksal sie verschlagen habe, und wo ihr Leben vom Untergange gerettet worden sei. Der in dem russischen Schreiben enthaltenen Anerbietungen gegenseitigen Freundschafts- und Handelsverkehrs war in der Antwort gar nicht gedacht. — Laxmann ging nicht nach Nańgasaki, dagegen sandte Kaiser Alexander I, gestützt auf jenes japanische Schreiben und den beigefügten Pass, im Jahre 1803 den mit den Verhältnissen Sibiriens und der Kurilen vertrauten Kammerherrn von Resanoff mit ausgedehnten Vollmachten dahin ab. Die Gesandtschaft war glänzend ausgestattet; Resanoff hatte ein zahlreiches Gefolge und überbrachte ein kaiserliches Schreiben nebst werthvollen Geschenken. Der bekannte Weltumsegeler Capitän Krusenstern führte ihn nach Nańgasaki, wo die Fregatte Nadejda (Hoffnung) zu Anfang October 1804 vor dem Eingang des Hafens Anker warf. Das Auftreten des Gesandten war kein glückliches: seine Weigerung, sich in gewisse unverfängliche Höflichkeitsformen zu fügen, welche die japanische Sitte forderte, und den bestehenden Gesetzen gemäss die Waffen des Schiffes auszuliefern, gab den ersten Anlass zur Verstimmung. Der Statthalter wies sein Verlangen, nach Yeddo zu gehen, mit Bestimmtheit zurück, — Resanoff musste sich bequemen, das kaiserliche Schreiben den Behörden von Nańgasaki zu überliefern und die Antwort abzuwarten. Man liess das Schiff in den Hafen bringen, nachdem Pulver und Munition abgegeben waren, stellte es aber unter strenge Bewachung und erlaubte Niemand an's Land zu kommen. Erst auf die wiederholten Vorstellungen des Gesandten, dass ein längerer Aufenthalt an Bord seiner Gesundheit nachtheilig sein würde, liess der Statthalter ein Desima gegenüber am Meere gelegenes Vorrathshaus für getrocknete Fische zu seinem Aufenthalt einrichten, und mit einem starken Bambuszaun nach allen Seiten absperren. Resanoff wurde in der Prachtbarke des Fürsten von Fidsen unter russischer Flagge an das Land gesetzt, und bestand darauf, seine Grenadierwache mitzunehmen[158]). Er brachte mehrere Monate in diesem Gefängnisse zu, und

158) Krusenstern selbst macht auf das Unkluge dieser Maassregel aufmerksam. Der Gesandte reizte durch sein Benehmen die Japaner auf vielfache Weise, und sie liessen es ihn entgelten. Auch die Wahl seiner Wohnung am Lande spricht für die

wurde zwar mit allen Lebensbedürfnissen versehen, aber auf das strengste beaufsichtigt. Der holländische Handelsvorsteher Doeff, welcher die japanischen Beamten bei ihren ersten Besuchen an Bord begleitet hatte, durfte seitdem nur schriftlich mit ihm verkehren; alle seine Briefe und Sendungen gingen durch die Hände der japanischen Dolmetscher und wurden genau controllirt. — Endlich kam die Antwort aus Yeddo: Resanoff wurde in der Sänfte des holländischen Handelsvorstehers zur Audienz bei dem Statthalter geführt. In den Strassen, welche der Zug passirte, waren alle Häuser geschlossen und verhängt, die Seitenstrassen abgesperrt, keine Menschenseele zu sehen. In dieser ersten Zusammenkunft hatte der Gesandte nur einige Fragen in Betreff des überbrachten Schreibens zu beantworten; in der zweiten, Tages darauf, erhielt er eine schriftliche Entgegnung in holländischer Sprache, die mit weitläufiger Auseinandersetzung der Gründe jeden Verkehr ablehnte[159]. Die kaiserlichen Geschenke mussten wieder eingeschifft werden[160], auch wiesen

gesteigerte Verstimmung des Statthalters, denn Anfangs war die Rede davon, einen Tempel für ihn einzurichten oder ihn nach dem Wunsche des Factoreivorstehers auf Desima unterzubringen. S. Doeff Herinneringen uit Japan. Amsterdam 1833.

[159]) In dieser Entgegnung ist gesagt, dass in früheren Jahren Japan viel mit anderen Nationen verkehrt, die Regierung aber nach den gemachten Erfahrungen den Verkehr streng verboten habe. Nur die Bewohner von Liu-kiu, Korea und China, und von Europäern die Holländer würden noch zugelassen, und auch diese jetzt nicht mehr des Gewinnes halber, sondern weil man es ihnen in alter Zeit aus besonderen Gründen zugestanden habe. Dies sei mit den Russen nicht der Fall. Ihre wiederholten Versuche, den Verkehr anzuknüpfen, zeigten wohl, wie sehr ihnen darum zu thun sei. So gern nun auch Japan mit seinen Nachbarn Freundschaft halten wolle, so sei doch der gewünschte Handelsverkehr nicht zulässig, weil die Sitten und Gewohnheiten beider Völker zu verschieden seien, weil die Japaner die Erzeugnisse fremder Länder nicht brauchten, weil durch die Ausfuhr der japanischen Producte Mangel im Lande entstehen würde, weil der Handel eine Menge Fremde geringen Standes nach Japan bringen würde, welche nur aus Gewinnsucht kämen. Diese würden die japanischen Gesetze übertreten, Unordnung und Unfrieden in das Land bringen und die Verwaltung erschweren. Der Verkehr sei mit den alten Landesgesetzen unvereinbar, und diese könnten nicht geändert werden. — Das Document wurde den Russen in wörtlicher holländischer Uebersetzung mitgetheilt. Doeff, dessen Hülfe der Statthalter in Anspruch nahm, durfte kein sinnerklärendes Wort, keine Interpunctation hinzufügen, um die Satzverbindung deutlich zu machen. Die Uebersetzung ging in Abschrift nach Yeddo und musste wörtlich sein, wenn es die Dolmetscher nicht den Kopf kosten sollte — da es ein kaiserliches Decret war. S. Doeff Herinneringen.

[160]) Nur der Ober-Aufpasser nahm einige Kleinigkeiten für sich an, um Resanoff zur Entgegennahme der Geschenke zu bewegen, welche die Commissare aus Yeddo

die Behörden jede Bezahlung für die während des langen Aufenthaltes gelieferten Lebensbedürfnisse zurück, und versahen die Fregatte bei der Abfahrt noch reichlich mit allen Vorräthen, welche ihr Land zu bieten vermochte.

Der Aufenthalt der Nadejda in Japan hatte über sechs Monate gedauert, sie segelte zunächst nach Kamtschatka. Von da reiste Resanoff auf einem von dem Flottenlieutenant Chwostow befehligten Schiffe der russischen Pelzcompagnie nach Amerika und wieder zurück nach Ochotsk, dann nach dem Inneren von Sibirien, wo er auf der Heimreise starb. Chwostow aber überfiel mit zwei Schiffen der Pelzcompagnie die japanischen Dörfer auf den südlichen Kurilen, liess sie plündern und niederbrennen und schleppte einige Einwohner mit fort. Er hinterliess mehrere Schreiben in französischer und russischer Sprache[161], welche, in sehr hochfahrendem Ton verfasst, den japanischen Handel im Norden so lange zu stören drohten, bis die Regierung des Siogun sich zum Handelsverkehr mit Russland bereit zeigen würde. Diese gelinde Maassregel solle ihnen zeigen, dass die nördlichen Theile des japanischen Reiches ganz der Willkühr ihres mächtigen Nachbarn Preis gegeben seien, und dass diese Länder ihnen leicht einmal verloren gehen könnten, wenn die Regierung auf ihrer eigensinnigen Weigerung beharre. — Es unterliegt selbst nach den russischen Berichten keinem Zweifel, dass dieser Raubzug von Resanoff veranlasst worden ist, die kaiserlich russische Regierung aber missbilligte das Verfahren Chwostow's, welchen ein früher Tod der Verantwortung entzog.

Der russische Ueberfall geschah 1807. Im Frühjahr 1808 sandte die Regierung von Yeddo den Fürsten von Yetsisen mit etwa tausend Mann nach Cap Soga, der Nordspitze von Yeso, und liess den Befehl an die Küstenbehörden ergehen, alle russischen Schiffe feindselig zu behandeln. Als daher die von der Regierung des Czaren zur näheren Erforschung jener Meere abgeschickte Corvette Diana im Sommer 1811 bei den Kurilen erschien und, um Lebensmittel zu erlangen, in Verkehr mit den dortigen Japanern zu treten suchte, lockte der Commandant einer Festung auf Kunašir den Befehlshaber Capitän Golownin an das Land und nahm ihn nebst

von Seiten des Siogun zu überreichen hatten. Die Zurückweisung dieser Geschenke durch die Russen hätte die japanischen Beamten nach Doeff's Darstellung das Leben gekostet.

[161]) Man brachte sie den Holländern auf Desima zum Uebersetzen.

zwei Officieren, vier Matrosen und einem kurilischen Dolmetscher gefangen; sie wurden gebunden nach Hakodade, dann nach Matsmaï geschickt und dort zwei Jahre zurückgehalten. Die Gefangenen hatten viele endlose Verhöre zu bestehen, wurden aber mit Freundlichkeit und Humanität behandelt und in gelinder Haft gehalten, wo man ihnen alle vom Gesetze für Gefangene erlaubten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen suchte. Golownin entfloh mit seinen Begleitern aus dem Hause, wo sie bewacht wurden, in der Hoffnung, sich eines Bootes bemächtigen und die tartarische Küste erreichen zu können, wurde aber nach einigen Tagen wieder eingefangen. Weder der Statthalter, dem dieser Fluchtversuch, wenn er glückte, den Kopf kosten konnte, noch seine Untergebenen und selbst die Wachen, welche deshalb degradirt wurden, änderten ihr freundliches Benehmen gegen die Gefangenen. Im Gegentheil suchten die japanischen Beamten, um den Befehl ihrer Befreiung in Yeddo zu erwirken, eifrig nach Beweisen dafür, dass die Diana nicht in feindlichen Absichten gekommen sei. Lieutenant Rikord, der das Schiff jetzt befehligte, war gleich nach Golownin's Gefangennehmung nach Ochotsk gegangen, um Verhaltungsbefehle zu holen, und erschien im Sommer 1812 wieder vor Kunašir. Es gelang ihm, dort eine japanische Dschunke wegzunehmen, auf welcher sich ein angesehener Kaufmann, Takataï-Kafi, befand, den er mit Höflichkeit behandelte und für den Winter mit nach Kamtschatka nahm. Den Bemühungen dieses Braven gelang es, als die Diana im Frühjahr 1813 wieder nach der Küste von Yeso kam, die Zusage der Freiheit für die Gefangenen zu erlangen, wenn eine Erklärung des Gouverneurs von Ostsibirien beigebracht würde, dass die kaiserlich russische Regierung an den von Chwostow verübten Feindseligkeiten keinen Antheil habe. Rikord eilte nach Ochotsk und kehrte noch im September desselben Jahres mit dem verlangten Document nach Hakodade zurück, worauf die Auslieferung erfolgte.

Golownin's Gefangenschaft und Rikord's Bemühungen um seine Befreiung bilden eine der merkwürdigsten und lehrreichsten Episoden in der Geschichte des Verkehrs mit den Japanern; möchten Alle, die mit ihnen in Verbindung treten, die Berichte der beiden russischen Officiere gelesen haben. Golownin lebte zwei Jahre lang unter den widerwärtigsten Verhältnissen bei den Japanern, von welchen die Russen nur als Feinde angesehen werden konnten,

dennoch weiss er ihre liebevolle Sorgfalt, ihre Grossmuth und Geduld, ihr sich immer gleich bleibendes Benehmen nicht genug zu preisen; er bricht in seiner kunstvollen Schilderung ein über das andere Mal in Ausrufe der Verwunderung aus, welche die fast ausnahmslose Humanität des Charakters durch alle Stände, die aufopfernde Freundschaft des Statthalters von Matsmaï und einiger anderen Beamten in vollem Maasse verdienen. Er lässt den japanischen Institutionen und ihrer Handhabung alle Gerechtigkeit widerfahren und giebt im Ganzen ein so treues Bild der dortigen Zustände mit allen ihren Sonderbarkeiten und Widersprüchen, wie kaum ein anderer Schriftsteller. Rikord's Bericht ist besonders anziehend durch die Schilderung seines Umganges mit dem ehrlichen Takataï-Kafi, der ihn bereitwillig nach Kamtschatka begleitet und sich ihm auf das innigste anschliesst. Da Rikord bei der Rückkehr nach Yeso 1813 Miene macht, seinen japanischen Freund mit Gewalt an Bord zurückzuhalten, fasst dieser den Entschluss ihn und sich selbst umzubringen — denn das japanische Ehrgefühl duldet keinen Zwang[162]): er gesteht aber sofort sein Vorhaben aus freien Stücken, als Rikord zu seinem freundschaftlichen Benehmen zurückkehrt und ihm die Freiheit giebt zu landen, — und bietet nun Alles auf, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. — Die Russen und die Japaner schieden damals mit den wohlwollendsten Gesinnungen von einander.

Gegen den englischen Namen herrschte um diese Zeit in Japan die grösste Erbitterung.

Im October 1808 war ein Schiff unter niederländischer Flagge in die Bucht von Naṅgasaki eingelaufen. Da es die gewöhnliche Jahreszeit der Ankunft der holländischen Schiffe war, so sandte der Statthalter nach gewohnter Weise seine Beamten in Begleitung zweier Holländer von der Factorei zur Empfangnahme der Papiere hinaus. Als sie sich dem einlaufenden Schiffe näherten, kam ihnen ein Boot desselben entgegen, aus welchem sie holländisch angeredet wurden: gleich darauf aber sprangen dessen Matrosen in ihr Fahrzeug, packten die beiden Holländer und schleppten sie an Bord; die erschrockenen Japaner gewahrten nun, dass sie es mit einem fremden Kriegsschiff zu thun hatten, und kehrten eilig nach Naṅgasaki zurück. Der Statthalter war sehr aufgebracht, und forderte von seinen Beamten,

[162]) Takataï war bei seiner Gefangennehmung von Rikord sehr höflich behandelt worden, und hatte sich sogleich bereit erklärt, ihn nach Kamtschatka zu begleiten, so dass hier wenigstens anscheinend kein Zwang geübt wurde.

natürlich vergebens, dass sie die Holländer wiederschaffen sollten: er machte zugleich Anstalten, um Gewalt zu brauchen, erfuhr aber zu seinem Schrecken, dass auf den Kaiserwachen am Eingange des Hafens, die jederzeit von tausend Soldaten des Fürsten von Fidsen besetzt sein sollten, kaum sechszig Mann zu finden, und dass auch die Anführer abwesend seien. — Gegen Abend desselben Tages wurde ein Zettel gebracht, welchen die fremden Matrosen auf einer Klippe niedergelegt hatten: er kam von einem der Geraubten: das Schiff sei ein englisches aus Bengalen und verlange Wasser und Lebensmittel. Die Verzweiflung der gekränkten japanischen Beamten stieg auf das Höchste; der Secretär des Statthalters wollte durchaus an Bord gehen, um den Capitän — und dann natürlich auch sich selbst zu erdolchen, und der Handelsvorsteher Doeff musste alle seine Ueberredungskunst aufbieten, um ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Am folgenden Tage hissten die Engländer ihre Flagge. — Der Statthalter hatte Aufgebote nach allen Richtungen in die benachbarten Gebiete ergehen lassen, und dachte den Feind so lange hinzuhalten, bis er die zum Angriff nothwendigen Truppen und Boote beisammen hätte. — Nachmittags erschien einer der Geraubten, den die Engländer auf einer Klippe im Hafen ausgesetzt hatten, mit einem von Capitän Fleetwood Pellew, Fregatte Phaëton, unterzeichneten kurzen Schreiben, »er werde die im Hafen liegenden japanischen und chinesischen Dschunken in Brand stecken, wenn der Entlassene nicht vor Abend mit den verlangten Vorräthen zurück sei. Die beiden Gefangenen waren, nach der Aussage des Zurückkehrenden, von dem englischen Befehlshaber, einem unreif aussehenden jungen Mann, mit Rohheit behandelt, und unter Androhung des Aufknüpfens befragt worden, wo die holländischen Schiffe lägen; der Capitän hatte Abends auch selbst eine vergebliche Rundfahrt im Hafen gemacht, um solche zu suchen. Der Befreite brachte noch die mündliche Drohung, dass sein Genosse ohne Gnade gehenkt werden solle, wenn er selbst nicht mit den Lebensmitteln zurückkehrte. Obgleich von seiner Regierung ermächtigt, alle nothleidenden Schiffe unentgeltlich mit Wasser und Vorräthen zu versehen, entschloss sich der beleidigte Statthalter nur schwer, den dringenden Bitten des Handelsvorstehers nachzugeben, und sandte gegen Abend eine geringe Quantität Lebensmittel an Bord; bald darauf wurde auch der andere Geraubte entlassen. Die Nacht verging unter kriegerischen Anstalten. Zunächst sollte der

schmale und seichte Eingang des Hafens durch einige Kahnladungen Steine verschüttet, dann die Fregatte von 300 kleinen Fahrzeugen angegriffen und in Brand gesteckt werden. Aber in der Frühe, ehe die Japaner mit ihren Vorbereitungen fertig waren, setzte der Phaëton Segel, und lief mit frischem Winde zum Hafen hinaus. Eine halbe Stunde darauf hatten sich der Statthalter von Nańgasaki und die vier Befehlshaber der Kaiserwachen den Leib aufgeschlitzt[163]). Der Fürst von Fidsen, der grade in Yeddo, aber für die militärische Besatzung verantwortlich war, wurde mit hundert Tagen Hausgefängniss bestraft.

Da im folgenden Jahre von den beiden holländischen nach Nańgasaki bestimmten Schiffen das eine, welches den ablösenden Handelsvorsteher an Bord hatte, auf der Reise unterging, so musste Doeff, dessen Zeit eigentlich um war, im Amte bleiben[164]). Er verabredete mit dem neuen Statthalter wegen der unangenehmen Vorfälle mit dem Phaëton eine geheime Signalflagge, an welcher die zunächst eintreffenden holländischen Schiffe kenntlich sein sollten. Das Schreiben, in welchem dieses Signal der Regierung von Batavia mitgetheilt wurde, sollte der Capitän des zurückkehrenden Schiffes, falls die Engländer ihn angriffen, sogleich vernichten. — Für Doeff und seine Gefährten brach jetzt eine schwere Zeit an; sie blieben, da Java in die Hände der Engländer übergegangen war, in den Jahren 1810, 1811 und 1812 ohne alle Nachricht aus Europa. Seit ihrer Ankunft im sechszehnten Jahrhundert waren die Bewohner von Desima niemals zwei Jahre hinter einander ohne Sendungen geblieben. Man denke sich eine Gesellschaft von sieben Europäern auf einem

[163]) Dieses ist ein Beispiel von den japanischen Begriffen von Verantwortlichkeit. Der Statthalter sowohl als die Befehlshaber hatten wegen der der japanischen Regierung angethanen ungerächten Schmach das Leben verwirkt, und zogen den Selbstmord der Schande der Hinrichtung vor, welche ihre Familie mitbetroffen hätte. Der kleine Sohn des Statthalters blieb in Yeddo in hohen Ehren, denn jetzt war alle Schuld gesühnt. Der Fürst von Fidsen, dessen Untergebene durch ihre Nachlässigkeit den Tod des Statthalters mit veranlasst hatten, bat um die Erlaubniss, dem Sohne 2000 Kobang verehren zu dürfen. Der Siogun gestattete ihm nicht nur diese einmalige, sondern die jährliche Wiederholung der Gabe, eine Erlaubniss, die einem Befehle gleichkam.

[164]) Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durfte kein Handelsvorsteher länger als ein Jahr hintereinander auf Desima bleiben. Von der Zeit an wurde ihre Amtsdauer mit Genehmigung der japanischen Regierung auf fünf Jahre festgesetzt. Die späteren Handelsvorsteher blieben gewöhnlich zwei bis drei Jahre in Nańgasaki.

Raume von 600 Fuss Länge und 200 Fuss Breite eingeschlossen, ohne Nachrichten aus der Heimath, mit dem Bewusstsein, dass ganz Europa in politischer Gährung begriffen, dass alle Verhältnisse im Vaterlande um und um gekehrt wurden[165]). Ihre Vorräthe an europäischen Bedürfnissen waren schon von Anfang an, durch den Untergang des grösseren der beiden 1809 nach Nańgasaki bestimmten Schiffe, sehr gering gewesen und gingen in Kurzem ganz zu Ende: sie litten Mangel am Nöthigsten. Hier trat nun wieder der menschenfreundliche Charakter der Japaner auf das glänzendste zu Tage: nicht nur hatte die Regierung von Yeddo Befehl gegeben, die Niederländer, welche bei der Abfahrt des letzten Schiffes mit einer bedeutenden Summe gegen die Geldkammer im Rückstande blieben, mit Allem zu versehen, was sie irgend brauchen und wünschen könnten, sondern auch die einzelnen Beamten gaben sich die erdenklichste Mühe, ihre Lage zu erleichtern[166]), und zeigten bei dem furchtbaren Brande, welcher 1812 Nańgasaki verwüstete, die liebevollste Fürsorge für ihre Sicherheit. Desima, das 1798 ganz niedergebrannt war, blieb diesmal verschont. Die Humanität und die

[165]) Schon 1811 wurde die Lage der Verlassenen unerträglich; von Ende Juni an hofften sie täglich auf das Eintreffen der Schiffe. »Von Anbruch des Tages bis Sonnenuntergang«, sagt Doeff, »war unser Auge auf die Signalstangen gerichtet, an welchen sofort die Annäherung eines fremden Fahrzeuges verkündigt wird. Solch ein Signal erfreute uns zuweilen auf eine halbe Stunde, aber dann wurden wir durch die Nachricht, dass es eine chinesische Dschunke sei, grausam enttäuscht. Niemand, der es nicht erlebt hat, kann sich von unserem Gemüthszustande eine Vorstellung machen. Abgeschieden von aller Gemeinschaft, festgekettet an einen Ort, welchen so zu sagen niemals ein Schiff passirt, geschweige denn besucht — ohne zu wissen, ohne zu hören, was in der ganzen übrigen Welt ausser auf unserem Inselchen vorging, und ungewiss, ob wir im nächsten Jahre, ja, ob wir über zehn, zwanzig Jahre, ob jemals wieder ein holländisches Schiff zu sehen bekommen würden, ob wir vielleicht unseren traurigen Lebenslauf hier fern vom Vaterlande beschliessen müssten; unter einem misstrauischen Volke lebend, das uns zwar auf die bestmögliche Weise behandelte, und es uns an nichts, das es bieten konnte, fehlen liess, aber das uns doch nimmer wie seine Landsleute ansah oder ansehen konnte — das war eine trübe Aussicht in die Zukunft. In dieser traurigen Unsicherheit wäre es ein Trost gewesen, zu wissen, dass es noch fünf Jahre bis zu unserer Erlösung dauern würde.« — Die Holländer litten äusserlich besonders an Winterkleidern und Schuhen Mangel und mussten sich der japanischen Fussbekleidung, der Strohsandalen bedienen.

[166]) So destillirte ihnen der O-metske, der Ober-Aufpasser, Genever aus japanischen Wachholderbeeren, und vortrefflichen Kornbranntwein; ein Anderer versuchte Rothwein für sie zu keltern.

Sorgsamkeit der Japaner für ihre verlassenen Gäste erscheint in Doeff's Schilderungen im schönsten Lichte.

Im Juli 1813 endlich wurde gemeldet, dass zwei europäische Schiffe mit der von Doeff vorgeschriebenen Signalflagge in Sicht seien. Der Statthalter schickte ein Boot auf die Rhede hinaus, um die Schiffspapiere in Empfang zu nehmen[167]), aus welchen hervorging, dass Wardenaar, Doeff's Vorgänger im Amt, als Regierungs-Commissar, und ein Herr Cassa, der ihn ablösen sollte, mit mehreren Beamten für die Factorei sich an Bord befänden. Man glaubte, der Frieden sei geschlossen, und liess die Schiffe in den Hafen kommen. Es fiel sogleich auf, dass alle Officiere englisch sprachen, doch wähnten die Japaner, es seien wieder amerikanische, von den Holländern befrachtete Fahrzeuge, wie sie während der Kriegsjahre schon häufig nach Nańgasaki gekommen waren. Doeff holte seinen ehemaligen Vorgesetzten Wardenaar nach Desima, wo ihm dieser unter Einhändigung eines von Sir Stamford Raffles, Gouverneur von Java, unterzeichneten Schreibens eröffnete, dass die Niederlande dem französischen Kaiserreiche einverleibt, Batavia aber in die Hände der Engländer übergegangen und alle anderen ostindischen Colonieen und Dependenzien in der Capitulation von Batavia mitbegriffen seien: demzufolge sei er beauftragt, sich Desima für die englische Regierung ausliefern zu lassen und die neuen Beamten der nunmehr englischen Factorei dort zu installiren. — Doeff war in einer sonderbaren Lage: er hörte jetzt zum ersten Male, dass er kein Vaterland mehr habe: sein ehemaliger Vorgesetzter, den er auf das höchste achtete, trat ihm gewissermaassen als Verräther entgegen und verlangte die Auslieferung des letzten Fleckchens Erde, wo noch die holländische Flagge wehte, an den Feind; zugleich musste er sich sagen, dass die Ankömmlinge ganz in seiner Gewalt seien, denn die Erbitterung der Japaner über die von Pellew erlittene Schmach war keineswegs beschwichtigt. So weigerte sich denn Doeff nach kurzem Bedenken mit grosser Geistesgegenwart, die Factorei auszuliefern, und eröffnete Wardenaar, dass die Japaner

[167]) Seit der Anwesenheit des Phaëton mussten alle Schiffe bei den »Noorder Cavallos« (Iwosima) genannten Inseln ausserhalb der Bucht von Nańgasaki zu Anker gehen; von dort wurden die Schiffspapiere und Einige von der Mannschaft als Geisseln abgeholt. Die japanischen Beamten stiegen an Bord, wenn Alles in Ordnung befunden wurde, und ertheilten die Erlaubniss zum Lichten der Anker. Am Eingange der Bucht, unter dem Papenberge, musste noch einmal geankert werden.

ohne Zweifel die Schiffe zerstören und für das Auftreten des Phaëton blutige Rache an den Engländern nehmen würden, wenn er sie als solche verriethe. Alle Bitten und die bestechendsten Versprechungen blieben ohne Erfolg; der zähe Holländer war unbeugsam und zwang die englischen Commissare, um zugleich den Vortheil seiner in jenem Augenblick freilich in Wirklichkeit nicht bestehenden Regierung wahrzunehmen und alles Blutvergiessen zu vermeiden, zu einer schriftlichen Uebereinkunft, der zufolge ihm die Ladung der beiden Schiffe ausgeliefert und von ihm an die Japaner verkauft, von der gelösten Summe aber zunächst die Schulden der Factorei an die Geldkammer und die Kosten derselben für die verflossenen Jahre gedeckt werden sollten. Für den Ueberschuss versprach Doeff, den Commissaren eine Quantität Stabkupfer zu verschaffen, und stipulirte, dass der Ertrag des ihm daran zukommenden Antheils an seine Bevollmächtigten in Batavia ausgezahlt werden sollte[168]). Er verwahrte sich in diesem Schriftstück ausdrücklich gegen Anerkennung der englischen Obrigkeit in Batavia, blieb als Handelsvorsteher auf Desima, und fuhr fort, dort die holländische Flagge zu hissen. Dieses Uebereinkommen wurde bis auf die Zahlung der von Doeff stipulirten Summen in allen Stücken ausgeführt; es gelang mit Hülfe einiger in das Geheimniss gezogenen Dolmetscher, die japanischen Behörden zu täuschen. Um sich aber für die Zukunft vorzusehen, da ja die fernere Gestaltung der politischen Verhältnisse namentlich für Doeff in tiefes Dunkel gehüllt war, so sandte er seinen Assistenten Blomhoff auf das Ehrenwort der Engländer als Bevollmächtigten mit nach Batavia, um sich dort über die Lage der Dinge genau zu unterrichten und mit Sir Stamford Raffles die Art zu verabreden, wie mit beiderseitigem Nutzen, aber ohne die holländische Flagge zu streichen, der Handel zwischen Batavia und Japan weiter betrieben werden könnte, bis die politischen Verhältnisse sich geklärt hätten. — Wardenaar und alle englischen Beamten mussten sich also unverrichteter Sache einschiffen, während auf Desima die frühere Gesellschaft, mit Ausnahme Blomhoff's, zurückblieb. Die von den Engländern mitgebrachten sehr werthvollen Geschenke überreichte Doeff dem Siogun im Namen der holländischen Regierung.

Im August 1814 meldeten die Wachen abermals ein europäisches Schiff, das bei dem stürmischen Wetter wohl mit Absicht

[168]) Ein jährliches Emolument, das an die Stelle des Antheils getreten war, welchen die Factoreivorsteher früher am Kambang-Handel gehabt hatten.

des Befehlshabers zur Nachtzeit in die Bucht einlief, so dass die nur Blomhoff bekannten geheimen Signale nicht beobachtet werden konnten. Dieser war nicht an Bord, und es erwies sich, dass Sir Stamford Raffles abermals den zum Nachfolger Doeff's ernannten Cassa mit denselben Forderungen wie im vorhergehenden Sommer nach Nangasaki sandte[169]). Doeff aber, der über seinen Bevollmächtigten Blomhoff keine genügende Auskunft erhielt, weigerte sich abermals die Factorei auszuliefern; Cassa musste sich zu einem ähnlichen Abkommen wie das erste Mal bequemen, und segelte wieder unverrichteter Sache heim. Vor der japanischen Obrigkeit blieb die Lage der Dinge auch dieses Mal geheim, doch hielt es schwer, triftige Gründe namentlich dafür anzugeben, dass Doeff noch immer nicht abgelöst wurde. Nur seine grosse Kenntniss der Verhältnisse und das in nunmehr sechszehnjährigem Verkehr erworbene Vertrauen der japanischen Regierung machten es ihm möglich, den Betrug durchzuführen.

Die Holländer blieben nun wieder drei Jahre ohne Nachricht aus der Heimath. Endlich im Sommer 1817 kam Blomhoff, welchen Sir Stamford Raffles vergebens durch glänzende Anerbietungen auf seine Seite zu bringen gesucht und dann trotz dem Ehrenworte der Commissare als Kriegsgefangenen nach England geschickt hatte, mit dem ersten holländischen Schiffe wieder nach Nangasaki, um den nun seit neunzehn Jahren auf Desima eingeschlossenen Doeff als Handelsvorsteher abzulösen. Desima ist der einzige Fleck der Erde, wo die holländische Flagge während der Einverleibung der Niederlande in das französische Reich ununterbrochen geweht hat.

So scheiterten die Bemühungen der Engländer, die Niederländer aus ihrer Stellung in Japan zu verdrängen[170]). Sie machten im Jahre 1818 noch einen Versuch, den Verkehr anzuknüpfen, wahrscheinlich wieder auf Veranlassung von Sir Stamford Raffles, der seinen Landsleuten den japanischen Handel, wie er sich ausdrückt, »um jeden Preis« zu verschaffen wünschte. Im genannten Jahre erschien im Golfe von Yeddo ein kleines englisches Schiff, das

[169]) Sir Stamford Raffles redete Doeff diesmal in seinem Schreiben als »Mitvorsteher« an und meldete die Zahlung des contractlich ihm zugesicherten Antheiles an dessen Bevollmächtigte in Batavia. Doeff behauptet, weder diese, noch die 1814 stipulirte Antheilsumme empfangen zu haben.

[170]) Die Darstellung dieser Begebenheiten ist aus den Berichten der Holländer geschöpft, welche gegen England zu jener Zeit äusserst erbittert waren.

sofort von einer zahlreichen Bootsflotte umringt, und von seinem Geschütz und Steuerruder befreit wurde. Man behandelte die Engländer freundlich, und fragte, ob sie jetzt Freunde der Holländer seien und ob das Schiff der East-India-Company gehöre, schlug aber ihre Gesuche um Anknüpfung des Verkehrs rund ab.

Es ist den Holländern ein Vorwurf daraus gemacht worden, dass sie ihren Einfluss auf die Landesregierung benutzt haben, um alle anderen Nationen vom Verkehr mit Japan fern zu halten. Wenn dies in früheren Zeiten geschah, so ist es kaum verwunderlich, denn ihre Stellung war eine rein commercielle, keine politische. Von Jahr zu Jahr wurde es schwerer, den Handel mit Vortheil zu betreiben; wie sollten sie unter diesen Verhältnissen die Concurrenz nicht abzuwehren suchen! Man hat aber auch ihren Einfluss auf die japanische Regierung überschätzt: noch zur Zeit des Titsingh und Doeff stand das politische System des Jyeyas in voller Kraft, und sie sprechen es deutlich aus, dass die Japaner sich nicht leicht von einer Regierungsform trennen würden, welche das Reich 200 Jahre in Frieden erhalten und zu nie gekannter Blüthe erhoben hatte, und welche die Ausschliessung der Fremden forderte, dass Japan keiner Einfuhr von aussen bedürfe, und den Verkehr mit den Holländern nicht des Gewinnes halber dulde, der für ein so grosses Land ganz ohne Belang, wenn überhaupt vorhanden sei. Ihre eifrige Verwendung für andere Nationen hätte ihnen bei dem argwöhnischen Charakter der Japaner leicht den eigenen Handel kosten können, welcher schon auf den allergeringsten Umfang reducirt war, denn sie erhielten kaum für ein Schiff genügende Rückfracht. Dass sie unter diesen Umständen auf alle fremden Eindringlinge eifersüchtig, und dass ihnen die Engländer besonders verhasst waren, welche sie überall verdrängt und ihren Handel in Ostindien zu Grunde gerichtet hatten, ist nicht befremdend. Als später unter den veränderten Verhältnissen des Welthandels die niederländische Regierung die japanische zur Eröffnung des Landes zu bewegen suchte, blieben ihre Bemühungen ohne allen Erfolg. Japan wäre vielleicht noch heute den Fremden verschlossen, wenn man den Verkehr nicht ertrotzt hätte.

Der Handelsvorsteher Blomhoff sowohl als seine Nachfolger in späteren Jahren wurden bei ihren Hofreisen in Yeddo jedesmal bis in das Kleinste über die Gestaltung der Verhältnisse in der westlichen Welt ausgefragt. Das immer häufigere Erscheinen

europäischer und amerikanischer Fahrzeuge in den früher so einsamen japanischen Gewässern musste die Aufmerksamkeit der Regierung erwecken. Hunderte amerikanischer Wallfischfänger trieben sich in jenen Meeren herum, und immer öfter wurden Schiffbrüchige an die Küste geworfen. Um die Absperrung aufrecht zu erhalten hatte die Regierung angeordnet, dass alle Schiffbrüchigen von den Behörden festgenommen und unter Bedeckung nach Naṅgasaki geschickt werden sollten, wo man ihnen bis zur Auslieferung gewöhnlich eingezäunte Tempelgründe zum Wohnorte anwies. Sie wurden mit Kleidung, Nahrung, Arzneien und allen anderen Bedürfnissen reichlich versehen, aber freilich am freien Verkehr mit der Bevölkerung verhindert. Wo Schiffbrüchige schlecht behandelt worden sind scheinen sie es selbst verschuldet zu haben; die Japaner sind eine gesittete Nation, in deren Wesen es nicht liegt, ohne Veranlassung Unglückliche zu kränken. Wenn rohe Matrosen aus Erbitterung über die von dem Gesetze vorgeschriebene Beschränkung brutal und gewaltsam gegen die japanischen Beamten auftraten, so blieb diesen wohl nichts übrig, als Zwang zu gebrauchen und sie gefangen zu setzen[171]). Die Gefängnisse in Japan bestehen aber in mehr oder minder geräumigen vergitterten Zellen, unter denen man die kleineren wohl Käfige nennen kann, und es mag vorgekommen sein, dass unbändige Matrosen, deren man nicht Meister werden konnte, in solchen eingesperrt und auch wohl transportirt worden sind. Dass sie zuweilen die ärgsten Excesse begangen haben ist unzweifelhaft: entweihten doch z. B. die in den Tempeln eingeschlossenen amerikanischen Matrosen dort die

[171]) Der Handelsvorsteher Levyssohn, der von 1845 bis 1850 in Desima und bei allen Verhören der schiffbrüchigen Amerikaner und Engländer während dieser Zeit gegenwärtig war, sagt darüber Folgendes: »Während meines Aufenthaltes in Japan, wurden mir 550 Schiffbrüchige von der japanischen Regierung übergeben, und durch mich ausgeliefert. Sie waren alle von der japanischen Regierung mit Lebensmitteln, Kleidung und selbst mit ärztlicher Hülfe versehen, und nur solche, die sich widerspänstig zeigten, mit Gefängniss bestraft worden. Die übrigen wurden in Tempeln, gleich den Niederländern auf Desima eingeschlossen, die Tempelhöfe umpfählt, um den Zulauf von Neugierigen abzuhalten und Ruhestörungen zu vermeiden. Ich kann nicht glauben, und mir ist so etwas nicht bekannt geworden, dass japanische Matrosen noch in Japan gefangen gehalten, noch weniger, dass solche in Käfigen im Lande herumgeführt werden.« S. Levyssohn: Bladen over Japan. Haag 1852. — v. Siebold: Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Russland zur Eröffnung Japans. Bonn 1854.

Altäre und Götzen auf die schmutzigste und ekelhafteste Weise, so dass die Sicherheitsbehörde sie kaum vor der Volkswuth schützen konnte. — Wer die Virtuosität des Schiffsvolkes im Erfinden aufregender Mährchen kennt, wird wissen, was er von den Erzählungen der über ihre Einschliessung erbitterten Seeleute zu halten hat[172]).

Es war vorgeschrieben, dass alle Schiffbrüchigen an die Niederländer auf Desima behufs der Einschiffung nach Java ausgeliefert werden sollten[173]): die japanische Regierung bezahlte ihre Ueberfahrt und die Verpflegung an Bord. Der Zweck dieser Verordnung war die Fernhaltung fremder Schiffe, wie denn auch das alte Gesetz, dass japanische Schiffbrüchige nur durch die Holländer in ihre Heimath zurückgeführt werden sollten, noch immer streng beobachtet wurde. Eigentlich durften überhaupt nur solche nach Japan zurückkehren, die nicht über ein Jahr im Auslande gelebt hatten, und auch diese wurden eine Zeit lang in einem von ihrem Wohnort entfernten Landestheile internirt und von den Behörden beobachtet, ehe man sie den Ihrigen wiedergab. Von einer Vollziehung der Todesstrafe an zurückgekehrten Schiffbrüchigen ist unseres Wissens niemals etwas bekannt geworden, wohl aber sollen manche, die lange im Auslande gewesen und mit den Sitten und Gebräuchen fremder Völker vertraut geworden waren, ihr Leben in der Einsamkeit, in gelindem Gefängnisse haben beschliessen müssen. Auch nicht den Keim einer fremden Anschauung wollte man dulden. Die japanische Regierung hatte bei Laxmann's Anwesenheit den Grundsatz aufgestellt, dass ihre schiffbrüchigen Unterthanen dem Reiche angehörten, an dessen Küsten sie ihr Leben gerettet hätten, und sah lieber, wenn sie fern blieben; trotzdem wurden solche Unglückliche in der Folge noch wiederholt auf fremden Schiffen mit Gewalt nach Japan geschleppt, um zum Vorwande der Verkehrs-

[172]) Ein Hauptgegenstand der Unzufriedenheit mag die Verpflegung gewesen sein. Die Japaner sind in ihren Gewohnheiten sehr mässig, essen selten Fleisch und auch dann nur Geflügel. Die üppigste japanische Mahlzeit würde den an kräftige Kost gewöhnten europäischen Matrosen nicht sättigen. Zudem ist es verboten den Gefangenen — und als solche wurden die Schiffbrüchigen angesehen — berauschende Getränke zu reichen. Ein Matrose, der Wochen lang kein Fleisch und keinen Branntwein erhalten hat, wird die Dinge eben nicht im rosigen Lichte sehen.

[173]) So gewissenhaft waren die Behörden in Auslieferung aller Schiffbrüchigen, dass sie einst die Leiche eines auf dem Transport nach Naňgasaki verunglückten Matrosen eingesalzen in einer Tonne nach Desima ablieferten.

Anknüpfung zu dienen. So kam 1837 der Morrison, ein von einem amerikanischen Handelshause in China ausgerüstetes Kauffahrtheischiff, mit einigen schiffbrüchigen Japanern an Bord nach der Bai von Yeddo und ankerte vor Uraga[174]. Der Befehlshaber hatte seine Kanonen in Macao gelassen, um sie nicht ausliefern zu müssen, die Japaner aber machten, da sie es mit einem Kauffahrer zu thun hatten, wenig Umstände: sie weigerten sich die Schiffbrüchigen aufzunehmen, welche nur durch die Holländer zurückgeführt werden dürften, und vertrieben das Schiff mit Kanonenkugeln. Aehnlich war die Begrüssung, als der Morrison an der Küste von Kiusiu vor Anker gehen wollte. — Höflicher wurde im Jahre 1845 der amerikanische Wallfischfänger Manhattan behandelt, der zweiundzwanzig Japaner theils von einer wüsten Insel, theils aus einer beschädigten Dschunke gerettet hatte. Der Befehlshaber liess zwei von ihnen an der nächsten Küste von Nippon landen, um die Nachricht von ihrer Rettung und ein Gesuch um Wasser und frische Lebensmittel nach der Hauptstadt zu bringen, und segelte dann nach Uraga. Die Japaner liessen das Schiff ohne Umstände ankern und behandelten nach Ablieferung der Geschütze die Mannschaft mit grosser Freundlichkeit; die Aufnahme der Schiffbrüchigen erfolgte ohne Weigerung, da sie nicht in fremdem Lande gewesen waren, und die Behörden dankten für deren Rettung und gute Verpflegung. Der Capitän, dem es um keinen ferneren Verkehr zu thun war, erhielt unentgeltlich Wasser, Holz und Lebensmittel in Menge. Bei der Abfahrt übergab man ihm eine holländisch abgefasste Empfangsbescheinigung über die Geretteten, mit dem Zusatz, dass er künftig die japanischen Küsten nicht mehr anlaufen, sondern alle diesem Lande angehörigen Schiffbrüchigen nach einem holländischen Hafen bringen möge. Viele Japaner besuchten das Schiff, doch durfte von den Amerikanern Niemand das Land betreten.

Es wurde indessen dem Bewusstsein der handeltreibenden Völker immer klarer, dass die Stellung Japans nicht länger so bleiben könne. Die zunehmende Bevölkerung und der wachsende Wohlstand, die Fortschritte der Humanität und Bildung in der civilisirten Welt entwickelten das Bedürfniss nach Kraftäusserung und Ausbreitung im Raume immer lebhafter, der allgemeine Verkehr und der freie Austausch der Erzeugnisse wurden zur Nothwendigkeit.

[174]) An Bord des Morrison befanden sich die protestantischen Missionare Gutzlaff und Parker.

Der Handel verband alle Länder der Welt, die Abschliessung Japans und die Stellung der Holländer daselbst war eine Anomalie, ein Anachronismus geworden. In diesem Gefühl richtete König Willem II von Holland ein Schreiben an den Siogun, welches bezweckte, nicht zunächst eine vortheilhaftere Stellung für die Niederländer zu erringen, sondern die japanische Regierung mit den in der Welt vorgehenden Veränderungen vertraut und auf das Gefährliche und Unhaltbare ihrer Stellung aufmerksam zu machen. Es heisst darin unter Anderen: »Wir haben dem Laufe der Zeiten eine ernste Aufmerksamkeit gewidmet: der Verkehr der Völker auf Erden nimmt mit raschen Schritten zu, eine unwiderstehliche Kraft zieht dieselben gegenseitig an. Durch die Erfindung von Dampfschiffen werden die Entfernungen immer geringer; das Volk, das bei dieser allgemeinen Annäherung sich ausschliessen will, wird mit vielen in Feindschaft gerathen. Es ist uns bekannt, dass die Gesetze, welche die durchlauchtigen Vorfahren Ew. Majestät gegeben, den Verkehr mit fremden Völkern eng beschränken. Doch der Weise sagt: »wenn die Weisheit auf dem Throne sitzt, dann thut sie sich hervor durch Erhaltung des Friedens.« Wenn alte Gesetze durch strenge Handhabung Anlass zu Friedensstörung geben, dann gebietet es die Vernunft, dieselben zu mildern. Dies, Grossmächtiger Kaiser, ist denn auch unser freundschaftlicher Rath: mildert die Strenge des Gesetzes gegen den Verkehr mit Fremden, damit das glückliche Japan nicht durch Kriege verwüstet werde. Wir geben Ew. Majestät diesen Rath in der besten Absicht, ganz frei von eigenem Staatsinteresse. Wir hoffen, dass die Weisheit der japanischen Regierung zur Einsicht gelangt, dass der Frieden nur durch freundschaftliche Beziehungen erhalten werden kann, und diese nur allein durch den Handelsverkehr entstehen können.« — Dann folgt eine treffende Schilderung von der Entwickelung des Welthandels und von der Lage der Dinge in China, »dessen mächtiger Kaiser nach langem fruchtlosen Widerstande endlich der Uebermacht der europäischen Kriegskunst nachgeben und in dem darauf erfolgten Friedensvertrage Bedingungen eingehen musste, durch welche die alte chinesische Politik eine bedeutende Abänderung erlitt, und vermöge deren fünf Seehäfen von China für den Handel der Europäer eröffnet wurden«[173]. — Die ernste eindringliche Sprache dieses Schreibens, welches die

[173] Mitgetheilt von Siebold: Urkundliche Darstellung u. s. w., wo noch andere Stellen aus dem königlichen Schreiben abgedruckt sind.

holländische Fregatte Palembang im Sommer 1844 nach Nangasaki brachte, scheint das Vertrauen der japanischen Regierung erweckt zu haben: »Die Schriftzüge des Königs«, heisst es in der Antwort des Siogun, »enthalten treue und aufrichtige Mittheilungen, Worte tiefen Ernstes und eines Wohlwollens ohne Gleichen. Der Oberherr von Nippon ist innig ergriffen durch die Beweggründe einer solchen Sprache. Doch was tief in seinem Herzen geschrieben steht, das wagt er selbst nicht an den Tag zu legen.«

Die niederländische Regierung liess es leider bei diesem einen Versuch bewenden und that seit 1844 keine weiteren Schritte, um den Siogun für Freigebung des Verkehrs zu stimmen. Die Holländer waren unter allen Nationen die einzigen, welche hinreichende Kenntniss und Verständniss der japanischen Zustände hatten, um die Eröffnung des Landes auf haltbaren Grundlagen anzubahnen, wenn das überhaupt möglich war; denn ob die Regierung des Siogun sich jemals ohne Zwang zu Concessionen entschlossen hätte oder entschliessen gekonnt hätte, ist sehr fraglich. Das gleichzeitige Auftreten der übrigen Nationen war nur geeignet, den Argwohn der Japaner zu wecken. Im Jahre 1844 hatte die französische Fregatte Alcmène den Missionar Pater Fourcade und bald nachher die Engländer den Prediger Bettelheim auf Gross-Liukiu ausgesetzt; man drängte also einem Lande unter japanischer Botmässigkeit christliche Priester auf, deren Zulassung die Gesetze bei Todesstrafe untersagten. 1846 erschienen vor Uraga zwei amerikanische Kriegsschiffe unter Befehl des Commodor Biddle, welcher den Auftrag hatte, Unterhandlungen mit der japanischen Regierung anzuknüpfen, und mit einem Briefe des Präsidenten an den Siogun versehen war. Man liess Niemand von den Schiffen landen, nahm aber das Schreiben in Empfang, das in Kurzem dahin beantwortet wurde, es könne kein Handel mit fremden Völkern ausser den Niederländern gestattet werden. Die Schiffe segelten nach zehntägigem Aufenthalt unverrichteter Sache ab. Auf ähnliche Weise wurde in demselben Jahre die dänische Fregatte Galathea abgefertigt. Auch ein französisches Geschwader erschien 1846 vor der Bucht von Nangasaki: der Befehlshaber übergab eine Klageschrift wegen vorgeblich schlechter Behandlung eines französischen Schiffes, stach aber schon nach zwei Tagen wieder in See, nachdem er Wasser und Lebensmittel erhalten hatte. Die japanische Antwort ist nicht bekannt geworden. — Drei Jahre darauf, 1849, lief das amerikanische Kriegsschiff Preble

unter Commander Glynn in den Hafen von Nangasaki ein, durchbrach, mit frischem Winde segelnd, die Reihen der Boote, die es aufhalten sollten, und kam an einer günstigen Stelle zu Anker. Glynn verlangte die Auslieferung funfzehn schiffbrüchiger Amerikaner, die angeblich mit Gewalt zurückgehalten wurden. Wenn diese Forderung nicht sogleich erfüllt wurde, so lag der Grund wohl theils in dem trotzigen Auftreten des Amerikaners, theils in der kaiserlichen Verordnung, dass alle schiffbrüchigen Fremden den Holländern übergeben werden sollten. Die Auslieferung erfolgte nach acht Tagen gegen eine Bescheinigung des Commandanten, dass ihm seine Landsleute von den Niederländern zugeführt worden seien. Die Amerikaner erzählen, dass viele Geschütze auf ihr Deck gerichtet und grosse Truppenmassen am Lande versammelt gewesen seien: sie rühmen sich nichtsdestoweniger, ihr Object durch Drohungen ertrotzt zu haben, während nach den Berichten des Handelsvorstehers von Desima der japanische Statthalter seine Würde in allen Stücken gewahrt, und nicht den Drohungen des Commandanten, sondern der vermittelnden Dazwischenkunft der holländischen Beamten nachgegeben hätte.

Alle diese Begegnungen und das kriegerische Auftreten der Engländer in China konnten bei den Japanern keine günstige Stimmung für die Fremden erwecken: es waren feindselige Demonstrationen gegen das Gesetz und den Brauch des Landes, welche die Regierung beleidigten und von künftigen Zugeständnissen wenig Gutes erwarten liessen. Zugleich hatten die bisherigen Versuche der westlichen Völker die Meinung der Japaner von ihrer Macht bedeutend herabgestimmt. Die geringe Stärke mit der sie auftraten, ihre halb drohenden, halb ohnmächtigen Maassregeln, ihr Mangel an Festigkeit und Ausdauer den abschlägigen Antworten gegenüber erfüllten die japanische Regierung mit Geringschätzung und Unwillen. Erst beim Erscheinen des von den Niederländern seit lange angekündigten Geschwaders unter Commodor Perry änderten sich diese Anschauungen.

Commodor Perry ging am 8. Juli 1853 mit einem Theile seines Geschwaders vor Uraga zu Anker. Er hatte einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Siogun bei sich, welchen kaiserliche Bevollmächtigte, nachdem der Commodor die Zumuthung, ihn in Nangasaki abzugeben, als eine Beleidigung für seine Nation zurückgewiesen hatte, am Lande feierlich in Empfang nahmen. Das

imposante Geschwader, die nie gesehenen Dampfschiffe und vor Allem das entschlossene Auftreten Perry's, der seinen Zweck am besten durch eine drohende Haltung zu erreichen glaubte, machten grossen Eindruck auf die Japaner; sie liessen sich einschüchtern und glaubten jetzt an die Möglichkeit des Krieges. Der Aufenthalt der Amerikaner dauerte dieses Mal nur fünf Tage: der Commodor kündigte den Japanern an, dass er im kommenden Frühjahr mit seinem ganzen Geschwader wiederkommen würde, um sich die Antwort des Siogun zu holen, und ging dann wieder in See.

Kurz nach dem Eintreffen Perry's bei Uraga erschien vor Naṅgasaki ein russisches Geschwader unter Admiral Putiatine, der einen Brief des kaiserlichen Staatskanzlers an den japanischen Reichsrath überbrachte. Die Behörden nahmen das Schreiben in Empfang, sobald sie Erlaubniss dazu aus Yeddo erhielten. Das freundschaftliche Auftreten des russischen Bevollmächtigten, welcher den Reichsgesetzen gemäss nach Naṅgasaki kam, stach eben so günstig gegen die drohende Haltung Perry's ab, als die würdige Sprache des russischen Schreibens gegen die gesuchte Formlosigkeit des amerikanischen. Die Regierung beeilte sich mit Putiatine in Unterhandlung zu treten und erklärte, dass es ihre bestimmte Absicht sei, den Fremden die japanischen Häfen zu öffnen, sobald die dazu nothwendigen Vorkehrungen getroffen wären; übrigens ständen auch jetzt schon alle Häfen des Reiches solchen Schiffen offen, die Ausbesserungen vornehmen wollten oder Holz und Wasser brauchten; um aber jede Verwickelung zu vermeiden, sei es der Schiffsmannschaft nicht gestattet an das Land zu kommen. Diese Zugeständnisse seien übrigens den Fremden schon seit lange gemacht, aber nicht zur allgemeinen Kenntniss gelangt. Was den Handel angehe, so müssten nach einer Jahrhunderte langen Absperrung des Reiches nothwendig einige vorbereitende Maassregeln getroffen werden, und es sei wohl ein Jahr erforderlich, bis man einen Handelstraktat in Wirkung bringen könne. — Ob die Antwort so günstig ausgefallen wäre, wenn nicht im kommenden Frühling Perry's Besuch in Aussicht gestanden hätte, ist zweifelhaft. Die Klugheit gebot dem friedlichen Auftreten der Russen das zu gewähren, was man dem Drohen der Amerikaner zugestehen zu müssen erwartete, um — so meinte man — einen Krieg zu vermeiden. Die Regierung wahrte dadurch ihre Ehre und hatte wenigstens den Schein, aus eigenem Antriebe zu handeln.

Im Februar 1854 erschien Commodor Perry wieder an der japanischen Küste, nachdem die Regierung sich vergebens bemüht hatte, ihn durch die Benachrichtigung von dem inzwischen erfolgten Tode des Siogun und der daraus hergeleiteten Unmöglichkeit, jetzt zu verhandeln, zur Aufschiebung seines Besuches zu vermögen. Sein Geschwader bestand aus drei Dampffregatten, vier Corvetten und zwei Transportschiffen. Der Commodor trat dieses Mal noch drohender auf, als bei seiner ersten Anwesenheit: er lief trotz allen Gegenvorstellungen der Japaner in den inneren Golf von Yeddo ein, und setzte es durch, dass die Unterhandlungen in grösster Nähe, und so zu sagen Angesichts der Hauptstadt gepflogen wurden: die Zusammenkünfte fanden in Kanagava, etwa vier Meilen von Yeddo, statt. Im Laufe der Verhandlungen gestaltete sich der persönliche Verkehr immer freundlicher: aber in ihren Zugeständnissen blieben die japanischen Bevollmächtigten bis zum letzten Augenblick hartnäckig und zähe. Perry erlangte nur die Eröffnung der Häfen Simoda (am äusseren Golf von Yeddo) und Hakodade (auf Yeso) für amerikanische Schiffe, die dort Holz, Kohlen, Wasser und Lebensmittel einnehmen wollten; Hülfe und freundliche Behandlung für amerikanische Schiffbrüchige, und ihre Auslieferung nach Simoda oder Hakodade; freien Verkehr in einem gewissen Umkreise für die in diesen beiden Hafenplätzen sich vorübergehend aufhaltenden Amerikaner; einen beschränkten Austausch von Handelsartikeln unter Aufsicht der japanischen Behörden, und das Recht, einen Consul für Simoda mit der Jurisdiction über die amerikanischen Unterthanen in Japan zu ernennen, — endlich das wichtige Versprechen der Gewährung aller Vortheile, welche jemals einer anderen Nation zugestanden werden sollten. Dieser Freundschaftsvertrag, welcher den Amerikanern nicht das Recht gab, bleibend in Japan zu wohnen, und der für den Handel gar keine Bedeutung hatte, wurde am 31. März 1854 zu Kanagava unterzeichnet und die Ratificationen am 21. Februar 1855 zu Simoda ausgewechselt.

So unwichtig der Perry'sche Vertrag durch seine Resultate, so bedeutsam war die Thatsache, dass Japan überhaupt den Verkehr einer fremden Nation zuliess. Die Schranken mussten nun auch für die anderen Völker fallen. Noch im September 1854 kam ein britisches Geschwader unter Admiral Sir James Stirling nach der Bai von Nańgasaki. Die Engländer mussten mehrere Wochen lang auf die Ankunft der Bevollmächtigten aus Yeddo warten.

brachten dann aber in wenig Tagen einen Freundschaftsvertrag zu Stande, dessen Inhalt dem des amerikanischen ganz ähnlich war. Einige Monate darauf schlossen auch die Russen in Simoda einen Vertrag, der ausser den Artikeln der amerikanischen und englischen Tractate noch wichtige Grenzbestimmungen enthielt: Urup und die nördlichen Kurilen kamen dadurch definitiv unter russische Herrschaft. Die Häfen Naṅgasaki, Hakodade und Simoda sollten den russischen Schiffen offen stehen, im Falle der Noth auch alle übrigen. — Damals während des Krimkrieges stellte sich die Wichtigkeit der japanischen Häfen sowohl für die englischen als für die russischen Schiffe sehr deutlich heraus. — In den genannten Hafenplätzen wurden nun auch Friedhöfe für die Fremden angewiesen. Den Artikel der meistbegünstigten Nation enthielt auch der russische Vertrag, ebenso der französische, welchen bald nachher Baron Gros abschloss.

Alle diese waren nur Freundschafts- und Schiffahrtsverträge: die Holländer blieben immer noch — mit den Chinesen — im alleinigen beschränkten Besitze des ausländischen Handels. In dem Antwortschreiben, welches Sir James Stirling aus Yeddo erhielt, heisst es ausdrücklich, man werde ihm alle den anderen Nationen gewährten Begünstigungen zugestehen, mit Ausnahme der besonderen Handelsvortheile, welche die Holländer und die Chinesen genössen. Die niederländische Regierung erlangte nun auch durch ihren Bevollmächtigten Herrn Donker Curtius die Aufhebung der lästigen Beschränkungen, welchen die Bewohner von Desima unterworfen waren: in dem Vertrage vom 5. November 1855 wurde ausdrücklich bestimmt, dass sie von nun an volle persönliche Freiheit und das Recht haben sollten, die Insel nach Belieben zu verlassen und sich in Naṅgasaki und seinem Gebiete frei zu bewegen. Auch in allen übrigen Puncten wurden sie den anderen Nationen gleichgestellt, und erhielten wie jene die Erlaubniss nach Simoda und Hakodade zu kommen. — Herr Donker Curtius blieb als niederländischer Commissar in Naṅgasaki, um bei der ferneren Entwickelung der Verkehrsverhältnisse das Interesse seiner Regierung wahrzunehmen. Er schloss am 30. Januar 1856 einen neuen Vertrag ab, durch welchen weitere Vortheile erreicht wurden, unter anderen die Zulassung der Frauen und Kinder der Niederländer in den geöffneten Häfen, die freie Ausübung des Gottesdienstes, und die Erlaubniss, ihre Waaren ohne Dazwischenkunft der Behörden an die japanischen Kaufleute zu veräussern, japanische Erzeugnisse

einzukaufen und zu verschiffen. Die Regierung des Siogun gab ihr Handelsmonopol auf und erlaubte sogar wieder die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen.

Unter dem 16. October 1857 brachte Herr Donker Curtius noch 40 Additional-Artikel zu Stande, welche die Art des Handelsverkehrs, die Hafengelder, die Schlichtung der Streitigkeiten u. s. w. feststellten. Die Ausfuhr der Gold- und Silbermünzen wurde wieder verboten: zur Bezahlung der Waaren sollten sich die Niederländer einer Art Papiergeldes bedienen, das die Regierung gegen Erlegung europäischer und amerikanischer Münzen ausstellte und nachher an die Japaner mit baarem Gelde saldirte. Diese Einrichtung führte zu vielen Uebelständen, da die Behörden — oder vielleicht gewinnsüchtige Unterbeamte — sich ein bedeutendes Agio beim Wechseln des fremden Geldes rechneten[176]). — In diesen Additional-Artikeln verbot die japanische Regierung die Opium-Einfuhr[177]), und vindicirte sich das Recht, die Ausfuhr von Lebensmitteln, Papier und Wachs unter Umständen zeitweise zu verbieten. Der Verkehr aller Fremden sollte von nun an ganz frei sein, sowohl auf den Schiffen als am Lande innerhalb der festgestellten Grenzen. — In einem von der niederländischen Regierung mit diesen Artikeln zugleich veröffentlichten Actenstücke erklärt die japanische Regierung, dass es auch anderen Völkern, die künftig mit ihr Verträge schliessen würden, frei stehen solle, in Naṅgasaki und Hakodade — denn nur auf diese bezogen sich die Zugeständnisse — nach den festgestellten Regeln Handel zu treiben[178]).

Gleich nach Unterzeichnung der erwähnten Additional-Artikel, am 24. October 1857, brachte auch der russische Admiral Putiatine einen neuen Vertrag zum Abschluss, dessen Bestimmungen sich zunächst auf Naṅgasaki und Hakodade bezogen: der Handel sollte weder in Bezug auf die Zahl der Schiffe noch auf die Menge und den Werth der Waaren irgend einer Beschränkung unterliegen:

[176]) Die vom ausländischen Handel lebenden Dolmetscher und Unterbeamten und die Einwohner von Naṅgasaki überhaupt waren von jeher verrufen und galten für den Auswurf des japanischen Volkes.

[177]) Das Opium-Rauchen soll in Japan bei Todesstrafe verboten sein. Den Fremden sind Beispiele dieses Lasters unseres Wissens dort nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich hat die Einfuhr des Opiums für die Chinesen dieses Verbot hervorgerufen.

[178]) Diese Erklärung wurde für die japanische Regierung sehr folgenreich. S. den Reisebericht.

wenn Mangel an Rückfrachten wäre, sollten die Einfuhr-Artikel mit Gold- und Silbermünzen zu bestimmten Wechselcoursen bezahlt werden; der Zoll auf russische Einfuhr-Artikel sollte in keinem Falle über 35 Procent betragen, bei allen an die Zollämter selbst veräusserten Waaren aber jede Steuer wegfallen. Zum Einkaufe japanischer Erzeugnisse mussten sich die Russen ähnlichen Papiergeldes bedienen wie die Holländer; diese ganze Einrichtung erwies sich aber bald als unzweckmässig und wurde wieder abgeschafft.

So wurden in kurzer Zeit viele lästige Fesseln abgestreift. Die Regierung zeigte den besten Willen, und das japanische Volk, von Natur gutmüthig, gastfreundlich und auf alles Ausländische in hohem Grade begierig, nahm die Fremden mit offenen Armen auf. Zur Berührung mit den SAMRAÏ, den DAÏMIO's und ihrer Trabanten, welchen die Formlosigkeit und das übermüthige Auftreten der amerikanischen und europäischen Kaufleute anstössig ist, gab es in NAÑGASAKI und HAKODADE wenig Gelegenheit. Man wusste in jener Zeit nichts von den blutigen Reibungen, welche nach der Eröffnung von KANAGAVA so häufig wurden. —

Bald nach Ratification des Perry'schen Vertrages waren mehrfach amerikanische Kaufleute nach den geöffneten Häfen gekommen, um sich dort niederzulassen und Handel zu treiben, woran die japanischen Behörden, gestützt auf die ausdrückliche Bestimmung, dass nur ein vorübergehender (temporary) Aufenthalt gestattet sein solle, sie durchweg mit Consequenz verhinderten. Man liess Niemand landen, der sich nicht zuvor über die Dauer des beabsichtigten Aufenthaltes genau erklärte. Zudem gab der Vertrag den japanischen Beamten so viel Einfluss auf die Transactionen des Waarenaustausches, dass von keinem eigentlichen Handel die Rede sein konnte, und da die nachher den Holländern gemachten Zugeständnisse sich nur auf NAÑGASAKI und HAKODADE bezogen, so blieb der Hafen von SIMODA, der überdies bald nach Perry's Abreise durch ein furchtbares Erdbeben viel von seiner Sicherheit verloren hatte, fast ganz unbesucht. Dem amerikanischen Consul Mr. Townsend Harris, der in Folge des Perry'schen Vertrages im Sommer 1856 dort eintraf, kam dieser Umstand sehr zu Statten: er trat zu den japanischen Behörden in ein Verhältniss, das bei Anwesenheit der Kaufleute und den in Handelsgeschäften unvermeidlichen Misshelligkeiten und Reibungen kaum so freundschaftlich hätte werden können. Er blieb oft Monate lang ohne Nachrichten aus der Heimath und war

ganz auf den Umgang der Japaner angewiesen, von denen er unausgesetzt die rührendsten Beweise des Wohlwollens und freundschaftlicher Zuneigung erhielt. Mr. Harris blickte in späteren bewegten Zeiten noch immer mit Befriedigung auf seinen einsamen, durch keinerlei Misshelligkeiten getrübten Aufenthalt in Simoda zurück; er hat seine gute Meinung von der Aufrichtigkeit und Loyalität der japanischen Regierung auch später unter den allertraurigsten Verhältnissen lange bewahrt, und dem oft übertriebenen Argwohn der Vertreter anderer Mächte in versöhnender Weise das Gleichgewicht gehalten. Er selbst sowohl als sein Secretär und Dolmetscher Herr Heusken, ein Holländer von Geburt, haben es verstanden, sich in die japanischen Zustände einzuleben wie Wenige, und durch geschickte Combinationen und Benutzung der Umstände Erfolge erreicht, die man sich zuvor nicht geträumt hatte.

Im Sommer 1857 erhielt Herr Harris ein eigenhändiges Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Siogun. Er zeigte dies den Behörden von Simoda mit dem Bemerken an, dass er den Brief nur dem Siogun selbst oder dessen Ministern einhändigen könne, und dass er diesen mündlich wichtige Mittheilungen zu machen habe. Die Hindernisse, welche man ihm in den Weg legte, schienen unüberwindlich, aber Mr. Harris verweigerte standhaft die Ablieferung des Schreibens, auch wenn besondere Bevollmächtigte von der Hauptstadt zur Empfangnahme desselben nach Simoda kämen. Die japanische Regierung gab endlich nach; der amerikanische Consul ging mit Herrn Heusken zu Ende des Jahres 1857 nach Yeddo, wo bald nachher auch Herr Donker Curtius aus Nangasaki eintraf. Ihren Bemühungen gelang es die Minister des Siogun zu überzeugen, dass die Zeit zu ferneren Zugeständnissen und zur Eröffnung des Landes für den Verkehr der westlichen Völker gekommen sei, dass die Ehre und der Vortheil Japans die Abschliessung neuer Verträge auf friedlichem Wege und ohne die drohenden Demonstrationen anderer Nationen abzuwarten, dringend erfordere. Das gleichzeitige Auftreten der Engländer und Franzosen, welche damals in den nordchinesischen Meeren bedeutende Streitkräfte zusammenzogen, gab diesen Vorstellungen Nachdruck, und die japanische Regierung willigte ein. Die Verhandlungen dauerten mehrere Monate und wurden, nachdem alle Paragraphen von beiden Seiten angenommen waren, im April 1858 geschlossen; aber die Unterzeichnung der Verträge konnten die Bevollmächtigten nicht erlangen; der Siogun, hiess es,

und seine Minister hätten den besten Willen, aber es lägen Umstände vor, welche die Unterzeichnung für jetzt unmöglich machten: die Bevollmächtigten könnten nicht wünschen eine Staatsumwälzung, einen Bürgerkrieg hervorzurufen, dessen Ausgang nicht abzusehen wäre: man möge sie nicht drängen, sie hofften die Schwierigkeiten noch vor dem Herbst zu überwinden. — Die Hindernisse zeigten sich für den Augenblick unbesiegbar; so reisten denn die Herren Harris und Donker Curtius, nachdem die Verträge fertig aufgesetzt waren, doch unverrichteter Sache von der Hauptstadt wieder ab.

Mr. Harris war noch nicht lange in Simoda zurück, als dort eine amerikanische Fregatte mit der Nachricht von der Einnahme der Taku-Forts und der Unterzeichnung des Friedens von Tientsin eintraf, durch welchen die Westmächte das Recht der diplomatischen Vertretung in Peking erhielten. Er begab sich nun sofort mit dieser Nachricht nach Kanagava: die Regierung sträubte sich nicht länger, sondern vollzog, in der Ueberzeugung, dass die siegreichen Flotten sich jetzt gegen Japan wenden würden, die Unterzeichnung des während des Winters verhandelten Tractates. Sie wich auch dieses Mal nur dem Drange der Ereignisse und fügte sich den Amerikanern freundschaftlich, um bei der Ankunft der Engländer und Franzosen nicht den Schein einer Niederlage zu haben. Am 10. August traf Lord Elgin mit einem englischen Geschwader im Hafen von Simoda ein. Alle Bemühungen des dortigen Gouverneurs, ihn von der Weiterreise nach der Hauptstadt abzuhalten, blieben fruchtlos: die Schiffe stachen schon am zwölften wieder in See und gingen, nachdem die Japaner sie noch bei Uraga vergebens aufzuhalten gesucht hatten, an demselben Nachmittage auf der Rhede von Yeddo zu Anker. Die Aufnahme von Seiten der Behörden war sehr zuvorkommend und die Verhandlungen gingen durch die Hülfe des Herrn Heusken rasch und ohne Anstoss von Statten, schon am 26. August wurde der mit dem amerikanischen fast gleichlautende Vertrag unterzeichnet. Er gab den Engländern das Recht, einen diplomatischen Vertreter in Yeddo und Consuln in den zu eröffnenden Häfen anzustellen: ihr Vertreter sollte die Befugniss haben, überall im Lande frei umherzureisen. Ausser den Häfen von Naṅgasaki, Hakodade und Kanagava[179]), welche vom 1. Juli 1859 an dem Verkehr zu eröffnen waren, sollten die Häfen von Neagata am 1. Januar 1862 und Fiogo am 1. Januar 1863 freigegeben werden. Auch in Yeddo

[179]) Simoda war als für den Handel unzweckmässig ganz aufgegeben worden.

sollten britische Unterthanen vom 1. Januar 1862 und in Osaka vom gleichen Datum 1863 an des Handels wegen sich aufhalten dürfen. An allen diesen Plätzen dürfen sie Grundstücke pachten und Häuser darauf bauen oder kaufen: die Grenzen, innerhalb deren sich die Fremden von den Hafenstädten entfernen dürfen, werden bedeutend erweitert, die öffentliche Religionsübung freigegeben. Der Handelsverkehr zwischen britischen Unterthanen und Japanern soll ganz frei sein und ohne Dazwischenkunft japanischer Behörden stattfinden: alle nicht verbotenen Waaren dürfen gegen Erlegung der festgesetzten Zölle ein- und ausgeführt werden. Fremdes Geld soll in Japan Cours haben und Gewicht um Gewicht gegen japanisches umgetauscht werden: für das erste Jahr übernimmt die Regierung die Umwechselung der fremden Münzen. Alle japanischen Münzen, ausser den kupfernen, dürfen exportirt werden. Die englische Regierung kann in Nańgasaki, Hakodade und Kanagava Magazine für ihre Schiffsbedürfnisse anlegen, welche sie zollfrei einführt, ausser solchen, welche an Japaner verkauft werden. — Die übrigen Artikel beziehen sich auf die früher gemachten Zugeständnisse, die Erhebung von Zöllen und Hafengeldern, die Anstellung von Lootsen u. s. w. Ein angehängtes Handelsregulativ stellt die Ein- und Ausfuhrzölle für die erlaubten Artikel und die von den einlaufenden Schiffen zu beobachtenden Formalitäten fest.

Dieser Vertrag kam deshalb so schnell zu Stande, weil Mr. Harris den Winter zuvor die ganze Arbeit gethan und nun dem englischen Bevollmächtigten seinen Secretär Herrn Heusken zur Verfügung gestellt hatte, welcher mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten vertraut war und jede Schwierigkeit rasch aus dem Wege zu räumen wusste. — An demselben Tage, da Lord Elgin vor Yeddo erschien, hielt Admiral Putiatine, der vierzehn Tage zuvor mit seinem Geschwader in Kanagava angekommen war, ebenfalls seinen Einzug in die Hauptstadt. Der von ihm unterzeichnete Vertrag und diejenigen, welche kurz darauf Baron Gros für die französische und Herr Donker Curtius für die holländische Regierung abschlossen, hatten mit den amerikanischen und englischen fast gleiche Bedeutung, ebenso der portugiesische, welcher im Sommer 1860, kurz vor dem Eintreffen des preussischen Geschwaders, unter Mitwirkung des holländischen Bevollmächtigten zu Stande kam.

Es wäre von grosser Bedeutung, wenn man sich genaue Kenntniss von der inneren politischen Lage Japans zur Zeit des Eindringens der westlichen Nationen und von der Entwickelung der Verhältnisse seit diesem Ereigniss verschaffen könnte. Dass die Macht des Siogun schon seit einem halben Jahrhundert, vielleicht schon länger im Sinken war, ist unzweifelhaft. Unter der langen Regierung des Jye-nari, der 1787 den Thron bestieg, scheinen die Zügel erschlafft, und namentlich die Einrichtungen ausser Gebrauch gekommen zu sein, durch welche der Lehnsadel in Zaum gehalten wurde. Sein Nachfolger bemühte sich zwar bei Antritt der Regierung (1842), das alte System mit voller Strenge zur Geltung zu bringen, — er schickte wieder regelmässig Aufpasser an die Höfe der Lehnsfürsten, liess die Schauspielhäuser schliessen, untersagte alle öffentlichen Lustbarkeiten und beschränkte den Kleiderluxus — denn auch beim Volke hatten sich Freiheiten eingeschlichen, welche die Zucht und Sitte früherer Zeiten nicht kannte, — aber die alte Ordnung scheint nie wieder rechten Bestand gewonnen zu haben und bei dem Erscheinen Perry's gänzlich zusammengebrochen zu sein. Wo seitdem der Schwerpunct der Macht liegt, wie die kämpfenden Partheien zusammengesetzt und welche ihre Tendenzen sind, kann man nicht mit Sicherheit erfahren. Bei der Wendung, welche die Dinge in neuester Zeit genommen haben, sollte man denken, jeder Tag müsste neue Aufschlüsse über die politische Lage des Landes bringen, und doch erklären die fremden Vertreter in Japan auch heut noch, im Dunkeln über den Gang der Ereignisse zu sein. Die Bewegung dauert fort und scheint an Intensität gewonnen zu haben; aber die jetzige Stellung des Siogun zu den Daïmio's und ihre Absichten den Fremden gegenüber bleiben räthselhaft. Allem Anscheine nach gab es am Hofe schon zur Zeit von Perry's erster Landung (1853) eine der herrschenden Linie feindliche Parthei, an deren Spitze einer der Titularbrüder des Siogun, der Fürst von Mito, stand, und der sich alle Daïmio's anschlossen, welche entweder wirklich der Zulassung der Fremden entgegen waren, oder unter diesem Vorwande den Umsturz des bestehenden Regimentes herbeizuführen und die Selbstständigkeit wieder zu gewinnen dachten, deren sich ihre Vorfahren im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erfreuten. Diese Parthei hat wiederholt und zum Theil gewaltsame Versuche gemacht, um an das Ruder zu gelangen: sie ist stark genug, um die Macht des

Kaisers zu lähmen, hat aber bis jetzt die herrschende Linie der Minamoto nicht vom Throne verdrängen können.

Der Verlauf der Begebenheiten im Einzelnen ist, wie gesagt, in Dunkel gehüllt. Constatirte Thatsachen sind nur: dass bald nach dem ersten Erscheinen des amerikanischen Geschwaders (1853) der regierende Siogun starb, und dass sein kinderloser Nachfolger die Unterzeichnung des Harris'schen Vertrages nur um wenige Tage überlebte; dass damals ein unmündiger Spross des Hauses Kii auf den Thron erhoben, der Fürst von Mito seiner Würde beraubt und auf seine Güter verbannt wurde, und dass die Leitung des Staates dem erblichen Regenten Ikamo-no-kami anheimfiel, welcher im Frühjahr 1860 — einige Monate vor Ankunft des preussischen Geschwaders — von den Bravo's des Fürsten von Mito auf offener Strasse ermordet wurde. Alle übrigen Nachrichten sind mehr oder minder unverbürgt. Die in Japan verbreiteten Gerüchte mögen viel Wahres enthalten[180]), widersprechen einander aber in den Einzelnheiten

[180]) Um dem Leser einen Begriff sowohl von dem Charakter der Ereignisse, als von der Unvereinbarkeit der in Japan selbst den Fremden bekannt gewordenen Gerüchte zu geben, mögen hier kurze Auszüge von zwei Darstellungen der Begebenheiten seit Perry's Ankunft stehen, die beide auf an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten basiren. Die erste ist dem Buche des englischen Gesandten Sir Rutherford Alcock »The Capital of the Tycoon« entnommen, welcher selbst sagt, dass er nur Gerüchte wieder erzählt; die zweite ist zuerst in der Revue des deux mondes abgedruckt worden. Der Verfasser der letzteren hat seine Berichte später in einem besonderen Bande zusammengefasst, welchen Lebendigkeit der Auffassung des Gesehenen und Erlebten, Treue der Schilderungen, Humanität der Anschauung, Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit zu einem der anziehendsten und nützlichsten Bücher über Japan machen; in allem Historischen dagegen ist er ohne Kritik verfahren, und berichtet, auf die Zuverlässigkeit seiner Gewährsmänner bauend, neben vielem Phantastischen auch Dinge, die nachweisbar unrichtig, und andere, von denen Niemand etwas wissen kann.

Nach der Version des Herrn Alcock scheint man bei Perry's erster Ankunft die Absicht gehabt zu haben, seine Anträge zurückzuweisen. Die für die Vertheidigung des Golfes von Yeddo verantwortlichen Daïmio's brachten in zwei Tagen ein Heer von 10,000 Mann und eine grosse Anzahl Geschütze bei Uraga zusammen. Man beschloss jedoch, den Brief des Präsidenten in Empfang zu nehmen. — Der erste Minister des Siogun Iye-yosi, Midsuno Yetsizen-no-kami, ein Anhänger des alten Systems, soll sich damals mit mehreren Daïmio's in Yeddo verschworen haben, durch Vergiftung des Iye-yosi, eines anerkannt tüchtigen und erfahrenen Herrschers, das Land vom Einfluss der Fremden zu retten, mit der Nebenabsicht, wie man sagt, die Herrschaft an sich zu reissen, da der Thronfolger schwachsinnig war. Der Siogun schöpft Verdacht und wirft den Giftbecher dem Diener, der ihn überreicht, in das Gesicht; dieser durchbohrt ihn mit dem Schwerte und vollzieht dann sogleich das

dermaassen, dass es bis jetzt unmöglich ist, den wirklichen Verlauf der Begebenheiten herauszufinden.

Harakiru. Yetsizen-no-kami wird der Theilnahme am Morde beschuldigt und entleibt sich ebenfalls. — Iye-sado, der Sohn des ermordeten Siogun, wird auf den Thron erhoben; der erbliche Regent Ikamo-no-kami tritt an die Spitze der Verwaltung. Er beruft nach einem schon bei Perry's Ankunft gefassten Beschlusse eine Versammlung aller Daïmio's, die über 50,000 Kok Einkünfte haben, um über die Zulassung der Fremden Rath zu pflegen. Viele sind dagegen, vor allen der Fürst von Mito. Der Fürst von Kanga, der reichste von allen, soll die Hand an das Schwert gelegt haben mit dem Ausruf, man müsse lieber sterben als solche Schmach dulden. Die Versammlung beschliesst jedoch mit schwacher Majorität, auf Verhandlungen einzugehen und einige möglichst geringe Zugeständnisse zu machen, um den Krieg zu vermeiden. Der Fürst von Mito, welcher als Titularbruder Aussicht auf den Thron hatte, wenn der Siogun kinderlos starb, verschwört sich mit einer Parthei mächtiger Lehnsfürsten, ihn zu vergiften. Als die Herren Donker Curtius und Harris im Winter 1857—58 in Yeddo die neuen Verträge feststellten, soll es Mito gewesen sein, der die Unterzeichnung hintertrieb. Im Frühjahr 1858 aber setzte Mr. Harris die Unterzeichnung des amerikanischen Vertrages durch — und kurz darauf starb der Siogun Iye-sado eines gewaltsamen Todes. Die Mörder werden ergriffen, und gestehen von Mito angestiftet zu sein; der Regent verbannt diesen auf seine Güter, mit dem Bedeuten, dass seine Entfernung vom Hofe nur vorübergehend sein solle, wenn er sich ohne Weiteres füge, entgegengesetzten Falles werde er ihn vor dem Reichsrath der Vergiftung des Siogun anklagen, worauf die Strafe der Kreuzigung steht. Mito sieht sich durch die Entschlossenheit des Regenten überwältigt und folgt dem Verbannungsbefehl, Ikamo aber lässt den jungen Fürsten von Kii, dessen Vater noch lebte, auf den Thron erheben, wodurch die Linie Mito wieder ausgeschlossen war. Dieser Schritt, durch welchen Ikamo die Leitung des Staates — während der Unmündigkeit des Siogun — in der Hand behielt, wurde ihm von der Gegenparthei als Treubruch und Verrath ausgelegt, und später durch seine Ermordung gerächt. — Die Politik des Regenten gegen die Fremden ist nie recht klar gewesen. Zu Anfang soll er sich neutral gehalten und niemals bestimmt weder für noch gegen ihre Zulassung ausgesprochen haben. Nach Unterzeichnung des zweiten amerikanischen Vertrages (Harris, 1858) aber fanden grosse Veränderungen im Gorodžio statt: Alle, die mit der Unterzeichnung zu thun gehabt hatten, wurden abgesetzt oder degradirt. An die Spitze des neuen Ministeriums trat der durch seine Anhänglichkeit an die alten Institutionen bekannte Midsuo Tsikungo; der Regent scheint sich nur durch eine Allianz mit der conservativen Parthei haben halten zu können. Der Drang der Umstände aber zwang dieses fremdenfeindliche Ministerium gleich nach seinem Eintritt zur Abschliessung des englischen, französischen, holländischen, russischen Vertrages.

So weit die von Herrn Alcock erzählten Gerüchte, die ohne allen Zweifel viel Wahres enthalten. Midsuo Tsikungo war bei der Ankunft des preussischen Geschwaders nicht mehr Minister; die damals am Ruder befindlichen Staatsmänner gehörten zur gemässigten Parthei.

Was sich nach der Anwesenheit des preussischen Geschwaders zugetragen hat, liegt ausser dem Bereiche dieser Arbeit. Eine richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Entwickelung wird erst nach einer Reihe von Jahren möglich sein; die Zeitungsnachrichten über Japan enthalten mindestens eben so viel Falsches und Unverständiges als Richtiges und Bedeutsames — und eine Kritik ist bei der grossen Entfernung sehr schwierig.

Sicher ist, dass das ernste Auftreten Perry's, welcher dem Siogun sechs Monate Bedenkzeit gab und dadurch jede Möglichkeit einer ausweichenden Antwort abschnitt, eine grosse Gährung in Japan hervorgerufen hat, und dass die Regierung sowohl den Vertrag von Kanagava (1854) als den mit Harris nur unter dem Druck der Verhältnisse und in dem Wahne abgeschlossen hat, dass ihre Weigerung das Reich in einen Krieg mit den westlichen Mächten stürzen würde. Später erfuhren die Japaner, dass Perry die bestimmte

Der Berichterstatter der Revue des deux Mondes (1. Mai 1863) beginnt seine Darstellung mit einer Uebersicht der Verhältnisse unter Taïko-sama und Jyeyas, welche schwerlich mit den bisher aus japanischen, holländischen und den Berichten der Missionare bekannt gewordenen Thatsachen in Einklang zu bringen sind, und giebt dann ein Bild der japanischen Staatsverfassung: eine Versammlung der mächtigsten Daïmio's votirt alle Gesetze und Verordnungen, welche der Siogun nur zur Ausführung bringt, nachdem sie die Sanction des Mikado erhalten haben. — Was die Zulassung der Fremden betrifft, so hätte Midsuno Yetsizen-no-kami (der Gegner der Ausländer bei Herrn Alcock) dieselbe schon 1842 beantragt. Ikamo-no-kami und der Fürst von Kaňga (s. oben) waren den westlichen Nationen sehr günstig; der letztere liess sogar eine Schrift für die Eröffnung Japans herausgeben, die viel Aufsehn machte. Mito war gegen die Zulassung; seine Bemühungen, Yetsizen-no-kami zu stürzen, scheitern am Einflusse Kaňga's und Ikamo's; er verlässt Yeddo, kehrt aber beim Erscheinen der Amerikaner (1853) dahin zurück. Der Siogun Iyeyosi wird von einem Vertrauten Mito's umgebracht — der Mörder entleibt sich. Mito entweicht vor den Drohungen Ikamo's. Der letztere ändert jetzt seine Gesinnung gegen die Fremden, sucht aber vergebens dem Perry'schen Vertrage auszuweichen, der ohne Zuziehung der Lehnsfürsten abgeschlossen wird. Vor dem Abschlusse mit Harris dagegen (1858) berufen der Regent und das Gorodžio eine Versammlung von Daïmio's. Der Fürst von Mito bleibt mit einigen der mächtigsten Lehnsfürsten in der Minorität und verlässt die Versammlung — der Tractat wird unterzeichnet. An die Spitze des Ministeriums wird aber Mito's Freund, der fremdenfeindliche Vokisaku Nakatsu Kasa no Taïra berufen. Der Siogun stirbt, wahrscheinlich von Mito vergiftet. Ikamo bringt den Fürsten von Ku auf den Thron, Vokisaku zieht sich zurück.

Ueber die Glaubwürdigkeit dieser Darstellung kann man sich durch Vergleichung mit den von Herrn Alcock wiedergegebenen Berichten ein Urtheil bilden. —

Weisung hatte, keine Gewalt zu brauchen, und dass auch die anderen Nationen aus ihrer blossen Weigerung, Verträge abzuschliessen, keinen Kriegsfall gemacht haben würden. Sie haben das Bewusstsein, überrumpelt worden zu sein und werden es den Fremden niemals vergessen. Selbst die Parthei, welche ursprünglich, sei es aus staatskluger Ueberzeugung, sei es aus Neigung, die Zulassung der Fremden durchsetzte, kann jetzt kaum noch mit günstigen Augen ihr Werk ansehen, welches die Landesregierung in so ernste Verwickelungen gestürzt und wahrscheinlich das Fortbestehen der alten, in den Augen der Japaner wohlbewährten Verfassung unmöglich gemacht hat.

Obgleich die Bevollmächtigten des Siogun die vertragschliessenden Mächte gebeten hatten, vor dem Jahre 1863 keine diplomatischen Vertreter nach Yeddo zu schicken, da ihr früheres Erscheinen leicht zu unangenehmen Zusammenstössen mit der dortigen Bevölkerung führen könnte, so trafen doch schon im Juni 1859 der grossbritannische Gesandte Mr. Alcock und bald darauf der zum Minister-Residenten der Vereinigten Staaten ernannte Herr Harris in der Hauptstadt ein. Gegen Ende desselben Jahres liess sich auch der Vertreter des Kaisers von Frankreich, Herr Duchêne de Bellecourt, dort nieder.

REISEBERICHT.

I.

SINGAPORE.

VOM 2. BIS 13. AUGUST 1860.

Die englische Colonie Singapore war zum Rendezvous der Expedition bestimmt. Dort trafen am 26. Juli das Flaggenschiff, Seiner Majestät Corvette Arkona, am 30. Juli die Fregatte Thetis, am 2. August, mit dem englischen Postdampfschiffe von Suez kommend, der Gesandte Graf zu Eulenburg, am 5. August der Kriegsschooner Frauenlob, und am 7. August das armirte Transportschiff Elbe ein — gewiss ein seltenes Zusammentreffen bei so grosser Entfernung. Arkona und Thetis segelten bis zur Sunda-Strasse zusammen: von dort war bei eintretender Windstille die Arkona unter Dampf weiter gegangen, während die Segelfregatte Thetis nur langsamer folgen konnte. Der Frauenlob hatte am 8. Juni im süd-atlantischen Ocean vom Flaggenschiffe den Befehl erhalten, die Reise allein fortzusetzen, und die Elbe kam direct von den Canarischen Inseln.

Graf Eulenburg und die anderen über Land reisenden Mitglieder der Expedition schifften sich in Point de Galle auf Ceylon am 24. Juli auf dem englischen Postdampfer Ganges ein. Am 31. Morgens erreichte das Schiff die englische Colonie Penang, eine kleine an der Küste von Hinter-Indien gelegene Insel, wo die Reisenden Nachmittags noch ganz kurz vor der Abfahrt die angenehme Nachricht von dem Eintreffen der Arkona und Thetis in Singapore erhielten. — In der Strasse von Malacca war die See spiegelglatt. Man hatte den Reisenden Hoffnung gemacht, dass sie Singapore am 2. August noch bei Tageslicht erreichen sollten, und so wurde, um unseren Schiffen Gewissheit von der Anwesenheit des Gesandten an Bord des Ganges zu geben, in aller Eile eine preussische Flagge angefertigt und im Grosstop gehisst: doch hemmten starke Meeresströmungen den Lauf des mit Silber und Opium schwerbeladenen Dampfers dermaassen, dass er die Rhede von

Singapore erst um acht Uhr Abends erreichte. Trotz dem hellen Mondlicht konnte die Flagge nicht erkannt werden, und auch die Reisenden bemühten sich vergebens unter den rings geankerten Schiffen ihre Landsleute herauszufinden — da drangen plötzlich heitere Klänge durch die stille Luft, zuerst verschwimmend und unkenntlich, dann stärker und immer deutlicher: es war der Refrain des Preussenliedes, der in vollen Accorden zu uns herüberschallte. — Gleich darauf fiel der Anker.

Nun erschienen die Boote der Arkona und Thetis, zuerst der Flaggen-Officier Lieutenant von Schleinitz, dann der Geschwader-Chef, Capitän Sundewall, und Capitän Jachmann von der Thetis. Auch der Capitän des auf der Rhede liegenden englischen Kriegsschiffes Assaye, der Legations-Secretär Pieschel und einige andere auf unseren Schiffen angekommene Expeditionsmitglieder fanden sich noch am Abend zur Begrüssung des Gesandten ein, die halbe Nacht wurde auf Deck verschwatzt. Die zahllosen Lichter am Ufer, die im weiten Bogen hingestreckte Stadt bezeichnend, die im ungewissen Dämmerlichte des Mondes unabsehbar scheinende Menge der Masten ringsumher, die klare schimmernde See, in ruhigem Glanze tausend Sterne des Himmels und der Erde wiederspiegelnd, nur hier und da gefurcht von plätschernden Booten, — die balsamische Milde der Tropennacht übten einen mächtigen Zauber auf die Sinne. Die über Land Gereisten hatten eine gute Strecke Weges schnell und glücklich zurückgelegt und fanden nun hier an den preussischen Kriegsschiffen ein Stückchen Heimath wieder: — die Anderen mussten, das Cap der Guten Hoffnung umsegelnd, in den südlichen Breiten heftige Stürme und viel Drangsal und Noth bestehen, — sie waren schon längere Zeit von der Heimath entfernt und erhielten durch uns die neuesten Nachrichten. Es gab tausenderlei zu erzählen und Niemand fühlte das Bedürfniss nach Schlaf.

3. August 1860. Am folgenden Morgen erschien der Adjutant des Gouverneurs an Bord, um den Gesandten zu bewillkommnen. Das Schiff war von Kähnen umlagert, die Bootsleute meist langgeschwänzte Chinesen. Der Gesandte bestieg mit seinem Gefolge unter Führung des englischen Adjutanten und des preussischen Consuls die Boote unserer Kriegsschiffe und fuhr nach dem Landungsplatze, wo eine Abtheilung des 40. Native-Madras-Regiments aufgestellt war. Dort empfing ihn der Oberrichter der Colonie, Sir Richard B. Mc.' Causland, mit einem zahlreichen Stabe, und führte ihn unter den

Klängen der Nationalhymne und dem Donner der Kanonen durch die Reihen der präsentirenden Ehrenwache zu den bereit gehaltenen Wagen. Auch vor dem für den Gesandten gemietheten Hause — einem Nebengebäude des Hotel de l'Espérance — war ein Doppelposten aufgestellt. — Der Rest des Tages ging mit dem Empfange der officiellen Besuche der englischen Beamten und der fremden Consuln hin, der Abend vereinigte alle Civilmitglieder der Expedition und die Befehlshaber der preussischen und englischen Kriegsschiffe an der Tafel des Gesandten. — Der Empfang der Engländer war nicht bloss höflich und ehrenvoll, sondern in hohem Grade herzlich und zuvorkommend.

Die Colonie Singapore wurde 1819 von Sir Stamford Raffles gegründet. Dieser machte, nachdem Batavia an das wiederhergestellte Königreich der Niederlande herausgegeben war, die ostindische Compagnie auf die günstige Lage der Insel an der äussersten Spitze des hinterindischen Festlandes aufmerksam, und liess sich von dem hier residirenden Tumanguṅg, dem Statthalter des Sultans von Džohor, dem sie gehörte, einen Küstenstrich von zwei englischen Meilen Länge und der Breite eines Kanonenschusses abtreten, wo an der Stelle eines malaiischen Fischerdorfes die Stadt gegründet wurde. Ihre Bevölkerung stieg im Laufe eines Jahres auf 10,000 Seelen. Bald aber stellte sich die Unhaltbarkeit des Verhältnisses zu den einheimischen Landesherren heraus, denn sowohl der Sultan von Džohor als der Tumanguṅg machten Hoheitsrechte geltend. Zudem weigerte sich die englische Regierung, die Niederlassung der Compagnie anzuerkennen. Die Siamesen sowohl, welche die Oberhoheit über alle malaiischen Staaten des Festlandes in Anspruch nehmen, als die Holländer behaupteten, dass der Sultan von Džohor ohne ihre Zustimmung keine Verträge mit fremden Staaten schliessen könne. Erst nach einigen Jahren, als die Wichtigkeit der Colonie sich practisch bewährt hatte, trat die englische Regierung mit der niederländischen in ernstliche Unterhandlung; letztere entsagte in dem Vertrage vom 17. März 1824 allen Ansprüchen auf Singapore. Der Sultan von Džohor und der Tumanguṅg wurden zu gleicher Zeit mit einer Pension abgefunden, wofür sie die ganze Insel an England abtraten.

Raffles' Erwartungen haben sich auf das glänzendste erfüllt. Singapore ist der wichtigste Stapelplatz des englischen Handels in Hinterindien, und für die Verbindung mit China und Australien ganz

unentbehrlich geworden. Einen eigentlichen Hafen hat es nicht: grössere Schiffe müssen in beträchtlicher Entfernung vom Ufer liegen, doch ist der Ankergrund überall gut, und die Rhede durch die vorliegenden Inseln geschützt so dass selbst bei stürmischem Wetter der Seegang mässig bleibt. Von grosser Bedeutung für die Colonie ist eine kleine Bucht mit felsigen Ufern geworden, die in geringer Entfernung westlich von der Stadt liegt; von der Rhede aus führt ein schmales Fahrwasser dahin. Diese Bucht ist von allen Seiten umschlossen, und so tief, dass die grössten Schiffe sich an die Bollwerke legen können; sie erscheint mit ihren grünen hügeligen Ufern wie ein stiller Landsee, nur die mächtigen Schiffe lassen die Nähe des Meeres ahnen. Hier hat die »Peninsular and Oriental Steam Navigation Company« — deren langen Namen die Engländer »the P. and O.« aussprechen — welche die englische Post durch ganz Ostindien, und nach Mauritius, China und Australien besorgt, eine Niederlassung gegründet, wo Kohlendepots, Trockendocks, grosse Magazine für Schiffsbedarf, und alle zur Ausbesserung von Schiffen und Maschinen erforderlichen Anstalten zu finden sind. Die stattlichen Vorrathshäuser und Werkstätten contrastiren sonderbar mit den malerisch verfallenen Hütten malaiischer Fischer, welche hier und da das Ufer säumen. — Der Ort heisst New-harbour.

Die ganze Insel ist hügelig, von einigen Flüsschen durchschnitten und mit undurchdringlichem Walde bedeckt. Vom Festlande trennt sie nur ein schmaler Meeresarm, welchen die Tiger mit Leichtigkeit durchschwimmen; sie finden in dem Waldesdickicht einen sicheren Zufluchtsort und sind durchaus nicht von der Insel auszurotten. Hunderte von Menschen fallen ihnen jährlich zum Opfer, vor Allen Chinesen, die jetzt den grössten Theil der Bevölkerung ausmachen und sich auch auf dem Festlande — als Pfeffer- und Gambiapflanzer — schon in grosser Anzahl niedergelassen haben. Nach Berichten zuverlässiger Pflanzer waren in jenen Ansiedelungen in dem kurzen Zeitraume vom Januar 1859 bis zum April 1860 mehr als 1500 chinesische Arbeiter von ihnen verzehrt worden. Auf der Insel selbst rechnet man ihre jährliche Beute auf etwa 400, auch hier meist Chinesen, und die Unsicherheit soll in der letzten Zeit, obgleich die Regierung 100 Dollar für jedes Tigerfell zahlt, eher zu- als abgenommen haben. Die Landleute sind bei ihren Feldarbeiten, wo sie oft Stunden lang nah

dem Waldesrande auf einem Fleck emsig beschäftigt bleiben, ihren Ueberfällen am meisten ausgesetzt; der Tiger kann sie ungestört belauschen, und langsam herankriechend den günstigsten Moment zum Sprunge wählen. Aber auch bis dicht an die Stadt kommen diese Räuber und die Europäer wagen selten sich aus den belebten Gegenden zu entfernen. Man zeigte uns auf der Landstrasse ganz in der Nähe eine Stelle, wo sich vor Kurzem ein Tiger im Angesichte der Wohngebäude auf einen Wagen mit vier Chinesen gestürzt und einen davon fortgeschleppt hatte. Einzelne Individuen unter den Tigern sind besonders gekannt und gefürchtet; sie hausen oft lange in demselben Revier, merken sich die Gewohnheiten der Bewohner — so zu sagen die Wechsel — und betreiben Monate lang ihre Jagd mit ungestörtem Erfolg, ohne dass man ihnen beikommen kann. — Das ganze hinterindische Festland, namentlich die malaiische Halbinsel, scheint von diesen Bestien zu wimmeln. In Penang hörten wir viel davon erzählen, und die Umgegend von Malacca soll ein gefährlicher Aufenthalt sein. Die Begegnung eines ausgewachsenen Tigers ist für den Kaltblütigsten bedenklich: ein Missionar in Penang sieht bei einem Spaziergang in der Umgegend plötzlich einen solchen vor sich, in Ermangelung anderer Waffen spannt er rasch seinen Regenschirm auf, — der Tiger erschrickt, entflieht; aber auch ihm selbst ist der Schreck in die Glieder gefahren, er geht nach Hause, erkrankt und stirbt nach wenigen Tagen. — Bei Malacca gingen drei Malaien durch den Wald. Ein Tiger überfällt sie und schleppt den einen fort, die beiden anderen jagen ihm seine Beute wieder ab und bringen ihren übel zugerichteten Gefährten nach einer verlassenen Strohhütte in der Nähe. Während nun einer von diesen nach der Stadt zurückgeht, um Hülfe zu holen, bleibt der andere bei dem Verwundeten; Abends aber beschleicht sie ihr Feind, durch die Blutspuren geführt, von neuem, bricht in die Hütte ein und erwürgt beide. — Aehnliche Geschichten hört man viele.

Die Stadt Singapore liegt lang am Ufer hingestreckt. Ungefähr in der Mitte ihrer Länge ergiesst sich ein Flüsschen in die See, das sie in zwei an Charakter und Physiognomie sehr verschiedene Hälften theilt. In der östlichen liegen die Kirchen, die Regierungs- und Gerichtshäuser und die Wohngebäude der Europäer, jedes abgesondert, von freundlichen Gartenanlagen umgeben, von Mauern oder Gittern eingeschlossen. Am Strande zieht sich eine

breite Esplanade mit Rasenplätzen und doppeltem Fahrwege hin, wo man Abends zu Wagen oder zu Pferde die kühlende Seebrise geniesst — denn zu Fusse gehen ist für den Europäer ungesund und unanständig. Von da laufen rechtwinklig grade Strassen aus, die wieder von wenigen anderen breiten Hauptstrassen geschnitten werden, und hinter diesen liegt, dem Strande parallel, der langgestreckte Festungshügel. Die Strassen dieses Stadtviertels bilden nur an wenigen Stellen zusammenhängende Häuserreihen; schlanke Areca's und fedrige Cocospalmen, luftige Casuarinen, massige Brodbäume, Bananen und eine Fülle des üppigsten tropischen Laubes ragen über die Gartenzäune. Auf den breiten Strassen ist wenig Leben, faule Malaien lungern umher, der geschäftige Chinese zieht rasch seines Weges — die reicheren sieht man in eigenen oder in Miethwagen daherfahren; — bei den öffentlichen Gebäuden stehen braune indische Polizeidiener in halb europäischer Uniform und mit dem Truncheon bewaffnet, vor den Gast- und Privathäusern die zahlreiche Dienerschaft der Einwohner, meist Hindu's in weissem Muslin, mit steifgefälteltem breitem Turban. Auch Javaner und Bugi's sieht man, ferner Bengalesen, Burmesen, Siamesen, Araber von der Küste Koromandel, und Parsen, kenntlich an der hohen helmartigen, mit dunkelfarbigem Kattun bezogenen Kopfbedeckung. Miethwagen stehen an allen Ecken, und die Zudringlichkeit der Kutscher ist so schlimm wie in Italien. — Auf architectonische Schönheit machen weder öffentliche noch Privatgebäude Anspruch; die Kirchen meist nach englischer Art gothisirend, manche andere Bauten italienisch, — aber der leidige Mörtelbewurf hält natürlich in diesem allerfeuchtesten Klima gar nicht, ganz neue Gebäude erscheinen fleckig, und wie verfaulend, verfallend. Die Bauart der Privatgebäude ist dem Klima sehr angemessen; dicke Mauern, grosse hohe Räume, viele Thüren und Fenster, meist ohne Scheiben, nur mit Jalousieen verschliessbar; Alles berechnet, die Sonne auszuschliessen und Zugluft hervorzubringen. Ueber dem Esstisch und in der Mitte jedes grösseren Raumes hängt die sogenannte »Punka« von der Decke herab, ein langer, mit Baumwollenstoff bespannter Rahmen, ein gigantischer Fächer, der von eigens dazu angestellten Knaben durch Schnüre in eine regelmässige Pendelbewegung gesetzt wird, um Wind und Kühlung zu erzeugen. Alle Lichter sind mit Glasglocken geschützt, weil sie sonst verlöschen würden. Man muss sich an diese Einrichtung erst gewöhnen; die Bewegung und der ewige

Luftzug haben etwas Beunruhigendes, Aufregendes; dem Engländer in Ostindien ist die »Punka« aber zum Lebensbedürfniss geworden, sie haben deren sogar vielfach über ihren Betten angebracht und lassen sich die ganze Nacht durch befächeln. — Die Fussböden der Wohnräume sind mit feinen chinesischen Binsenmatten belegt, die Möbel englischen und amerikanischen Schnittes, — die Sessel meist zum Liegen eingerichtet. Man befindet sich in diesen Häusern sehr wohl, besonders in den Mittelräumen, welche meist durch das ganze Gebäude gehen und nach beiden Seiten Fenster haben.

Der westliche Theil der Stadt, eine compacte Häusermasse, gehört der Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung der Chinesen, Malaien, Inder; dort haben auch die europäischen Kaufleute ihre Waarenlager und Contore. Die Hauptstrassen laufen auch hier dem Meeresstrande parallel, andere schneiden sie im rechten Winkel. Sie sind breit und ziemlich reinlich gehalten, lange einförmige Reihen meist zweistöckiger weisser Häuser mit Colonnaden; unten der Kaufladen oder die Werkstatt, oben die Wohnräume. Die Bauart ist plump und massiv, nur einzelne chinesische Häuser sind sorgfältig gemauert und mit bunten phantastischen Stuckreliefs geschmückt, auf's reichste verziert dagegen die Façaden der chinesischen Tempel und der indischen Gotteshäuser, welche hier und da die einförmigen Häuserreihen unterbrechen. Erstere haben geschweifte Dächer von feinen grauen Ziegeln, Dachfirst, Fries und Giebel strotzen von phantastischem vielfarbigem Schnörkelwerk aus glasirten Kacheln, Stuck und geschnitztem Holz; das Mauerwerk ist aus Backsteinen mit wenig Mörtel so fein und sorgfältig gefügt, wie man es im ganzen Occident nicht kennt. — Die Hindu-Tempel haben reich verzierte Portale und Thürmchen, und zeichnen sich durch eine unruhige Fülle architectonischen Details aus, welchem ungeheuerliche mythologische Figuren und grimmige Fratzen verwebt sind. Nirgend findet das Auge einen Ruhepunct. Das Ganze trägt aber ein sehr bestimmtes Gepräge, und ist wohl eine Architectur zu nennen. Die Dimensionen sind klein, wie bei den chinesischen Tempeln in Singapore.

Auf den Strassen wogt eine bunte Menge, grösstentheils langzopfige Chinesen, die sich emsig umhertummeln oder rastlos arbeitend vor ihren Häusern und in den offenen Werkstätten sitzen. Sie bilden die überwiegende Mehrzahl der Einwohner —

man rechnet über 50,000 bei einer Gesammtbevölkerung von etwa 80,000 Seelen. Unermüdlich thätig und geduldig ergreifen und betreiben sie Alles, wobei Geld zu gewinnen ist, und erwerben sich als Kaufleute, Handwerker, Schreiber, Diener, Tagelöhner mit emsigem Fleisse ihren Unterhalt; der Kleinhandel und die meisten Handwerke gehören ihnen ganz allein. Den Fremden frappirt ihr gesetztes selbstbefriedigtes Auftreten, das grell gegen das träge, träumerische Wesen der Eingeborenen absticht; man sieht, dass man eine fertige Nation vor sich hat. Der Chinese ist niemals in Verlegenheit, seine Auffassung des Lebens durchaus materiell und practisch; seine Tugend ist die Familienliebe, und in ihr vorzüglich mag der thätige Erwerbsgeist seine Quelle haben. Geistige Genüsse und Bedürfnisse kennt er nicht, und sein äusseres Wesen ist höchst prosaisch, gewöhnlich. Aber die europäischen Kaufleute, welche die Chinesen als Kassirer, Compradors, als Buchhalter, Waarenaussucher und Aufseher gebrauchen, wissen ihren Fleiss, ihre Ehrlichkeit, Treue, Stätigkeit und Intelligenz nicht genug zu rühmen. Der europäische Handel lässt sich in diesen Gegenden ohne Chinesen kaum denken, denn Europäer wären zu vielen von ihnen geleisteten Diensten in diesem Klima ganz ungeschickt und würden zudem das Zehnfache kosten, Malaien und Inder aber ganz untauglich. Die wichtigsten Geschäfte, wie Buchführung und Kassenverwaltung werden ihnen anvertraut — die besseren chinesischen Commis lesen und schreiben das Englische ganz geläufig. Natürlich erstreckt sich das Lob der Zuverlässigkeit nicht auf die ganze Masse der Bevölkerung, unter der es viele abgefeimte Spitzbuben giebt, — aber ein Europäer nimmt keinen Chinesen in Dienst, der nicht von ansässigen, Achtung geniessenden Landsleuten empfohlen wäre, was nach chinesischen Begriffen einer Bürgschaft gleichkommt und volle Sicherheit gewährt. Als Handwerker besitzen sie die grösste Geschicklichkeit im Nachahmen europäischer Erzeugnisse, so namentlich die Schneider, welche vortreffliche Arbeit zu geringen Preisen liefern, wenn man ihnen gute Muster giebt. Ihre Lebensbedürfnisse sind so bescheiden, dass Europäer niemals mit ihnen concurriren können. Unter den Kaufleuten sind einige sehr wohlhabend und stehen in grossem Ansehn, so vor Allen der chinesische Grosshändler Wampoa, welcher sich rühmt, dass seine Wechsel sogar in London Cours haben. Die ansässigen Europäer verkehren gern mit ihm und besuchen seine Feste. Wampoa hat einen Sohn in England erziehen

lassen, der dort europäische Tracht und Sitten angenommen, und den Chinesen ganz abgestreift hatte, aber bei seiner Rückkehr nach Singapore vom Vater gezwungen wurde, sich einen Zopf wachsen zu lassen und die Tracht seines Landes wieder anzulegen. Wampoa bleibt ein ächter Chinese und ein vortrefflicher Repräsentant seiner Nation — die Europäer rühmen seine strenge Rechtlichkeit, Grossherzigkeit und seinen Gemeinsinn.

Das Betragen der besseren Art Chinesen ist ruhig, ernst, gemessen, anspruchslos und aufmerksam. Als Diener suchen sie ihres Gleichen; sie merken ihren Herren und sogar deren Bekannten schnell die Gewohnheiten ab, und sorgen schweigend und ungeheissen für alle ihre Bedürfnisse. Ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Art war Atšong, welchen der Attaché von Brandt in Singapore in Dienst nahm und während der ganzen Expedition bei sich behielt; er wurde der Liebling der ganzen Reisegesellschaft und vertrug sich besonders gut mit unseren Matrosen.

Die in Singapore lebenden Chinesen sind meist auf der Insel Haïnan gebürtig, und kehren dahin zurück, sobald sie ein kleines Capital erworben haben. Die meisten lassen ihre Familien zu Hause, daher denn in Singapore auf achtzehn männliche Chinesen nur eine Frau kommt, während unter der malaiischen und indischen Bevölkerung auf je sechs Männer eine Frau gerechnet wird.

Die Malaien von Singapore und dem benachbarten Festlande sind ein kleiner hässlicher Menschenschlag, träge und träumerisch: sie leben meistens vom Fischfang. Die aus Vorder-Indien eingewanderten Malabaren und Hindu's dagegen sind meist schlanke Gestalten von kräftigem Bau, edelen Gesichtszügen und schönem Ebenmaass der Glieder — bis auf den gänzlichen Fleischmangel der Unterschenkel. Die Frauen sind nicht schön zu nennen, aber in Kleidung und Stellungen so malerisch und anmuthig, dass man nicht müde wird sie zu betrachten. Sie haben wogendes rabenschwarzes Haar; die schwarzbraune glänzende Hautfarbe wird noch gehoben durch viele Spangen von Gold oder Silber um den Hals, um Arme und Beine. In dem einen Nasenflügel tragen fast alle Malabarinnen einen kleinen in das Fleisch eingelassenen Goldknopf mit einem bunten Stein, ein wahres Schönheitspflästerchen für ihre Hautfarbe. Die Malabaren sind nach den Chinesen die gewerbfleissigsten aus der Bevölkerung; auch sie kommen nur vorübergehend nach Singapore, und kehren in die Heimath zurück, sobald

sie ein kleines Capital erspart haben. Sie dienen theils in den Häusern der Europäer, theils auf den Werften und in den Pflanzungen, sind tüchtige Arbeiter und von der äussersten Genügsamkeit. Alle übrigen hier verkehrenden Nationen leben diesem oder jenem Zweige des Handels, — unter den Parsen und den indischen Arabern giebt es reiche und angesehene Kaufleute.

In der nächsten Umgebung der Stadt durchkreuzen sich nach allen Richtungen gut gehaltene Wege und bequeme Fahrstrassen. Sie schlängeln sich zwischen den Hügeln hinan, auf denen die Wohnhäuser der wohlhabenden Europäer im üppigsten Grün wie begraben liegen; man geniesst dort der herrlichsten Luft und der anmuthigsten Aussichten auf das Meer und die umliegenden Inseln. Die eingeborenen Malaien scheinen ihren Aufenthalt vorzugsweise in der Niederung zu wählen: dicht am Wasser, ja in Sumpf und Morast stehen ihre dunkelen Rohr- und Palmenhütten auf hohen Pfählen wie auf Stelzen, höchst malerisch für das Auge, aber unheimliche Wohnstätten. Im Ganzen macht Singapore einen freundlichen Eindruck; die Europäer rühmen den Aufenthalt und das heilsame, wenn auch erschlaffende Klima. Die Luft ist immer warm, doch selten übermässig heiss, dabei in Folge der fast täglichen starken Regengüsse mit Feuchtigkeit geschwängert, aber Dank den häufigen Gewittern und dem fortwährenden Luftzuge rein und gesund. Fast immer lagern schwere Wolkenmassen am Horizont: die Schiffe auf der Rhede und alle entfernten Gegenstände erscheinen bei Sonnenschein wie verschleiert, in Nebelduft schwimmend. Den Europäer macht die schwere nasse Luft unendlich träge; alle Poren der Haut sind geöffnet, man befindet sich, da die atmosphärische Feuchtigkeit keine Verdunstung zulässt, wie in einem fortwährenden Bade und meidet gern jede körperliche Anstrengung. Der Sonne setzen sich die ansässigen Europäer gar nicht aus: man fährt in verschlossenen Wagen, oder mit weiss überzogenem Regenschirm bewaffnet. Die Frauen scheinen sich gar keine Bewegung zu machen, und haben eine auffallend weisse, durchsichtige Hautfarbe. Kühl ist nur der Morgen, daher die Europäer meist früh vor sechs aufstehen, um vor dem Frühstück einen Spazierritt zu machen und ein Bad zu nehmen, — dazu sind mehrere Zimmer im Erdgeschosse jedes Hauses bestimmt, wo grosse Kübel mit Wasser stehen. Der Fussboden ist von Stein und zum Ablaufen eingerichtet, man schöpft aus den Kübeln und begiesst sich den Körper. Eine

Erkältung ist nicht zu fürchten; das Wasser hat fast die Temperatur der Luft, und diese wird niemals so kühl, dass man bei Nacht eine Decke ertrüge. — Ein solches Bad ist eine wahre Wollust, wenn auch nicht so erfrischend und stärkend als kalte Bäder im Norden.

Der Tag wird im Hause zugebracht. Gegen Sonnenuntergang fährt man am Meere spazieren, nimmt dann ein zweites Bad und bereitet sich zur Hauptmalzeit vor, die gegen sieben Uhr unter dem Gefächel der Punka gehalten wird. Die Küche ist englisch-ostindisch, die Hauptschüssel bildet für den ansässigen Anglo-Inder bei jeder Malzeit Reis mit Currie, ein mehr oder minder scharf gewürztes Gericht, von dem es unzählige Variationen giebt. Wir haben uns vergebliche Mühe gegeben, hinter die Geheimnisse der Currie-Fabrication zu kommen — es scheint, dass es an jedem Orte anders bereitet wird. Es giebt Hühner-, Krebs-, Fisch-, Gemüse-Currie u. s. w.; das Wesentlichste ist die Sauce, zu der oft wohl mehr als zwanzig verschiedene Ingredienzien genommen werden. Ein eigentliches Currie-Gewürz giebt es in den Tropen nicht, sondern der Geschmack wird durch verschiedene Zuthaten hergestellt, unter denen der halbreife Kern einer gewissen Spielart der Cocosnuss und die jungen Schoten des spanischen Pfeffers — das Scharfe mit dem Zarten — die Hauptrolle spielen. Nur, wo diese Tropenproducte nicht frisch zu haben sind, wendet man ein Surrogat, das sogenannte Currie-powder, an. Der Reis dazu wird in Wasser abgekocht, — aber nicht breiartig wie bei uns, sondern so, dass die locker gequollenen Körnchen trocken aufeinander liegen, — und auf einer besonderen Schüssel herumgereicht. Auf Ceylon allein soll es gegen funfzig Arten der Curriebereitung geben. Viele langjährige Tropen-Bewohner leben ausschliesslich von diesem Gericht und behaupten nichts Anderes vertragen zu können: für den deutschen Magen sind die meisten Arten zu scharf und brennend, und man kann nicht umhin, das Currie für schädlich und zerstörend zu halten. — Gutes Fleisch bekommt man selten, denn eigentliche Viehzucht giebt es nicht, und da der grossen Wärme wegen das Fleisch meist an demselben Tage genossen werden muss, an dem es geschlachtet wird, so bekommt man es gewöhnlich zäh. Gegen den Genuss von Früchten haben die Europäer ein grosses Vorurtheil: nur Morgens soll man Obst geniessen, Mittags wenig, Abends gar nicht. Die gesundeste Tropenfrucht ist die

Banane, welche man ohne Schaden in grosser Menge essen kann, die wohlschmeckendste der im Juli und August reifende Mangostin, welcher nur in Hinter-Indien gedeiht und selbst auf Ceylon nicht fortkommt. Die preussische Expedition hat Grosses in Vernichtung dieses köstlichen und erfrischenden Obstes geleistet und sich sehr wohl dabei befunden. Die einzelne Frucht ist von der Grösse eines mässigen Apfels, die äussere Kruste dunkelbraunroth; innen sitzen drei grosse weisse halbdurchsichtige Kerne in dunkelpurpurnem Fleisch; diese Kerne werden gegessen, der Geschmack ist säuerlich-süss und gewürzig. Rinde und Fleisch der Frucht sind stark adstringirend. — Von vorzüglichem Aroma sind einige Sorten Mango; die meisten aber schmecken unleidlich nach Terpenthin. Auch Rambottan und Laitši — letztere eine chinesische Frucht, die getrocknet verschickt wird — giebt es in Singapore. Eine andere hinterindische Frucht ist der Durian, der aber dermaassen nach faulendem Limburger Käse riecht, dass die meisten Neuangekommenen sich nicht entschliessen ihn zu kosten. Aeltere Tropenbewohner schätzen ihn sehr und rühmen seine stärkenden Eigenschaften. Jackfruit, eine Brodfrucht (Artocarpus integrifolia), wird, wie die wirkliche Brodfrucht (Artocarpus incisa), meist von den unteren Volksclassen gegessen und zeichnet sich durch ihre Grösse aus; man sieht Früchte von zwei Fuss Durchmesser und darüber. Sie wachsen an einem dicken, kurzen Stengel direct aus dem kahlen Baumstamm und sehen meist aus, als wenn sie nicht von der Natur, sondern von Menschenhand dahin gesteckt wären. — Auch die Früchte der durch alle Tropenländer verbreiteten Carica Papaya kommen selten auf den Tisch der Europäer, beliebt dagegen, aber nicht häufig, ist die Anona (die südamerikanische Tširimoya), eine Frucht von weissem seifigem, aber sehr wohlschmeckendem Fleisch. Die verschiedenen Arten der Pompelmuse sind meist nur durststillend und von geringem Aroma, das Fleisch der Cocosnuss wird vielfach in der Küche zur Bereitung des Currie verbraucht. Vor allen Früchten aber gedeiht auf der Insel Singapore die aus Südamerika eingeführte Ananas; die hier gezogenen sollen alle anderen ostindischen weit übertreffen, werden aber meist eingemacht nach Europa verschickt, — denn für Europäer in den Tropen soll die Ananas besonders ungesund sein. Die Hügel in der Nähe der Stadt sind ganz mit Ananasfeldern bedeckt, welche von weitem gesehen auf das Haar Kartoffelfeldern gleichen.

Kohlensaure Getränke sind für den Europäer ein Lebensbedürfniss, Sodawasser und moussirende Limonade werden in Masse bereitet und verbraucht. Bei Tische trinken die Engländer noch meist die schweren spanischen Weine, an die sie in der Heimath gewöhnt sind, fangen aber hier und da auch schon an, sich zu leichteren Bordeaux- und zu Moselgewächsen zu bekehren. An Eis zur Kühlung fehlt es nicht; es kommt theils in grossen Schiffsladungen aus Nordamerika, theils wird es — und in neuester Zeit fast ausschliesslich — durch Verdunstungsmaschinen an Ort und Stelle erzeugt.

Im Ganzen lebt man bei allem Luxus recht schlecht. Am empfindlichsten ist der Mangel an guter Fleischkost und europäischen Gemüsen, Kartoffeln kommen in allen heissen Gegenden gar nicht fort. Zum Hunger bringt man es bei dem trägen Leben niemals und auch der Appetit schwindet bei längerem Aufenthalte mehr und mehr. So ist zu begreifen, dass der verstimmte Magen bald zu scharfen Gewürzen und anderen Reizmitteln seine Zuflucht nimmt.

Unser Leben war sehr unruhig während des kurzen Aufenthalts in Singapore; die Expedition erhielt äusserlich erst hier ihre Gestaltung und es gab tausenderlei zu berathen, zu besprechen. Die im Gefolge des Gesandten auf dem Ueberlandwege Gekommenen hatten ihre Kammern auf den Kriegsschiffen einzurichten, in denen sie nichts als eine Schlafcoje und eine Kommode fanden, und noch mancherlei andere Vorkehrungen für die Weiterreise zu treffen; denn Singapore war, wenn wir nach Japan gingen, auf lange Zeit der letzte Hafen, wo man europäische Lebensbedürfnisse kaufen konnte. Die auf den Kriegsschiffen eingetroffenen Herren, welche ihre Einrichtung in England gemacht und schon Erfahrung gesammelt hatten, gaben die nöthige Anleitung; die englischen Kaufleute lieferten — zu ansehnlichen Preisen — fast Alles was der Seereisende braucht, und liessen das Fehlende durch chinesische Handwerker anfertigen. Die Marine-Officiere, die Beamten und Mannschaften hatten nach der langen stürmischen Fahrt alle Hände voll zu thun, um die Schiffe wieder seefertig zu machen — kurz, Jeder war eifrig beschäftigt. Dazu gab es Berichte und Briefe zu schreiben, Besuche zu empfangen und zu erwiedern — man kam nicht zur Besinnung; jeder freie Augenblick wurde zu Spaziergängen in die Stadt und die Umgegend benutzt.

Wir versuchten vergebens in die Moscheen[1]) und in die Hindu-Tempel einzudringen. Die Priester der letzteren fordern, sei es um die Fremden abzuschrecken, sei es, dass ihr Gewissen bestimmte Grenzen hat, exorbitante Summen für den Eintritt. Jeder Einzelne sollte zehn Pfund Sterling zahlen, ein Preis, den Niemand für die blosse Befriedigung seiner Neugier geben wollte. Die Chinesen dagegen sind in religiösen Dingen das toleranteste Volk der Welt; ihre Tempel stehen Jedem offen, und selbst ihre Bonzen freuen sich über den Besuch der Europäer. Der Haupttempel in Singapore ist sehr sorgfältig nach dem Muster der südchinesischen gebaut und prächtig verziert. Nach der Strasse zu liegt in der Häuserfront ein Hauptgebäude mit der Eingangsthür und zwei Seitenpavillons; man tritt in eine offene Halle, — denn die Rückwand dieses Gebäudes fehlt, und das Dach wird hier von Pfeilern getragen. Gegenüber, an der hinteren Seite des Hofes, liegt ein ähnliches, vorn offenes Gebäude, das eigentliche Heiligthum, wo der Altar mit dem Götzenbilde steht. Dies ist die gewöhnliche Einrichtung der kleineren südchinesischen Tempel. Häufig ist der Hof auch an den Seiten überdacht, so dass zwischen den überkragenden Gesimsen nur ein kleiner Raum offen bleibt; dann scheint der ganze Tempelraum eine einzige Halle zu bilden, und die Wirkung ist sehr anmuthig, denn das Licht verbreitet sich überall ohne dass ein Fenster sichtbar wäre, und die bunten Farben des phantastischen Schnörkelwerkes erscheinen gedämpft und angenehm harmonisch. Nur in die Mitte tretend erblickt man über sich zwischen den geschweiften Dächern hindurch ein Stückchen Himmel, — es ist durchaus der Gedanke des griechischen Hypaithron. — Theils im engen Hofraume, theils unter den vorspringenden Dächern stehen grosse eherne Rauch- und Aschenbecken, Laternen, Pauken und andere Utensilien des Götzendienstes, auf dem Altare Leuchter, kleinere Räuchergefässe, künstliche Blumensträusse, bronzene Thiergestalten, Orakelbecher und Becken mit Sand, in welche die Opfernden ihre Glimmkerzen stecken. Dieses ist ein Hauptact des chinesischen Cultus, selbst der Aermste unterlässt es nicht, seinem Götzen eine Rauchkerze anzuzünden. In China beschäftigt sich eine grosse Zahl von Menschen mit der Fabrication und dem Handel

[1]) Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung von Singapore bekennt sich zum Islam, so vor Allen die einheimischen Malaien, und die eingewanderten Araber aus Vorder-Indien, deren es eine gute Zahl unter den handeltreibenden Classen giebt.

dieser aus Sägespähnen von Sandelholz und anderen wohlriechenden Hölzern gefertigten Kerzchen; sie sind gewöhnlich etwa zehn Zoll lang, von der Dicke einer starken Stricknadel, und haben einen dünneren roth gefärbten Stiel, den man in den Sand steckt. Ihr Geruch ist nur bei hinreichendem Luftzug zu ertragen.

Der Cultus der Chinesen ist allem Anschein nach im Wesentlichen ein Todtendienst. Sie glauben an ein Fortleben nach dem Tode, und dass die Seelen im Jenseit dieselben Bedürfnisse haben wie auf der Erde, dass sie essen und trinken, Geld brauchen und auch belustigt sein wollen. Für das Alles haben die überlebenden Verwandten zu sorgen, und sind auch sehr gewissenhaft darin — es gilt als das grösste Unglück keine Kinder zu haben, welche diesen Dienst versehen können. Damit der Abgeschiedene nun Geld habe, werden Silberpapiere verbrannt, welche die Bonzen verkaufen, damit er nicht hungere bringen die Hinterbliebenen Speiseopfer, zuweilen ganze Gastmäler, die auf den Altar gesetzt werden, und um ihn zu ergötzen, brennt man im Tempel Feuerwerkskörper, vorzüglich Schwärmer ab, denn das ist die Hauptbelustigung der lebenden Chinesen. Jeder opfert nach seinem Vermögen, der Reiche ein ganz gebratenes Schwein, der Arme ein wenig Reis; die Silberpapiere, von denen hundert einen Dollar kosten, aber dem Todten hundert Dollar einbringen, zündet der Opfernde an, hält sie in die Höhe, verbeugt und prosternirt sich mit dem flammenden Bündel in der Hand unter Gebeten vor dem Altar, und wirft sie zuletzt in das Aschengefäss. Die aufgetischte Malzeit aber packt er, nachdem sich sein jenseitiger Freund hinreichend an dem Dufte erlabt hat, ruhig wieder ein und schleppt sie nach Hause. — Häufig befragen die Andächtigen auch das Orakel: in einem Becher auf dem Altar stehen eine Menge flacher dünner Stäbchen, an deren unterem Ende Schriftzeichen vermerkt sind. Man schüttelt den Becher und zieht mehrere Loose, aus deren Gesammtheit sich der Fragende die Antwort liest. Die Bonzen lassen sich von allen diesen Ceremonien ansehnliche Gebühren zahlen, und profitiren namentlich an dem Verkauf der Silberpapiere, der Glimmkerzen, des Feuerwerks und gedruckter Gebetformeln. Sie sitzen an Tischen und Pulten in den Seitenhallen, meist behäbige feiste Gestalten mit kahlgeschorenem Haupte, denen es bei ihrem Métier ganz wohl zu sein scheint. Die Tempelbesucher lassen sich häufig nach dem Opfer gedruckte Formulare von ihnen unterzeichnen, welche sie sorgfältig gefaltet

mitnehmen, wahrscheinlich nur Bescheinigungen über das geleistete Opfer. Eine solche schriftliche Beruhigung des Gewissens hat etwas überaus practisches: man kann doch niemals in Zweifel über seine eigene Frömmigkeit gerathen und sich an der Quittung seiner guten Werke immer wieder freuen.

An der Andacht der Tempelbesucher nehmen die Bonzen gewöhnlich gar keinen Antheil. Ihre eigenen gottesdienstlichen Verrichtungen scheinen sich auf das Absingen von Litaneien u. dergl. zu beschränken, — wir hatten später in China häufig Gelegenheit Zeugen solcher Verrichtungen zu sein, die nur in den grösseren Tempeln und Klöstern zu Pekiṅg etwas Ehrwürdiges hatten. Meistens sieht man den plappernden Bonzen die Gleichgültigkeit und Langeweile am Gesichte an. In einem der Tempel, die wir in Singapore besuchten, las ein Priester grade seine Gebete; er kniete dabei vor einem Pult, sang mit näselnder Stimme, und klopfte mit einem Stäbchen bald links an ein hohles Gefäss, bald, in grösseren Pausen, an eine Glocke zu seiner Rechten. Eine alte Frau hatte grade ihr Gebet und Opfer vollendet und befragte nun das Orakel. Sie warf dabei, allem Anschein nach, die gezogenen Loose so oft auf die Erde, bis sie in einer gewünschten Lage niederfielen. — In einem anderen Tempel sassen vier Chinesen schmausend und schwatzend um einen Tisch; andere rauchten, während mitten unter ihnen ein ganzes Fass mit Schwärmern abgebrannt wurde. Sie bewillkommten freundlich die Fremden und luden sie zu ihrem Feste ein. — Der Eindruck dieser Tempel ist nichts weniger als ernst und heilig; der Chinese scheint diese Begriffe in unserem Sinne nicht zu kennen, er geniesst practisch das Leben und findet sich mit dem Himmel und seinem Gewissen auf die bequemste Weise ab.

Eines Abends besuchten mehrere der Reisenden das chinesische Theater. Die dahin führenden Strassen waren gegen zehn Uhr noch äusserst belebt: grosse farbige Papierlaternen brannten in den Kaufläden und Colonnaden, und aus vielen Häusern schallte lärmende Musik. — Das Theater ist ein länglich-viereckiges Gebäude aus Holz und Bambus; der Eingang liegt in einer der schmalen Seiten, gegenüber die um einige Fuss erhöhte Bühne. Der Raum dazwischen ist mit Bänken besetzt, auf denen ein zahlreiches chinesisches Publicum Platz genommen hatte. Wir zogen es vor, auf die Bühne zu steigen, um Alles in der Nähe zu sehen; sie nimmt die ganze Breite des Theaters ein, hat aber wenig Tiefe. Auf den Seiten standen Wald-

oder Gartencoulissen: die Mittel-Decoration, einen Festzug darstellend, hing von der Decke nur bis zur Hälfte der Höhe herab und liess den Blick in einen halbdunkelen Raum frei, eine Art Garderobe, wo Toilette gemacht und Rollen überhört wurden. Vor dieser Oeffnung sass im Grunde der Bühne das Orchester, bestehend aus einer Clarinette, einer Violine, einem Gong und einer Art Trommel von Holz. Die Beleuchtung der Bühne wurde durch zahlreiche, an Gerüsten befestigte Lampen bewirkt, die ein Lampenputzer während der Vorstellung mit Oel versah; der Zuschauerraum lag im Halbdunkel.

Die in dem Raum hinter der Bühne aufgehängten Costüme waren sehr prächtig, aus den schwersten Seidenstoffen gefertigt, strotzend von Gold und Stickerei, besonders reich und kostbar einige helm- und kronenartige Kopfbedeckungen aus stark vergoldetem Metall, von schöner Zeichnung und Arbeit: sie schienen zu kostbar, um für die Bühne gemacht zu sein, und hatten wahrscheinlich einst der Wirklichkeit gedient. Die Schauspieler machten hier mit grossem Ernst Toilette: mehrere standen vor kleinen Spiegeln und transformirten sich in grimmige Krieger, d. h. sie malten sich das ganze Gesicht weiss und zogen dann regelmässige braune und rothe Striche queerüber von Ohr zu Ohr, wobei ihnen die Reisenden zu ihrer grossen Satisfaction mit einigen kühnen Pinselstrichen halfen. Ein Mandarin mit langem Bart und würdiger Miene musste sich hergeben, um die verschiedenen Kopfbedeckungen aufzuprobiren, und liess es sich mit grosser Liebenswürdigkeit gefallen. Frauen betreten die Bühne nicht: um ihre kleinen Füsse nachzuahmen, schnallen sich die Schauspieler Stelzen an.

Die Darstellungsweise ist durchaus conventionell, affectirt, künstlich und übertrieben, Vortrag und Gebehrden gradezu fratzenhaft. Hergebrachte Bewegungen, hergebrachte Töne bezeichnen bestimmte Affecte und Stimmungen: nur die Komiker nähern sich zuweilen einer natürlichen Darstellungsweise. Der Text wird theils gesungen — im Dialog mit strophenweiser Abwechselung, — theils recitirt, aber auch dabei kommen alle Register der Stimme vom höchsten Falset bis zum tiefsten Gurgelbass, alle Töne und Misstöne, deren das menschliche Organ fähig ist, in Anwendung. Die Declamationen werden oft von den Instrumenten begleitet, Kraftstellen durch wüthendes Pauken auf dem Gong hervorgehoben. Die Musik zeichnet sich durch den gänzlichsten Mangel an Tact, Melodie und Harmonie aus und scheint nur den Worten angepasste

Modulation von Tönen zu sein, doch müssen die Tonreihen der Chinesen ganz andere sein, als die dem europäischen Ohre geläufigen, denn der Fremde kann nur schreiende Dissonanzen heraushören. — Der erste Held oder Liebhaber spielte seine Rolle ziemlich nüchtern, aber zwei Greise, denen Bärte aus weissen Ziegenhaaren von der Oberlippe bis auf die Brust herabhingen, plärrten und heulten ganz unmässig. Die Frauen zeichneten sich durch gezierte Arm- und Handbewegungen aus und sprachen consequent durch die Fistel. Den Glanzpunct der Vorstellung bildete eine Schlacht oder tüchtige Prügelei, wobei die grimmigen Krieger einander wüthend gegen die Brust sprangen, sich zur Erde warfen und die halsbrechendsten Capriolen vollführten — Alles zur grossen Genugthuung des Publicums, das in lautloser Stille zuhörte und die Anwesenheit der Fremden auf der Bühne auch dann nicht zu missbilligen schien, als sie den Gongschläger in seinen Verrichtungen zu unterstützen begannen. Sehr eigenthümlich war das Auf- und Abtreten der Schauspieler: auftretend liefen sie, hintereinander trippelnd, erst einmal im Kreise auf der Bühne umher, und stellten sich dann in einer Linie auf, bis an Jeden die Reihe kam seinen Spruch zu sagen; abtretend wiederholten sie denselben Kreislauf und verschwanden dann hinter dem Orchester, gewiss eine sehr bequeme Art über das stumme Spiel und die Verlegenheit des Aus- und Eingehens hinwegzukommen. — Im Ganzen machte das grelle Licht, die schrillenden Stimmen, das Gequieke der Geige und Clarinette und das dröhnende Schmettern des Gong einen betäubenden Eindruck, und man war froh, wieder hinauszukommen.

In dem indischen Stadtviertel, wohin wir vom Theater aus fuhren, herrschte Todtenstille; die Strassen wie ausgestorben, alle Häuser dunkel. Glücklicherweise war noch ein »Klingtheater«[1]) offen, so nennt man in Singapore die Häuser, in welchen indische Tänzerinnen ihre Künste zeigen. Man trat durch eine Vorhalle, wo Hindu's und Malabaren an den Wänden kauerten, in einen matt erleuchteten Raum. Am Boden hocken einige Musikanten mit Saitenspielen, vor ihnen stehen zwei Tänzerinnen mit langen engen Kleidern und so kurzen Taillen, wie man zur Zeit Napoleon des Ersten zu tragen pflegte; Hals und Brust bedeckt, die Aermel knapp anschliessend, die Haartracht ganz europäisch. Sie begannen auf

[1]) Die aus Vorder-Indien eingewanderten Hindus und Malabaren werden in Singapore »Kling« genannt.

unsere Bitte ihre Production: Musik und Gesang waren sehr trübselig, mager und eintönig, und der Tanz bestand in einem abwechselnden Vorschieben und Beugen des rechten und linken Knies, wobei die Tänzerinnen langsam vorschritten und bald den rechten, bald den linken Arm emporhoben, wie ein Schulknabe der ein Gedicht declamirt. Sie machten alle Bewegungen gleichzeitig und tanzten dicht neben einander, das Gesicht nach dem Grunde des Gemaches gewendet, wo einige Stufen zu einem kleineren Raum hinaufführten: dort stand, matt beleuchtet, ein Tisch mit künstlichen Blumen, Muscheln und allerlei Niedlichkeiten. Den Reisenden wurde der Eintritt in dieses Gemach nicht gestattet, und zwar, wie ein französisch radebrechender Inder erklärte, »*parce-que c'est mon dieu*«. Offenbar war der Tanz eine gottesdienstliche Handlung, — dass er aber erhebend gewesen wäre lässt sich nicht behaupten, und reizend war er gewiss nicht. Welchem Stamme die Tänzerinnen angehörten konnten die Reisenden nicht herausbringen, wohl aber, dass sie sich mit dem Tanzen Geld verdienten. Den Malabarinnen, welche sich durch weiche üppige Formen, durch geschmeidige Glieder und feurige Augen auszeichnen, glichen sie durchaus nicht: sie hätten weit eher für Malaiinnen gelten können. Die ganze Scene war über die Maassen trübselig und langweilig, und von der eben verlassenen im chinesischen Theater grundverschieden. Für den Europäer ist es gleich räthselhaft, wie man an den grellen fratzenhaften Uebertreibungen der Chinesen oder an diesen abgemessenen eckigen Tänzen, an der mystisch trüben, traumhaften Stimmung solcher Auftritte Behagen und Erholung finden kann. Was würden freilich Chinesen und Inder wohl zu unseren Ballfesten sagen?

Wir wollten an demselben Abend noch eine Opiumbude besuchen, fanden sie aber alle geschlossen. Der Verbrauch des Opium ist grade in Singapore, wo es wenig Frauen giebt, ungemein stark und bringt der Regierung grosse Summen ein. Das Verkaufsrecht war früher an drei Chinesen verpachtet gewesen, welche 20,000 Dollar monatlich dafür zahlten, aber nach Ablauf ihrer Pachtzeit an eine Gesellschaft von hundert Personen gekommen, welche 30,000 Dollar gaben [3]). Die neuen Pächter machten anfangs schlechte Geschäfte, und merkten bald, dass die früheren Händler, welche das Privilegium verloren hatten, im Stillen mit dem Opiumverkaufe fortfuhren. Die Polizei versuchte die heimlichen

[3]) Diese Angaben klingen unglaublich, rühren aber von competenter Seite her.

Opiumläden aufzuheben, und es kam zu einem Zusammenstoss, bei dem zwanzig Chinesen das Leben verloren und viele verwundet wurden. Eine Controlle der Opium-Einfuhr ist unmöglich, da Singapore ein Freihafen ist.

Der Gouverneur der Colonie und sein Stab, der Oberrichter, und die Officiere der Garnison erwiesen der preussischen Gesandtschaft viel Höflichkeit und machten ihr den Aufenthalt sehr angenehm. Der Gouverneur Colonel Cavenagh steht im kräftigen Mannesalter und hat manches Schlachtfeld gesehen. Bei Gwalior wurde ihm ein Bein abgeschossen, und im letzten indischen Feldzuge der Arm verstümmelt, — das Bein ist von Holz, und der Arm hängt in der Binde, aber die Willenskraft des Invaliden ist ungeschwächt, und es gehört nicht wenig Geistesklarheit, Festigkeit und Haltung dazu, eine so volkreiche Colonie mit so geringen Kräften zu regieren und zu fördern. Man erstaunt über die kleine Zahl europäischer Officiere und Beamten, die hier — wie in Ost-Indien und überhaupt in allen englischen Colonieen — grosse Massen nichtchristlicher, halbbarbarischer Völker beherrschen, zügeln und erziehen. Der Gouverneur, sein Adjutant, der Oberrichter mit wenigen Beamten und der Commandeur des 40. Native-Madras-Regiments mit fünf Officieren üben die vollste Autorität nicht nur über die Insel Singapore mit einer halbwilden Mischbevölkerung von fast 100,000 Köpfen, sondern auch über die Colonie Malacca auf dem hinterindischen Festland. Die ansässigen europäischen Kaufleute sind unter die Beschützten zu rechnen, so dass die Regierung im Falle eines Aufstandes einzig auf die Energie und Umsicht von einem Dutzend Beamten und auf die Treue eines indischen Sepoy-Regiments angewiesen ist. Europäische Truppen sind nicht da, aber die Angesessenen fühlen sich vollkommen sicher unter dem Schutze der britischen Flagge. Es ist auch für alle Eventualitäten gesorgt: auf dem die Stadt beherrschenden Hügel erhebt sich ein stark armirtes Fort, wo im Falle eines Aufstandes, der nur von den Chinesen zu befürchten ist, alle europäischen Ansiedler mit ihrer Habe Schutz finden könnten. Dieses Fort nimmt den ganzen Hügel ein, dessen Gestalt seinen Grundriss bestimmt hat: man baute zur Zeit unserer ersten Anwesenheit seit funfzehn Monaten daran und hoffte es in kurzem zu vollenden. Das Material ist ein vorzüglicher Granit von einer nahgelegenen Insel, die Armirung soll in 27 Geschützen von schwerem Caliber (8 inch guns) bestehen, welche die ganze Stadt

in Grund schiessen können. Auch gegen einen Angriff fremder Kriegsschiffe würde das Fort die Stadt auf kurze Zeit vertheidigen können, doch ist sein Hauptzweck der einer Zwingburg für die asiatische Bevölkerung. Der Bau des Arsenals und der Officierwohnungen war schon weit vorgeschritten und zu einer Caserne für zweihundert Artilleristen der Grund gelegt. Die Kosten betrugen bis dahin 14,000 Pfund Sterling. — Schön ist die Aussicht von diesem Burghügel auf die Stadt, die Rhede, die grünen Hügel mit den schimmernden Wohnhäusern der Europäer, besonders Morgens, wenn leichte Nebel auf der Insel lagern, und die Wipfel der Palmen und Casuarinen sich wie aus flockigem Federflaum erheben. Im Westen liegt Newharbour mit den Docks der P. and O. Company, und am Fusse des Festungshügels ein Morast, dessen schlammige Ufer die Malaien bewohnen. Sie werden seltsamer Weise von den schädlichen Ausdünstungen des Sumpfes nicht belästigt.

Sehr interessant und belehrend war ein Besuch in der zur Aufnahme vorderindischer Verbrecher bestimmten Strafanstalt (Convict lines). Am Eingang überrascht die geringe Stärke der Sepoy-Wache — zehn Mann — und die unbedeutende Höhe der Ringmauer. Die Sicherheit wird aber durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Insel und durch die innere Einrichtung der Anstalt gewährleistet, so dass es keiner äusseren Schutzmittel bedarf. Die Gefangenen, meist Hindu's, finden entweichend weder bei Malaien noch bei Chinesen Aufnahme, und im Walde übt der Tiger die Polizei. Wird einer zurückgebracht, so verliert er alle durch früheres gutes Betragen errungenen Vortheile und muss wieder in die unterste Classe eintreten. — Die Haupteigenthümlichkeit der Anstalt ist die Beaufsichtigung der Sträflinge durch Sträflinge. Solche unter ihnen, die sich längere Zeit — fünf bis acht Jahre — gut betragen haben, werden als Aufseher, Schreiber und Krankenwärter gebraucht, und erhalten dafür ein Monatsgehalt von etwa vier Thalern. Ueber dreihundert Stellen sind auf diese Weise besetzt; der Vorsteher der Anstalt, ein Hauptmann, hat ausser zwei englischen Wachtmeistern keinen Beamten der nicht Sträfling wäre. Die Aufseher müssen für Jeden einstehen der ihnen anvertraut wird, auch wenn sie, wie häufig vorkommt, zum Stein- oder Holzhauen, zu Strassenbauten oder anderen öffentlichen Arbeiten mit Proviant versehen auf mehrere Wochen in entlegene Gegenden der Insel geschickt werden. Die Kosten der Anstalt sind sehr gering:

die Hindu's leben fast ganz von Reis und Gemüsen, und vieler Kleidung bedarf es nicht. So erhält sich die Anstalt nicht nur selbst, sondern wirft einen beträchtlichen Gewinn ab, der 1859 gegen 40,000 Rupees (26,667 Th.) betragen haben soll. Die Zahl der Sträflinge belief sich auf 2247, darunter einige Weiber; dazu waren 292 Zuchthäusler aus Singapore in derselben Anstalt untergebracht, also im Ganzen 2539. — Alle zur Deportation verurtheilten vorderindischen Verbrecher werden in die Niederlassungen der Strasse von Malacca, nach Penang, Malacca und Singapore geschickt, wo man durch ihre Arbeit den grössten Theil der Strassen und öffentlichen Gebäude hergestellt hat. Auch am Bau des Forts von Singapore arbeiteten sie mit chinesischen Tagelöhnern vermischt. Schlechte Führung wird mit harter Arbeit, dem Ausklopfen der Cocosnussfasern in Ketten bestraft.

Die Sträflinge der Anstalt von Singapore sahen munter und gesund aus, vor allen die Aufseher. — In einem grossen, mit Mauern umgebenen Hofe stehen mehrere gut gehaltene Gebäude, Schlaf- und Arbeitsäle, ein Hospital, Zellen zur Einzelnhaft, Küchen, Werkstätten, Schmieden, ein Arbeitslocal für Widerspänstige, eine Abtheilung für die Frauen u. s. w., alle luftig und rein im vollsten Sinne des Wortes. Die Brunnen liefern nicht bloss Trinkwasser, sondern auch Wasch- und Badewasser in reichlicher Menge. Die Küchen für jede Religion und Kaste sind getrennt und dienen zugleich als Speisesäle, da jeder Hindu seine Nahrung auf der Erde kauernd sogleich verzehrt, wo er sie erhält. — Es giebt im Ganzen sechs Classen Gefangener, davon ist die fünfte die Strafabtheilung, und zur sechsten gehören die durch Alter zur Arbeit unfähig gewordenen. Die Sträflinge gelangen nach sechs- bis sechszehnjähriger guter Führung in die erste Classe und dürfen sich dann selbst auf der Insel ihr Unterkommen suchen.

Die Caserne des 40. Native-infantry Madras-Regimentes besichtigte der Gesandte bei Gelegenheit eines Besuches, den er dem Commandeur Major Hervey abstattete. Die Gemeinen sind alle aus der Präsidentschaft Madras geworben; sie dürfen nur drei Jahre hintereinander ausser Landes verwendet werden und erhalten während dieser Zeit einen monatlichen Sold von 7 bis 9 Rupees (1 Rupee = 20 Sgr.) neben reichlichen Rationen. Viele ernähren davon ihre in Indien zurückgebliebenen Familien. Die Madras-Regimenter sind während des ganzen indischen Feldzuges treu

geblieben und geniessen des grössten Vertrauens; trotzdem hält man es seit 1858 für gerathen, nur die dienstthuenden Mannschaften bewaffnet gehen zu lassen; alle übrigen müssen ihre Waffen in einem grossen Saale der Caserne niederlegen. Das Regiment besteht aus zehn Compagnieen zu hundert Mann; zwei davon sind in Labuan auf Borneo stationirt. Die Verantwortlichkeit für die Truppen in Singapore fällt auf sechs englische Officiere; alle übrigen Subalternen sind avancirte Sepoys.

Am 7. August machte der Gesandte in Begleitung der Capitäne Sundewall und Jachmann und vieler anderen Expeditionsmitglieder dem bei Newharbour, etwa drei englische Meilen von der Stadt wohnenden Tumanguṅg von Džohor einen Besuch. Er ist der Sohn des Mannes, welcher den Engländern zuerst einen Küstenstrich zur Niederlassung auf der Insel abtrat, ein alter, fast zahnloser Herr in malaiischer Tracht, welche besonders durch das bunte, lose um den Kopf geknüpfte Baumwollentuch und den Sarong auffällt. Aehnlich, doch mit europäischen Zuthaten, kleiden sich seine beiden englisch redenden Söhne, welche den Gesandten am Eingange des Hauses empfingen, schöne junge Männer im Alter von 27 und 24 Jahren mit ächt malaiischen träumerischen Zügen. Der Tumanguṅg kam seinen Gästen oben an der Treppe entgegen, führte sie in einen englisch eingerichteten Salon und zeigte mit grosser Selbstgefälligkeit eine Sammlung kostbarer Krise, — so heissen die malaiischen Dolche. Die Klinge ist geflammt und oben sehr breit, das Heft kurz, von hartem Holze, und sitzt im stumpfen Winkel an der Klinge. Die meisten sind vergiftet, jede Wunde soll tödtlich sein. Die Dolche des Tumanguṅg hatten sehr schöne Klingen deren Stahl eine Art Damast zeigte, und waren reich mit Edelsteinen besetzt, ebenso einige kurze Lanzen die zur Tigerjagd gebraucht werden, von schöner Zeichnung und auserlesener Arbeit. — Der Tumanguṅg spricht nur malaiisch; der hanseatische Consul hatte die Güte, bei der Conversation zu dolmetschen. — Unbeirrt durch die Anwesenheit der Fremden flatterten durch die offenen Fenster viele Schwalben aus und ein und verschwanden in einen an die Wohnräume stossenden Gang, dessen Decke ganz mit ihren Nestern bedeckt war. Wir erfuhren, dass es die Art sei, welche die essbaren Nester baut, und dass der Hausherr sie seinem Gaumen zu Liebe hierher gewöhnt habe. Ueber der Treppe hing ein Käfig mit einer unscheinbaren Taube von seltener Art, die nach malaiischem

7. August.

Aberglauben ein sehr hohes Alter erreicht und in ihrem hundertsten Lebensjahre diamantene Eier legt.

Wir verabschiedeten uns mit dem Wunsche, dass der alte Herr noch recht viele Schwalbennester und demantene Eier geniessen möge, und wurden von seinem ältesten Sohne nach dessen nahgelegenem Hause geführt, wo ein opulentes europäisches Frühstück aufgetragen war. Durch die Fenster und Thüren gaffte eine stumme Menge herein. Die Wirthe nahmen als strenge Mohamedaner weder Speise noch Wein zu sich, sondern begnügten sich mit kühlendem Scherbeth. Graf Eulenburg brachte in deutscher Rede ihre Gesundheit aus, — dann erhoben wir uns, um die nahgelegenen Etablissements der P. and O. Company zu besehen. Ihre Lage ist köstlich; die Bucht bildet hier mehrere tiefe Einschnitte, die steilen Ufer sind malerisch mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt, unter welchem sich die rechteckigen kahlen Nützlichkeitsbauten gar sonderbar ausnehmen; das hohe Meer ist nirgend zu sehen und das Wasser spiegelglatt. Eine vorliegende längliche Insel bricht den Wogenschwall; die Schiffe können von Osten und von Westen einsegeln. Rückwärts thront auf dem Hügel eine Batterie von fünf Geschützen, welche das ganze Becken beherrscht.

Bei der Heimfahrt erblickten wir das Signal eines preussischen Kriegsschiffes am Flaggenmast auf dem Fort, die Elbe war in Sicht. — Abends gab der Gouverneur dem Gesandten ein solennes Diner und empfing ihn dabei mit militärischen Ehren.

8. August. Den 8. August hatte der Gesandte zu seiner formellen Installirung auf den Kriegsschiffen bestimmt. Er begab sich deshalb mit sämmtlichen Expeditionsmitgliedern und dem preussischen Consul Morgens um elf Uhr an Bord der Arkona, wo die Officiercorps aller vier Schiffe versammelt waren. Nach Vorstellung derselben durch den Geschwaderchef hielt der Gesandte eine kurze Anrede an die Versammlung, in welcher er hervorhob, welche Wichtigkeit Seine königliche Hoheit der Prinz-Regent der Expedition beilege, und dass er Allerhöchstdenselben in Aller Namen das Versprechen gegeben habe, in treuester Pflichterfüllung alle Kräfte an die Erreichung der vorgesteckten Ziele setzen zu wollen. Er schloss mit einem dreimaligen Hoch auf Seine Majestät den König und Seine königliche Hoheit den Regenten, in welches die Musik und die in Parade aufgestellte Mannschaft mit lautem Hurrah einfielen. Gegen ein Uhr kamen der Gouverneur mit Lady Cavenagh und seinem

Adjutanten, der Oberrichter der Colonie, und bald nachher der Tumanguṅg mit seinem ältesten Sohne, Herr und Frau Moyer und der mecklenburgische Consul Cramer an Bord. Nach dem Frühstück wurde das Schiff besichtigt, und einige Exercitien mit dem Zündnadelgewehr gemacht, welche die Aufmerksamkeit der englischen Officiere und der malaiischen Fürsten erregten. Der Gouverneur verliess um zwei Uhr das Schiff unter dem Salutfeuer der Thetis, welches der englische Kriegsdampfer Assaye mit der preussischen Flagge im Grosstop erwiederte. Die Arkona salutirte unter den Klängen des Preussenliedes in dem Augenblick, da das Boot des Gesandten, — als das letzte, — vom Fallrep abstiess.

Ursprünglich war es die Absicht des Gesandten gewesen, von Singapore aus nach China zu gehen, um dort mit den Vertragsverhandlungen zu beginnen. Die Ausführung dieses Planes setzte aber voraus, dass dort die Engländer und Franzosen ihre Zwecke erreicht, ihre Verträge ratificirt, ihre Gesandten in Pekiṅg eingeführt hätten. Erschien das preussische Geschwader unter solchen Verhältnissen in den chinesischen Meeren, so konnte man günstige Resultate mit Sicherheit erwarten. So lange aber die Differenzen mit England und Frankreich schwebten, liess sich der Hof von Pekiṅg auf Unterhandlungen mit anderen Mächten wahrscheinlich gar nicht ein. Der mit Negocirung eines Handelsvertrages beauftragte belgische General-Consul D'Egremont war in diesem Sinne beschieden worden, und Preussen konnte nichts Besseres erwarten. Am günstigsten wäre der Augenblick unmittelbar nach dem Siege der Alliirten oder nach der friedlichen Ausgleichung des Streites gewesen, aber noch schien die Entscheidung weit hinausgerückt. Der Untergang des Malabar im Hafen von Point de Galle hatte die Ankunft der beiden Botschafter Lord Elgin und Baron Gros verzögert, und die Franzosen verloren ein mit nothwendigen Ausrüstungsgegenständen beladenes Transportschiff. In Folge dessen waren, wie in Singapore verlautete, die Streitkräfte noch nicht einmal von Hongkong und Schanghai nach dem Norden aufgebrochen: die Nachricht von den Fortschritten der chinesischen Rebellen, welche Sutšau genommen hatten und Schanghai bedrohten, erweckte wieder die Hoffnung, dass der Hof von Pekiṅg dem Druck der Verhältnisse weichen und die Forderungen der Alliirten erfüllen würde, ohne es zum Aeussersten kommen zu lassen, — kurz, Alles lag im Ungewissen. Der Gesandte hätte, wenn er in diesem Augenblicke

nach China ging, eine zuwartende Stellung einnehmen müssen, und zwar in Schanghai, wo diese Monate die heissesten und ungesundesten des ganzen Jahres sind, oder in dem stürmischen Golfe von Petšili, wo unter den obwaltenden Umständen an eine Landung nicht zu denken war. An beiden Orten wäre die Expedition zu einer mehrmonatlichen Unthätigkeit verurtheilt gewesen, von der sich auch für die Zukunft kein Vortheil absehen liess. Zu einer Theilnahme am Kriege war erstens keine Veranlassung, — denn eine blosse Weigerung der chinesischen Regierung, mit Preussen einen Vertrag abzuschliessen, konnte niemals als eine solche angesehen werden, — dann aber hatten die preussischen Kriegsschiffe viel zu grossen Tiefgang, um die Barre vor den Taku-Forts passiren und in den Peïho einlaufen zu können, der nur für Fahrzeuge geringer Grösse schiffbar ist, waren also schon durch ihre Bauart von der Möglichkeit der Theilnahme an den Feindseligkeiten ausgeschlossen: die Alliirten hätten auch eine solche schwerlich gewünscht. Eine rein zuwartende Stellung aber war der Würde der Gesandtschaft nicht angemessen.

In Singapore konnte Graf Eulenburg nicht bleiben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, im entscheidenden Augenblicke nicht an Ort und Stelle sein zu können. Der Südwest-Monsun weht nur in den Sommermonaten und höchstens bis zum September. Der Nordost-Monsun der Wintermonate aber ist an den chinesischen Küsten so heftig und beständig, dass die Schiffe grosse Umwege machen müssen um die nördlichen Häfen zu erreichen. Es handelte sich also darum, mit Hülfe des schon schwindenden Südwestwindes noch einen Ort zu erreichen, wo die Expedition, ohne unthätig zu sein, die Entwickelung der chinesischen Ereignisse abwarten, und von wo sie schnell nach Nord-China hinübersegeln könnte. Deshalb beschloss der Gesandte, jetzt gleich nach Yeddo zu gehen, und trotz den ungünstigen Nachrichten über die Disposition der dortigen Regierung den Japanern zuerst seine Vorschläge zu machen. Wurden sie zurückgewiesen, so hatte das weiter keine Folgen für den chinesichen Vertrag; der Gesandte konnte im October oder November nach dem Golf von Petšili gehen, wo dann wohl eine Entscheidung eingetreten sein musste. Ein misslungener Versuch in China würde die unbedingte Zurückweisung in Japan unfehlbar nach sich gezogen haben; dagegen hatte es nichts Bedenkliches, nach glücklichem Abschluss mit China nach Japan

zurückzukehren, denn fast alle Verträge fremder Mächte mit Japan waren bis dahin unter dem Druck ihrer Erfolge in China abgeschlossen worden.

Arkona, Thetis und Frauenlob waren in wenig Tagen segelfertig; die Elbe aber hatte in den Stürmen am Cap der Guten Hoffnung einen grossen Theil ihres Kupferbeschlages verloren, und musste in das Dock gehen. Wann die Reparaturen beendet sein würden, liess sich nicht absehen. Da nun die kaufmännischen Mitglieder der Expedition in Singapore ihre Waarenproben vorzulegen wünschten, so wies der Gesandte ihnen ihre Plätze auf der Elbe an. Demgemäss blieben die Herren Jacob, Grube und Commerzienrath Wolf in Singapore zurück. Von den übrigen Reisenden schifften sich der Gesandte mit seinen drei Attaché's — den Herren von Brandt, von Bunsen und Graf A. zu Eulenburg, — dem Dr. med. Lucius, dem Geologen Baron von Richthofen, dem Zeichner W. Heine aus New-York, dem sächsischen Kaufmann G. Spiess und dem Photographen Bismark auf der Arkona; der Legations-Secretär Pieschel, der Botaniker Regierungsrath Wichura, der Zoologe Dr. von Martens, der Bevollmächtigte des Landwirthschaftlichen Ministeriums Dr. Maron, der botanische Gärtner Schottmüller und der Maler Berg auf der Thetis ein. Frauenlob erhielt keine Passagiere. Die Thetis verliess die Rhede von Singapore am 12., Arkona und Frauenlob am 13. August. Da der Gesandte nicht wünschte, dass sein Zweck nach Yeddo zu gehen der japanischen Regierung vor seiner Ankunft bekannt würde, — was durch die Postdampfschiffe über Hongkong und Schanghai leicht geschehen konnte, — so blieb die nächste Bestimmung der ganzen Expedition während ihres Aufenthaltes in Singapore geheim; die Schiffe gingen mit versiegelten Ordres in See, welche erst auf hohem Meere erbrochen wurden.

II.

REISE DER THETIS VON SINGAPORE NACH YEDDO.

VOM 12. AUGUST BIS 14. SEPTEMBER.

Die Passagiere der Thetis begaben sich schon am elften Mittags an Bord und die Fregatte war segelfertig, aber ein auf dem Werft von Singapore bestellter Cutter — die Thetis hatte den ihren in den Stürmen am Cap der Guten Hoffnung verloren — wurde bis zum Abend nicht abgeliefert, und musste endlich von der Mannschaft unvollendet an Bord geholt werden. — Das Schiff war den ganzen Nachmittag von Bumbooten umgeben, in denen Malaien und Chinesen ihre Waaren zu Kauf boten: die Mannschaft trieb in den Freistunden ihren Scherz mit ihnen und feilschte um allerlei Nöthiges und Unnützes. Jeder sprach seine eigene Sprache und man verstand sich oft erst nach den spasshaftesten Irrthümern. Der Matrose mag kein Geld im Beutel dulden und wird, namentlich wenn er den Hafen verlässt, gern um jeden Preis seinen letzten Heller los. Ananas, Bananen und andere Früchte, frisches Brod und Käse fanden starken Absatz, — denn dass wir für geraume Zeit auf Schiffskost angewiesen sein sollten war bekannt, — aber auch Affen, Cacadu's und anderes schreiendes Gethier, die besondere Leidenschaft der Seeleute, wurden begierig gekauft. Die Vorgesetzten gönnen sie ihnen gern so weit es der Raum und der Dienst gestatten, denn sie bilden fast die einzige Unterhaltung der jüngeren Mannschaft auf langen Reisen, und geben, bei manchem Schabernak, viel Stoff zu Scherz und Lachen.

12 August 1860. Am zwölften um acht Uhr Morgens ging die Fregatte in See. — Wir liefen unter leichter Westbrise durch den Singapore-Canal — da ertönte plötzlich der Angstruf »Mann über Bord«. Ein Matrose war beim Setzen der Leesegel von der Raae gerissen worden und trieb in den Wellen. Das Schiff machte wenig Fahrt und wurde sogleich beigedreht, der zweite Cutter zu Wasser gebracht, aber

so schnell dieses Manöver auch ging, so schwamm der Matrose, der eine der ausgeworfenen Rettungsbojen erfasst hatte, doch schon mehrere Kabellängen hinter uns. Das Boot erreichte ihn glücklich vor einem Angriff der Haifische, von denen diese Meere wimmeln, und er kam mit einem angenehmen Bade, wir diesmal mit dem Schreck davon. Gewöhnlich geht es nicht so glücklich, denn nur wenige Matrosen können schwimmen, und die Haifische folgen gern im Kielwasser der Schiffe. — Um vier Uhr passirten wir den Leuchtthurm von Pedra blanca, den die Engländer am östlichen Eingange der Strasse von Singapore erbaut haben, und liefen in die chinesische See ein.

Am dreizehnten waren die Anamba-Inseln in Sicht. Der 13. August. Südwestwind wurde immer schwächer und starb am folgenden Tage ganz weg. Den vierzehnten war es todtenstill, und blieb so mit geringer Unterbrechung durch leichte Brisen bis zum 18. September. Die Sonne schoss glühende Strahlen; man beobachtete auf Deck im Schatten bis 40° C., und an den kühlsten Stellen in der Batterie 30° C.: der geschmolzene Theer thaute in dicken schwarzen Tropfen von der Takelage, und die Existenz auf dem Schiffe war keine paradiesische. Am besten ging es noch den Passagieren. Legationssecretär Pieschel hatte einen Theil der Capitänscajüte inne, und die anderen bewohnten zu zweien luftige Kammern in der Batterie, welche für sie aufgeschlagen waren. Diese hatten als Fenster jede eine breite Stückpforte, welche Tag und Nacht offen blieb, und doch liess sich kein merklicher Luftzug herstellen. Die Kammern der Officiere und Beamten aber liegen ein Stockwerk tiefer, im Zwischendeck, und haben als Fenster nur ein sogenanntes Ochsenauge, ein rundes Loch von etwa fünf Zoll Durchmesser, das bei dem geringsten Seegange hermetisch verschlossen werden muss. Hier und in den ebenfalls im Zwischendeck liegenden Messräumen der Officiere und Cadetten wurde der Aufenthalt zu Zeiten ganz unleidlich, besonders beim Mittagessen. Diese Unbequemlichkeit ist eine nothwendige, denn der Kampfbereitschaft des Schiffes, welche ein Freibleiben des Batteriedeckes für die Geschützmanöver fordert, muss jede andere Rücksicht weichen. Der Seemann ist von Jugend auf an alle Entbehrungen des Kriegsschiffslebens gewöhnt, aber der Reisende empfindet sie schwer: so wurden besonders den neu hinzugekommenen Passagieren die spärlichen Wasserrationen — ein und ein halbes Quart täglich zum Waschen und Trinken — bei

dem brennenden Durst und dem Bedürfniss die Haut zu erfrischen sehr unbequem.

Wo viele Menschen auf einem kleinen Raum zusammengedrängt sind, da müssen die Rechte und Pflichten eines Jeden streng abgegrenzt sein, wenn Ordnung und Disciplin erhalten werden sollen. Die Autorität des Schiffscommandanten ist unbedingt wie seine Verantwortlichkeit: seine Stellung ist für die Mannschaft gewissermaassen unnahbar, denn alle Befehle an dieselbe werden durch die Officiere vermittelt. Das ganze Detail des Dienstes ist Sache des ersten Officiers, welcher dem Capitän seine Meldungen darüber macht und dessen Befehle entgegennimmt. Letzterer beschäftigt sich auf See direct nur mit dem Laufe und der Sicherheit des Schiffes und wird darin unterstützt von dem Observationsofficier, einem dazu ernannten Lieutenant z. S. II. Classe, der für die Chronometer und Karten sorgt, für die astronomischen Beobachtungen und Rechnungen und für die Peilung der Küsten verantwortlich ist, und dem Commandanten alle zur Bestimmung des Courses erforderlichen Einzelnheiten vorlegt um von ihm die Befehle über Steuerung und Segelführung zu empfangen. Der erste Officier bestimmt das Detail des Dienstes und der Arbeitsvertheilung, empfängt alle Meldungen, und übernimmt das Commando sobald alle Mann aufgepfiffen worden. Die übrigen Lieutenants und die älteren Fähnriche befehligen die Wache, commandiren alle Segelmanöver die zur Einhaltung des befohlenen Courses nothwendig sind, und thun nur dann dem Capitän Meldung, wenn die erlassenen Befehle durch unvorgesehene Umstände nicht mehr passen. Der Officier der Wache befiehlt auch jede halbe Stunde — und unter Umständen öfter — das Logwerfen und alle übrigen, durch die Routine oder specielle Anordnung vorgeschriebenen dienstlichen Verrichtungen. Jeder Wache sind mehrere Cadetten zugetheilt, die an verschiedenen Stellen des Decks und der Masten postirt sind, die Befehle des wachthabenden Officiers an die Unterofficiere und die Mannschaft vermitteln und deren Ausführung beaufsichtigen. Die Windseite des ganzen Hinterdecks muss für den Capitän und den Officier der Wache frei bleiben, und darf von Anderen nur in dienstlichen Angelegenheiten betreten werden.

Die vierundzwanzig Stunden des See-Tages sind in sechs Wachen zu vier Stunden eingetheilt, von denen die eine wieder in zwei halbe Wachen zerfällt. Die Mittagstunde wird durch Observation der

Polhöhe bestimmt und dem Capitän gemeldet, darf aber erst angeschlagen werden, sobald er den Befehl gegeben hat, dass es Mittag sein solle. So geht auch für das Schiff die Sonne nur unter, wenn der Capitän es befiehlt — er kann den Tag abkürzen und verlängern: wenn die Flagge niedergeholt wird, ist Sonnenuntergang. Die Stunden werden nach »Glasen« gerechnet. Der Posten vor der Capitänscajüte hat eine halbstündige Sanduhr umzudrehen, und meldet wann sie abgelaufen ist, worauf die Glasen an einer Glocke in der Batterie angeschlagen werden. Jede Wache hat vier Stunden oder acht Glasen: man sagt nicht elf Uhr, sondern sechs Glas. Zwölf Uhr, vier Uhr und acht Uhr sind acht Glas, halb eins, halb fünf, halb neun ein Glas u. s. w.

Die ganze Mannschaft ist in zwei Wachen, eine Backbord- und eine Steuerbordwache eingetheilt, die sich von vier zu vier Stunden ablösen. Die dienstthuende führt unter dem Befehl des wachthabenden Officiers alle gewöhnlichen Segel- und sonstigen Manöver aus, — so lange nicht alle Mann aufgepfiffen werden, — während die wachtfreien Mannschaften arbeiten oder exerciren. Die Matrosen, deren es ausser den Schiffsjungen vier Classen giebt, sind in Divisionen eingetheilt, die unter dem Commando der einzelnen Officiere stehen. Es giebt Geschützdivisionen, eine Handwerkerdivision, eine Grossmastdivision u. s. w. Bei grossen Segelmanövern müssen Alle Hand anlegen. Jedes Boot hat seine bestimmte Mannschaft, einen Steuerer, und einen Cadetten der es befehligt. Die Matrosen heissen dienstlich »Gasten«. Man sagt Cuttergast, Signalgast, Vortopgast u. s. w. Die Cadetten haben, so weit sie nicht den verschiedenen Wachen zugetheilt sind, jeder seinen bestimmten Dienst: als Adjutant des ersten Officiers, als Observations-, Zwischendecks-, Signalcadetten. Die Fähnriche thun theils Officiers-, theils Cadettendienst. Decksofficiere heissen der Oberfeuerwerker, der Zimmermann, der Bootsmann: ersterer hat für die Geschütze, die Pulverkammer und die Munition, der Zimmermann für den Rumpf, die Masten und Raaen, der Bootsmann für die Takelage zu sorgen. Sie haben Jeder einen Gehülfen, — Maaten, — und ressortiren vom ersten Officier, der die Schlüssel zu ihren Vorrathsräumen aufbewahrt. Für die Segel, Hangematten, Matratzen, Kartuschen u. s. w. sorgen der Segelmacher und seine Gehülfen, für die Flaggen die Signalgäste unter Befehl eines Cadetten. Die Verwaltung des gesammten Schiffsmaterials, aller Mundvorräthe und der Kassen liegt

in den Händen von Intendanturbeamten, die unter dem Befehle des Capitäns und Zuziehung des ersten Officiers alle Einkäufe, Contracte, Zahlungen u. s. w. besorgen.

Der ärztliche Stab bestand auf der Thetis aus einem Stabs- und zwei Assistenzärzten. Diese, die Intendanturbeamten und die Seesoldaten werden nicht eigentlich zu den Seeleuten gerechnet und von diesen — sammt allen Passagieren — gelegentlich mit dem Schmeichelnamen »Badegäste« bezeichnet. Der Matrose sieht mit einigem Hochmuth besonders auf die Seesoldaten herab, welche zwar mit in die Wachen vertheilt sind und bei allen Segelmanövern Hand anlegen müssen, aber niemals oberhalb der Railing, also nicht in den Masten und dem Takelwerk verwendet werden dürfen, wo der Dienst gefährlich ist, Muth und Gewandtheit fordert. Sie beziehen ausserdem die Posten vor der Capitänscajüte und Officiersmesse, und im Hafen am Fallrep, auf der Commandobrücke und an anderen Stellen. Die auf Arkona und Thetis commandirten Detachements standen jedes unter dem Commando eines Seconde-Lieutenants.

Eine Fregatte hat drei Decke: das Verdeck, das Batteriedeck und das Zwischendeck. Letzteres liegt mit seiner Sohle schon unter der Wasserlinie und erhält nur wenig Licht von oben und durch die Ochsenaugen in der Schiffswand. Im Zwischendeck liegen das Lazareth, die Cadettenmesse, die Kammern der Decksofficiere, Aerzte und Beamten, und im hintersten Theile, gewöhnlich von den Kammern der Officiere umgeben, die Officiersmesse, über welcher die beiden oberen Decke durchbrochen und mit Glasfenstern zugesetzt sind. Im freien Mittelraume des Zwischendecks nimmt die Mannschaft ihre Malzeiten: dort werden Nachts ihre Hangematten und hinter dem Grossmast die der Cadetten und Fähnriche geknüpft. Jeder Cadett hat unter dem für seine Hangematte angewiesenen Raum eine Kiste von vorschriftsmässiger Form und Grösse stehen, die seine Habseligkeiten enthält. Bei Tage werden alle Hangematten in den sogenannten Finkenetzen, einem um die ganze Railing laufenden Behältniss verstaut. Unter dem Zwischendeck liegt die Pulverkammer, die Räume für die Ankerketten und sämmtliche Vorräthe.

Im Batteriedeck stehen zu beiden Seiten, die ganze Länge des Schiffes entlang, die Geschütze. Hier ist es hell und luftig, die Pforten werden nur bei schlechtem Wetter geschlossen. Vorn

arbeiten gewöhnlich die Zimmerleute; hinter dem Fockmast steht die »Kambüse«, wo der Koch und seine Gehülfen walten. Der Grossmast und das von oben her durchgehende Gangspill sind mit Trophäen umgeben, die übrigen kleinen Waffen — Büchsen, Revolver, Entersäbel, Beile, Piken — und die Geräthschaften der Geschütze an der Decke und den Seitenwänden angebracht. Dort hangen auch in hölzernen Kasten gefüllte Granaten, und Vollkugeln liegen reihenweise in der Mitte. Hinter dem Gangspill folgt die Treppe für die Officiere, — die Mannschaft benutzt andere Luken, — dann hinter dem Oberlicht der Officiersmesse, vor dem Kreuzmast, die Hülfsräder des Steuerruders, die mit den auf dem Verdeck befindlichen Haupträdern in Verbindung stehen. Den hintersten Raum nehmen die Vorcajüte und die Capitänscajüte ein. Erstere, in der die beiden »achtersten« Geschütze stehen, dient zu den Arbeiten des Capitäns mit den Officieren, als sein Empfangs- und Speisezimmer.

Auf dem Verdeck stehen vorn Geschütze: hier arbeiten der Schlächter, der Schmied, der Büchsenmacher. Zwischen dem Fock- und dem Grossmast sind die vier grossen Boote eingesetzt — die beiden Barcassen und die beiden Pinassen, je zwei über einander, — und längs ihnen liegen Raaen, Spieren und sonstige Vorrathshölzer aufgestaut: dahinter stehen gewöhnlich die Bootsgeschütze. Zu beiden Seiten der Boote bleibt bis zum Bord nur ein schmaler Raum frei; hier liegen in der Railing zu beiden Seiten die Fallrepsöffnungen, die auf See zugesetzt werden. Hinter dem Grossmast folgt eine grosse Luke, die Hauptverbindung des Verdecks mit der Batterie, dann kommt das Gangspill, an welchem die Anker aufgewunden werden, dahinter die Officiertreppe, dann das Steuerrad, vor welchem zwei Compasse stehen. Das Steuerrad ist auch hier doppelt, so dass bei starkem Winde auf dem Verdeck und in der Batterie je vier Mann anfassen können: unter gewöhnlichen Umständen stehen auf einer Fregatte nur zwei Mann auf dem Verdeck am Steuer. — Der Raum zwischen dem Gross- und dem Kreuzmast heisst das Quarterdeck und ist der vornehmste Platz des Schiffes, der Sitz des Commando's. Jeder Seemann, der es betritt, fasst nach alter Sitte grüssend an den Hut. Hier ist zu beiden Seiten eine trittartige Erhöhung an der Railing angebracht, von wo der Commandirende das Schiff übersehen und die Steuerleute anweisen kann: auf anderen Schiffen führt eine schmale Brücke

queerüber von Railing zu Railing, die Commandobrücke, von wo bei Dampfern ein Sprachrohr in die Maschine hinabführt. Hinter dem Kreuzmast steht der Flaggenkasten; die Flagge sowohl als die meisten Signale werden an der Besangaffel gehisst. Das ganze Hinterdeck vom Grossmast an ist zu beiden Seiten mit Geschützen besetzt. Aussenbords hangen an den sogenannten Davids die kleineren Boote, und hinter dem Heck die Capitäns-Gig.

Eine Beschreibung des Takelwerks, der Segel und Masten wäre eine ebenso schwierige als undankbare Aufgabe. Bleibt doch dem Laien und Jedem, der nicht von Jugend auf darin gelebt hat, die scheinbare Verwirrung der Taue und »Enden«, der »Ausholer«, »Läufer« u. s. w. auch auf langen Seereisen ein Räthsel, und die sie in Bewegung setzende Commandosprache ein unverständliches Kanderwälsch.

Die Tagesordnung an Bord der Kriegsschiffe ist auf See ungefähr folgende: Morgens zehn Minuten vor vier wird die Wache »gepurrt« welche um vier Uhr ablöst; die Hangemattenstauer treten schon fünf Minuten vor vier bei den Finkenetzen an. Nach Verstauung der Hangematten werden entweder die Decke mit Sand und Steinen geschrubt, oder Kleider und Hangematten gewaschen; in beiden Fällen herrscht auf dem Verdeck und in der Batterie eine wahre Sündfluth. Um sechs Uhr werden die Decke gefegt, und »Enden heruntergelegt«, d. h. alle auf das Verdeck herabhängenden Taue in Schneckenform niedlich aufgerollt, nach Seemannsausdruck »in Scheiben aufgeschossen«. Um halb sieben heisst es abermals »Hangematten auf«: die um vier Uhr abgelöste Wache muss nun auch aufstehen. Um sieben Uhr ist Frühstück, wozu den Matrosen eine halbe Stunde gegeben wird: während der Zeit darf in der Batterie geraucht werden. Gleich nachher kleidet sich die freie Wache für den Tag und erscheint um dreiviertel auf acht auf Deck; die abtretende reinigt das Zwischendeck und kleidet sich ebenfalls um. Um halb acht finden sich die sämmtlichen Aerzte im Lazareth ein, wo Alle, die sich beim Profoss krank gemeldet haben, mit letzterem zur Stelle sind. Der Arzt du jour stattet dem ersten Officier Rapport über den Gesundheitszustand ab. Kurz vor acht muss der Observationsofficier die Chronometer aufziehen, und dem Commandanten wie dem Officier der Wache Meldung davon thun. Der letztere darf sich vor Empfang dieser Meldung nicht ablösen lassen, ebensowenig der Posten vor der Capitänscajüte, ehe dieselbe

Meldung an den Commandanten durch den Officier der Wache erfolgt ist. Um acht Uhr werden in heissen Gegenden die Sonnensegel und Windsäcke aufgebracht. — Unterdessen haben die Decksofficiere ihr Detail durch das ganze Schiff gründlich revidirt und rapportiren darüber dem ersten Officier. Um halb neun werden die Waffen und das Holzwerk geputzt, bei schönem Wetter auch die Geschütze losgemacht, und um neun ist Inspicirung. Schiff und Mannschaft müssen jetzt für den Tag ihre volle Toilette gemacht haben, und schmuck und ordentlich aussehen. Die Schrubber, Besen und sonstiges Putzzeug sind weggestant, die Geschütze wieder fest gemacht, die Treppen aufgestellt — Alles ist blank und sauber. Sonnabends ist die Musterung erst um elf; die dadurch gewonnene Zeit wird zu einer gründlicheren Reinigung des Schiffes benutzt. Dann werden alle Räume, Rumpf und Takelage nachgesehen, und, wo nöthig, gekalkt, gelabsalt, das Kupfergut geschmiert und die Farbe mit Oel abgerieben. Die Mannschaften, nach der Jahreszeit entweder weiss oder in blaue Wolle gekleidet, treten jetzt divisionsweise oder bei den Geschützen mit ihren Waffen an, die Seesoldaten mit ihren Gewehren. Sie werden zunächst von den Unterofficieren und Cadetten, dann von den Divisions-Chefs in Bezug auf Sauberkeit des Körpers, der Kleidung und Waffen gemustert. Der erste Officier rapportirt darauf dem Commandanten über das Ergebniss der Musterung, den Zustand des Schiffes, den Verbrauch an Wasser, Proviant, Brennmaterial u. s. w., über die Vergehen und Bestrafungen der letzten vierundzwanzig Stunden, und empfängt dessen Befehle über die zum Rapport zu bestellenden Personen und die im Laufe des Tages vorzunehmenden Arbeiten und Exercitien. Darauf inspicirt entweder der Commandant selbst oder nach seinem Ermessen der erste Officier. Die Musterung erstreckt sich an Wochentagen gewöhnlich nur auf die Mannschaft und auf die verschiedenen Decke; an Sonntagen, wo der Commandant regelmässig selbst inspicirt, auch auf die Vorrathsräume und das ganze Schiff. Zur Zeit der Musterung macht auch der Stabsarzt dem Commandanten seine Meldungen über den Gesundheitszustand. — Unmittelbar nach dem Abtreten der Mannschaft ist Rapportzeit. Alle Personen vom Unterofficier abwärts, welche Klagen haben, werden durch den Profoss auf dem Halbdeck an Backbord aufgestellt; der erste Officier nimmt ihre Klagen und Gesuche entgegen, entscheidet so weit seine Befugnisse reichen, und trägt das Uebrige dem Commandanten vor.

Die Decksofficiere wenden sich mit ihren Anliegen direct an den ersten Officier: die Officiere und die Beamten von deren Range werden zu gleichem Zwecke vom Capitän in seiner Cajüte empfangen, wo sie mit Hut, Epauletten und Säbel erscheinen müssen.

Die Mannschaft geht gleich nach der Musterung an ihre Exercitien und Arbeiten, sie exercirt am Geschütz oder mit den kleinen Waffen. Einmal wöchentlich, gewöhnlich Freitags, wird »Klar Schiff« exercirt, so bezeichnet man die Kampfbereitschaft dem Feinde gegenüber. Arbeiten giebt es hundertfältige an Bord eines Kriegsschiffes: da sind Segel und Kartuschen zu machen, Taue zu drehen, Kleider zu flicken u. s. w. Fast alle Reparaturen, aller Bedarf an Segeln und Takelwerk, alle Zimmermannsarbeiten werden an Bord aus dem rohen Material gefertigt. Die Matrosen müssen ihre Sachen selbst ausbessern; jeder hat für seine Habseligkeiten einen Kleidersack, dessen Inhalt von Zeit zu Zeit nachgesehen wird.

Um halb zwölf werden die Exercitien und Arbeiten eingestellt, die Decke aufgeräumt und gefegt; eine Viertelstunde später meldet sich der Schiffskoch mit einer Probe des Essens bei dem Officier der Wache, der es kostet, und fünf Minuten vor zwölf »Backen und Banken« commandirt. Im Zwischendeck werden die Tische und Bänke gesetzt, das Essen aufgetragen. Um zwölf heisst es »Schaffen«, d. h. Zugreifen. In einer halben Stunde muss »geschafft« sein, dann werden die wachthabenden Mannschaften abgelöst und halten ebenfalls ihre Malzeit. Nach dem Essen hat die ganze Schiffsmannschaft eine halbe Stunde freie Zeit, während deren wieder in der Batterie geraucht wird. Nur in sehr dringenden Fällen und auf ausdrückliche Erlaubniss des Commandanten darf die Zeit der Malzeiten und die Freizeit abgekürzt werden; letztere dauert Sonntags gewöhnlich bis vier Uhr. — An Wochentagen werden um eins die »Backen« abgeräumt und die Geschirre gereinigt, um halb zwei das Zwischendeck geräumt und gefegt. Von zwei bis vier wieder Arbeiten und Exerciren. Um vier erhalten die Mannschaften ihre Kleidersäcke und ziehen sich wachenweise für die Nacht um. Um fünf ist die Abendmusterung, wobei vorzüglich die Gefechtbereitschaft der Geschütze für die Nacht, die Bereitschaft der Sturmpumpen und der Rettungsbojen in das Auge gefasst wird. Im kalten Klima und bei drohendem Wetter werden um diese Zeit die Geschützpforten geschlossen und erst am Morgen wieder geöffnet. Nach der Musterung folgen Segelexercitien, und um halb sieben

erhält die Mannschaft ihr Abendbrod. Um sieben werden im Zwischendeck die Tische und Bänke weggestaut, alle Vorbereitungen zum Aufknüpfen der Hangematten getroffen, und die Mannschaft gewöhnlich zur Erholung auf Deck geschickt, damit das Zwischendeck auslufte. Zehn Minuten vor acht wird zu den Hangematten gepfiffen: die Hangemattenstauer rufen auf das Commando »Hangematten weg« die Nummer jeder einzelnen auf, und händigen sie dem Eigenthümer ein. Die freie Wache zieht sich zurück. Nachdem die wachthabenden Leute verlesen und die nöthigen Posten ausgestellt sind, werden die Hangemattenkleider übergezogen und die dienstfreien Mannschaften der Wache in die Batterie beordert, um zehn Minuten nach acht alle Lichter der Mannschaft unter Aufsicht des Profosses gelöscht. Um zehn Minuten nach neun geht der erste Officier mit dem Unterofficier der Seesoldaten du jour, den Cadetten der verschiedenen Decke, allen Decksofficieren und dem Profoss die erste Nachtronde, rapportirt dem Commandanten, und erhält dessen Befehle für die Nacht und den folgenden Morgen. Hierauf ertheilt er selbst den auf dem Halbdeck versammelten Cadetten die nöthigen Instructionen, und »wahrschaut« dem wachthabenden Officier, wann ihm der Commandant die schriftlichen Befehle für die Nacht geben will. Von da an bis zum Aufstehen des Commandanten fungirt der Officier der Wache im weiteren Sinn als dessen Stellvertreter, und hat ihm oder dem ersten Officier nur das besonders Befohlene oder sehr wichtige Vorfälle zu melden. Die ganze Nacht durch geht ein Cadett der Wache mit einem Feuerwerksmaat und dem wachthabenden Unterofficier der Seesoldaten halbstündliche Nachtronden durch das ganze Schiff. Um zehn Uhr müssen alle Lichte bei den Officieren mit Ausnahme der ausdrücklich gestatteten gelöscht werden.

Das ist ungefähr der tägliche Dienst auf See, — im Hafen gestaltet er sich anders. Auf See stehen natürlich die Segelmanöver immer im Vordergrunde, und die beschriebene Tagesordnung hat nur Geltung, sofern die Mannschaften nicht durch die nothwendigen Manöver und Arbeiten in Anspruch genommen sind. Ein Theil der Wache muss immer auf Deck und in den Toppen zur Stelle sein, — die Posten melden sich zur Nachtzeit bei jedem Anschlagen der Glasen durch lautes Rufen: Grosstopp Alles wohl, Rettungsbojen Alles wohl u. s. w. Die nicht auf Deck nothwendigen Leute pflegen bei Tage an den Uebungen und Arbeiten der freien Wache Theil

zu nehmen. Ist dann ein Manöver auszuführen, so commandirt der wachthabende Officier »Wache an Deck« oder »Wache und Freiwächter an Deck«, oder »Alle Mann auf«, je nach den erforderten Kräften. Die meisten Commando's, namentlich bei den Segelmanövern, werden von der Pfeife des Bootsmannes und der Unterofficiere begleitet, welche durch alle Theile des Schiffes und in den Masten hörbar, und in ihren Cadenzen der Mannschaft verständlich ist.

Man sieht, der Seemann hat wenig Ruhe. Die Erfahrung lehrt, dass unausgesetzte Thätigkeit das einzige Mittel ist, einen guten Geist und heitere Stimmung unter den Matrosen zu erhalten. Sie schlafen niemals volle vier Stunden hintereinander, und eine um die andere Nacht nur vier Stunden im Ganzen; sie haben keine andere freie Zeit, als die halben Stunden zum Frühstück und Abendbrod und eine Stunde um Mittag, und sind den ganzen übrigen Tag mit Dienst, Exercitien und Arbeiten unablässig beschäftigt. Die Kost auf den königlichen Schiffen ist gut, reichlich und nahrhaft, und die Leute sind meist gesund und kräftig. Gesalzenes Fleisch, Hülsenfrüchte und Schiffszwieback sind ihre Hauptnahrungsmittel auf See, — in den Häfen erhalten sie möglichst viel frisches Fleisch und Gemüse. Lebende Ochsen, Schaafe und Schweine werden auch, so weit es der Raum gestattet, mit auf die Reise genommen, um den Leuten einige Abwechselung in der Kost zu bereiten. Rum bekommen die preussischen Matrosen nicht regelmässig, sondern nur nach anstrengenden Arbeiten und bei schlechtem Wetter; den Caffee dagegen können sie nicht entbehren. Tabak und andere Erfrischungen darf ihnen der Bottelier — der mit der Aufsicht über die Mundvorräthe betraute Unterofficier — gegen Baar verkaufen, aber dem Rauchen setzt die wenige freie Zeit enge Grenzen. Auch haben sie auf See meistens kein Geld: ein Drittheil der Löhnung wird bei der Ankunft im Hafen ausgezahlt und ist bald verjubelt, die beiden anderen Drittheile erst bei Ausserdienststellung des Schiffes in der Heimath. Aber auch hier kann der ächte Seemann kein Geld in der Tasche leiden und ruht nicht eher, bis er mit Allem fertig ist. Matrosen, die von mehrjährigen Seereisen zurückkehren, erhalten oft mehrere hundert Thaler auf einmal, und es kommt nicht selten vor, dass »Jan Maat« ganze Hände voll blanker Thaler unter die Strassenjugend auswirft. In den Häfen ist die Disciplin und gute Stimmung weit schwerer zu erhalten als auf See, wo die Matrosen

meist munter und guter Dinge sind. Im Dienst und bei den Exercitien geht es streng her, aber bei den Arbeiten darf — mit Maassen — geschwatzt werden, manch derber Spass erregt die allgemeine Heiterkeit, und gutmüthiger Schabernak ist an der Tagesordnung. Etwas handfest und klobig sind ihre Scherze und Vergnügungen: so pflegten auf der Thetis die Schiffsjungen Paar oder Unpaar um Ohrfeigen zu spielen. Wer verlor, musste die Backe hinhalten; jeder schlug immer derber zu als der andere und zuletzt standen sie auf mit verschwollenen rothen Gesichtern und schwimmenden Augen. — Mit den an Bord befindlichen Thieren balgen und necken sich die Matrosen unermüdlich herum, und sorgen oft mit Aufopferung für sie: fast alle Thiere werden zahm auf langen Seereisen. Auf der Thetis war — neben vielen in Anyer und Singapore gekauften Affen und Papageien — eine Ziege der allgemeine Liebling, welche ursprünglich ihrer Milch wegen einst in West-Indien an Bord genommen war und nun schon seit lange das Gnadenbrod erhielt, ein munteres neckisches Thier, das in der Batterie frei umherlief und mit Jedem anband. Sie frass dem Zimmermann die Hobelspähne fort und hatte sich ihrer natürlichen Nahrung ganz entwöhnt. Als später die Thetis vor Yeddo lag, schickte Capitän Jachmann sie zur Erholung an das Land; — sie verschmähte aber alles Gras und grüne Futter, riss uns dagegen die papiernen Scheiben in grossen Fetzen von den Fenstern, und wurde krank, als man sie auf dem Rasen anband; an Bord erholte sie sich bald wieder.

Sonntag Nachmittags von zwei bis vier pflegten die Matrosen der Thetis auf Deck und im Zwischendeck zu tanzen, wozu einige mit Fiedeln und Pfeifen aufspielten; der Tanz wird mit wahrer Leidenschaft betrieben, manche sind sehr geschickt und der Jubel so gross, wie auf der ausgelassensten Kirchweih. Musik ist das beste Mittel, um auf langen Reisen die gute Stimmung zu erhalten; die vaterländischen Klänge erregen und besänftigen zugleich das Heimweh des Wanderers, indem sie seinem Bedürfniss Ausdruck verleihen. Es giebt nichts was auf weiten Seefahrten die Lebensgeister so erfrischte, nichts was den Geist so kräftig aus der Lethargie aufrüttelte, in welche ihn das ewige Einerlei des Lebens und der Gesellschaft versinken lässt. Abspannung und Langeweile sind die grössten Feinde des Seemannes: die Commandeure sehen es daher am liebsten, wenn die Matrosen sich selbst beschäftigen,

und befördern auf See das Singen und im Hafen die theatralischen Vorstellungen. Wo ein Musikcorps an Bord ist singt die Mannschaft weniger, da ihrem Bedürfniss von aussen abgeholfen wird; auf der Thetis aber schallte alle Abend lauter Chorgesang aus der Batterie, und vier Unterofficiere mit schönen Stimmen übten sich fleissig im Gesange vierstimmiger Lieder. Sie brachten es darin zu grosser Vollkommenheit, und haben sich später häufig am Lande vor dem Gesandten und seinen Gästen hören lassen müssen.

Der Dienst der Officiere und Cadetten ist sehr anstrengend, auch sie haben wenig freie Zeit. Bei schlechtem Wetter und in der Nähe der Küsten haben der Capitän und der Observationsofficier weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe; der erste Officier ist unablässig mit dem Detail beschäftigt und eigentlich niemals dienstfrei, und die übrigen Officiere müssen neben dem Wachtdienst für ihre Divisionen sorgen, exerciren, observiren und rechnen — zur Controlle des Observationsofficiers, — und ihr Journal schreiben. Die Cadetten haben ebenfalls viel Dienst und bereiten sich nebenbei unter Leitung der Officiere zum Fähnrich-Examen vor; die Fähnriche sind am schlimmsten daran: sie geniessen den Rang aber nicht die Vortheile der Officiere, essen in der Cadettenmesse und haben keine Kammern für sich. Sie avanciren zu Lieutenants zur See erst nach einer Anzahl von Jahren Fahrzeit und thun theils Cadetten-, theils Officiersdienst.

So ist denn am Bord eines Kriegsschiffes Alles in fortwährender Thätigkeit bis auf die unseligen »Badegäste«: die Beamten und Aerzte haben wenig zu thun und die Passagiere noch weniger. Zu geistigen Arbeiten ernster Art sind auf dem Meere nur Wenige fähig, die Seeluft und die Bewegung des Schiffes scheinen der Gehirnthätigkeit nicht günstig zu sein; dazu kommt die Unruhe im Schiffe, die keine Sammlung zulässt, und die Unmöglichkeit sich zu isoliren. Leichte Lectüre ist ein Haupterforderniss auf langen Seereisen: man verschlingt mit Lust die tollsten Romane, die unglaublichsten Reisebeschreibungen, und freut sich die Zeit zu betrügen. Die Schiffsbibliotheken liefern — neben wissenschaftlichen Werken — reichen Vorrath an derartigen Büchern, denn auch die Seeleute, vom Admiral bis zum Schiffsjungen, sind arge Bücherwürmer, und ihre Einbildungskraft vielfach in den Thaten und Schicksalen merkwürdiger Romanhelden und in wunderbaren Jagd- und Reiseabentheuern absorbirt. Diese Erscheinung erklärt sich leicht aus

dem Einerlei des Seelebens: je ärmer die Gegenwart, desto gieriger ist die Phantasie des Menschen; was ihm in der Wirklichkeit abgeht, will seine Einbildungskraft erleben. Der Seemann liest fast unausgesetzt in seinen wenigen Freistunden; — der Passagier liest, bis ihm der Kopf schwirrt und jede bequeme Körperstellung erschöpft ist, dann treibt er sich im Schiffe herum, guckt in die See, in die Ferne, nach den Masten und Segeln, oder sieht den Arbeiten der Mannschaft zu, und ist dabei überall im Wege; und indem er sich träumend alle die wunderbaren Einrichtungen an Geschützen, Masten und Takelwerk, alle die blank geputzten Messingknöpfe, die niedlich »aufgeschossenen Enden« besieht und ihren Bestimmungen nachgrübelt, — bedeutet ihm plötzlich ein höflicher Matrose, dass hier das Log geworfen oder ein Segel zugeschnitten werden soll. Oft geht es schlimmer, und wer bei den Segelmanövern nicht aufpasst, wird von täppischen Schiffsjungen angerannt und in die Taue verwickelt, oder sitzt plötzlich im Gedränge eines mächtig arbeitenden Menschenknäuels fest, aus dem er nicht wieder heraus kann. — Jedes und das kleinste äussere Ereigniss weckt das lebhafteste Interesse, ein Segel in der Ferne, eine Schaar Fische im Wasser, ein Vogel, der sich auf die Raae setzt. Am besten ist die Stimmung bei günstigem Winde; man freut sich vorwärts zu kommen, die Bewegung des Schiffes ist gleichmässig, der beständige Luftzug erfrischend. Bei heftigen und widrigen Winden ist die Existenz etwas geräuschvoll und unruhig, aber es giebt doch immer etwas zu thun und zu sehen: bald werden Segel gesetzt, bald gekürzt und eingenommen, bald alle Mann aufgepfiffen um das Schiff über den anderen Bug zu legen. Diese Manöver sind auf grossen Schiffen sehr interessant, und erregen jedes Mal die neue Bewunderung des Laien der den Organismus nicht kennt. Aber selbst schlechtes Wetter und Sturm, — wenn alle Pforten der Batterie geschlossen werden, wenn das Wasser sich stromweise über das Verdeck und in die unteren Räume ergiesst, wenn man, ohne sich festzuhalten, keinen sicheren Schritt gehen kann und das Schiff in allen Fugen kracht, — sind nicht so schlimm als anhaltende Windstille zwischen den Wendekreisen. Die Segel klappen ermüdend an die Masten, die Taue hangen schlaff herab, auf der weiten Fluth herrscht lautlose Stille und man hört im Schiffe jedes kleinste Geräusch. Der wachthabende Officier verwünscht sein langweiliges Schicksal und die Leute am Ruder starren gähnend in die blaue Luft. Abspannung und Lethargie bemächtigen

sich der ganzen Mannschaft. Das Verdeck und die Schiffswände werden glühend heiss, die Zersetzung des Seewassers in den unteren Räumen und die dichte Bevölkerung erzeugen bei dem Mangel an Luftzug eine wahrhaft fürchterliche Atmosphäre. Der Körper findet nirgend Erfrischung, denn Baden wäre der Haifische wegen gefährlich. Auch das Essen und Schlafen, sonst zwei Hauptbeschäftigungen des Seefahrers, werden zur Qual. das Peinigendste aber ist der unlöschbare Durst.

Solche Zeit erlebten wir im südchinesischen Meere. Nur Morgens und Abends konnte man auf Deck sein; den Tag über brannte die senkrechte Sonne unerträglich, und auch die Luft im Schiffsraume war erstickend.

17. August. Am 17. August liess Capitän Jachmann, da sich kein Wind in der Luft zeigte, für Herrn von Martens ein Boot bemannen um Seethiere zu fangen: mehrere andere Passagiere schlossen sich an. Man entfernte sich mit langsamen Ruderschlägen vom Schiffe; die Fluth war spiegelglatt, dunkelblau, krystallklar und durchsichtig; noch aus grossen Tiefen strahlten die Seethiere in köstlichem Farbenspiel glitzernd das Sonnenlicht zurück. Hier und da schwammen Cocosnüsse und verfaulende Baumstämme herum, voll von Holothurien und anderem Seegewürm, darunter, anscheinend den Schatten, wahrscheinlich aber Nahrung suchend, tummelten sich Schwärme kleiner bunter Fische, in allen Farben des Regenbogens glänzend. Herr von Martens fing Krabben, Seewanzen, Fische, Muscheln, Würmer: vor allen aber galt die Jagd den Seeschlangen, an welchen diese Meere reich sind. Sie schlängeln sich mit grosser Behendigkeit an der Oberfläche des Wassers hin, und tauchen unter, sobald man sich nähert; doch gelang es einige zu fangen, die grösste beinah drei Fuss lang. Diese Schlangen sind giftig. Eine grössere Art, die gegen sechs Fuss lang und gelb und braun geringelt ist, vereitelte alle Nachstellungen; sie tauchten schon in grosser Entfernung vor dem Boot unter, und schwammen tief unter dem Wasserspiegel wenn man zur Stelle gelangte. Die Jäger entfernten sich weiter und weiter von der Fregatte, und es war ein sonderbares Gefühl, auf der unabsehbaren Fläche in dem kleinen Boote herumzutreiben, am ganzen Horizont keine Spur von Leben ausser den weissen Segeln unserer Thetis. Die unendliche Weite des Meeres erscheint bei Windstille besonders grossartig. Diese Excursion dauerte mehrere Stunden und

war für alle Theilnehmer das erfreulichste Intermezzo dieser peinvollen Tage.

Am achtzehnten endlich erhob sich ein leichter Südwestwind, wir segelten die folgenden Tage mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von vier bis sechs Knoten. Ein amerikanischer Clipper begleitete die Fregatte mehrere Tage lang, und verliess sie, nachdem er sich durch Signal eine Ortsbestimmung erbeten, am dreiundzwanzigsten, um nach Hongkong zu segeln. — Am vierundzwanzigsten wurde, während wir schwache Fahrt machten, plötzlich mitten im glatten Wasser in kurzer Entfernung vor dem Bug der Fregatte eine starke Brandung sichtbar. Wir waren weit von allen Küsten entfernt, und nach den Seekarten musste hier tiefes Wasser sein; Capitän Jachmann liess aber beidrehen und ein Boot zu Wasser bringen, das mit dem Loth in der ganzen Breite der Brandung keinen Grund finden konnte. Unterdessen hatte die Strömung das Schiff unversehens auch schon mitten hinein getrieben, und es wurde abermals ohne Erfolg bis auf hundert Faden Tiefe gelothet. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich noch mehrere Male an den folgenden Tagen, und ist nur durch heftige Strömungen zu erklären, die in ungleichen Richtungen aufeinandertreffen. Der Zusammenstoss erzeugt die krausen kurzen Wellen, die man sonst nur über unterseeischen Riffen zu sehen pflegt. 18. August. 24. August.

Am sechsundzwanzigsten erreichten wir die Fukian-Strasse, und die Küste von China kam in Sicht; schwere Wolkenmassen lagerten auf den fernen Gebirgen. Nachmittags ging es bei einer Felseninsel vorbei, deren Spitze eine hohe Pagode krönte: in den Buchten Wälder von Dschunkenmasten. Der Abend war kühler als gewöhnlich: herrlicher Mondschein, dabei starkes Wetterleuchten im Osten und Westen — über Formosa und dem Festlande. Der Wind ging allmälich herum, so dass wir mehr nördlich liegen, und den folgenden Tag sogar kreuzen mussten. In dieser Gegend wimmelte das Meer von chinesischen Fischerdschunken, welche der Fregatte oft sehr nahe kamen und sich fast überfahren liessen. Ihr Bau ist mehr malerisch als practisch: sie sind gute Segler, aber heftigem Sturme nicht gewachsen. Alle Dschunken ächt chinesischer Bauart haben einen flachen Boden ohne Kiel, und ragen vorn und hinten hoch aus dem Wasser. In der Mitte wird das Verdeck bei schwerer Ladung fast von den Wellen bespült und ist dort fest verschlossen. Sie haben mehrere, zuweilen vier bis fünf 26. August.

unregelmässig gestellte Masten, wovon die kleineren vorn und hinten an den Borden befestigt sind: nur der Hauptmast steht durchgängig in der Mitte. — Die in der Fukian-Strasse gesehenen waren meist zweimastig, ihre Segel aus Bastmatten und Rotang, gross, viereckig und fächerförmig gespannt. Leichte Bambusrohre laufen, mit der Kauptraae parallel, in kurzen Entfernungen queer über das Segel, welches nur dadurch die gehörige Festigkeit erhält, denn ohne sie würden die Bastmatten in grosser Fläche dem Winde nicht Widerstand leisten. Nur die Leichtigkeit des Bambusrohres macht diese Bauart möglich; das Segel würde bei jedem anderen Material zu schwer werden, um sich regieren zu lassen.

Wir sahen in der Fukian-Strasse, oft in grosser Entfernung von den Dschunken, eine Menge dunkeler Puncte auf der Meeresfläche treiben, und waren sehr überrascht, durch das Fernrohr Menschen darin zu erkennen, die mit dem ganzen Oberleibe aus dem Wasser ragten und von den Wellen hin und her geschaukelt wurden, wie die leibhaftigen Tritonen. Das Räthsel löste sich erst, als Capitän Jachmann am siebenundzwanzigsten, da wir kreuzen mussten, ein Boot nach einer der Dschunken sandte um Fische zu kaufen. Es war grade kein Vorrath da, und der Schiffer winkte einen der nächsten Schwimmer heran, welcher kreuzbeinig auf einem kleinen viereckigen Bambusfloss sass und mit der Angel fischte. Sein Gewicht drückt das leichte Floss etwas unter den Meeresspiegel und mit den Beinen sitzt er im Wasser. So treiben sie, oft meilenweit entfernt, einsam auf der wogenden Fluth umher, eine Angelruthe in der Hand und neben sich einen Korb für die gefangenen Fische, wahrhaftige Wassermänner, denn gewöhnliche Adamssöhne könnten solche Existenz wohl kaum Tage lang ertragen. Ihr Fang besteht in jungen Haifischen, silberröthlichen Brassen, Saugfischen, Tintenfischen; ein kleines Boot unterhält die Verbindung mit dem Schiffe und bringt ihnen Nahrung.

Wir besahen die Dschunke gründlich und krochen in allen Winkeln unter Deck herum, wurden aber durch den übelen Geruch der im unteren Schiffsraume gepökelten Fische bald zum Rückzug gezwungen. Oben lenkten ein junger und ein alter Chinese Steuer und Segel: unten fanden wir eine junge Frau mit ihren Kindern, und einen blinden Alten der Netze strickte: — sie schienen alle zu einer Familie zu gehören, welcher die Dschunke wahrscheinlich Haus und Hof war, sahen struppig und verkommen aus, thaten

sehr ängstlich und schienen freudig überrascht, als wir die Fische reichlich bezahlten. Die Dschunke war alt und schmutzig, und das Ganze machte den Eindruck grossen Elendes; im besten Raume unter Deck stand ein Götzenbild, das auf keinem chinesischen Fahrzeuge fehlen soll.

Am neunundzwanzigsten früh zeigte sich zu Backbord in einiger Entfernung vor dem Buge der Fregatte eine Gruppe verdächtig aussehender Dschunken. Dem Anschein nach wurde eine grössere von acht kleineren angegriffen; einige lagen dicht an dem grösseren Schiffe, als hätten sie geentert, von Zeit zu Zeit stiegen dicke Rauchwolken auf und man glaubte Schüsse zu hören. Capitän Jachmann befahl auf die Dschunken loszuhalten, aber kaum hatten wir den Cours geändert, als sich die grössere von den kleinen trennte und uns entgegenkam. Der Commandant liess Generalmarsch schlagen, und in wenig Minuten war das Schiff klar zum Gefecht. — Dieses Manöver geht mit wunderbarer Schnelligkeit, jeder Seemann fliegt wie electrisirt auf seinen Posten, Alles scheint wild durcheinander zu laufen und doch herrscht die grösste Ordnung. Die Matrosen stürzen sich auf die Büchsen, Revolver und Entersäbel in der Batterie; im Nu ist die ganze Mannschaft bewaffnet. Die Treppen werden entfernt, alle Luken mit »Gratings« zugeworfen, bis auf einige, durch welche die Munition heraufgereicht wird. Zu dem Zweck bildet ein Theil der Mannschaft Ketten bis zur Pulverkammer hinab. Die Decke sind jetzt klar und eben, bei den Geschützen stehen die Bedienungsmannschaften, die Seesoldaten treten auf dem Halbdeck an und beziehen die Posten, — der erste Officier commandirt auf Deck, der zweite in der Batterie, die übrigen bei ihren Divisionen, unter ihnen die Cadetten, von denen einige in den Mastkörben postirt sind; im Lazareth ist Alles zur Aufnahme der Verwundeten bereit — genug, Jeder weiss wo er hingehört, und das ganze Manöver geht viel schneller, als es sich beschreiben lässt. Dem kurzen Lärm folgt eine lautlose Stille, so dass man den leisesten Befehl hört. — Die Passagiere allein wissen wieder nicht, wo sie hinsollen, und wer nicht im ersten Augenblicke auf Deck springt und sich ein unbesetztes Plätzchen erobert, bleibt abgeschnitten, wo er sich grade aufhält. Sie werden mit allen Nicht-Combattanten als »Krankenträger« angesehen.

29. August.

Die grosse Dschunke, welche am Hauptmast zwei Segel über einander führte, schien anfangs an Backbord der Fregatte vorüber-

fahren zu wollen, legte aber kurz vor deren Buge plötzlich um und segelte an der Steuerbordseite in etwa funfzig Schritt Entfernung vorbei. Schon von weitem sah man mehrere Chinesen auf dem Vordercastell bunte Fahnen schwenken; das ganze Verdeck war voll Menschen, die auf den Knieen liegend flehende Gebehrden machten und wie es schien nach den kleineren Dschunken zeigten, dabei ganz jämmerlich heulten und schrieen. Wir konnten natürlich nichts verstehen, und Niemand wusste was daraus zu machen wäre. Die Dschunke legte, als sie vorüber war, hinter dem Heck der Fregatte einen Augenblick bei, spannte dann aber plötzlich alle Segel und hielt auf die Küste von Formosa zu. — Wir setzten unseren Cours fort. Mit den kleineren Dschunken hatten sich noch vier andere von ganz gleicher Bauart vereinigt, die wir vorher zu Steuerbord gehabt hatten; diese zwölf stellten sich ausser Schussweite in einer langen Linie auf und schienen uns zu beobachten. Als wir vorüber waren, liess Capitän Jachmann abschlagen.

Der ganze Vorgang blieb räthselhaft. Entweder war die grössere Dschunke wirklich von den kleineren angegriffen worden und suchte Schutz, oder es waren lauter Piraten, und jenes Scheingefecht in der Frühe sollte uns aus unserem Course locken. Letzteres ist wahrscheinlicher, denn wir konnten auf der dicht vorbeisegelnden Dschunke keine Spur von Zerstörung entdecken und sie selbst sah höchst verdächtig aus, ein alter verwetterter Kasten mit geflickten Segeln und zerfressenen Borden, auf allen Seiten mit Netzen dicht behängt die man wohl für Enternetze ansehen konnte, — denn eine Fischerdschunke war es nicht, dafür zeugte die starke Bemannung, wie sie nur Piraten zu führen pflegen. Geschütze konnten wir nicht bemerken; sie waren wohl maskirt, sind auch beim Entern, der gewöhnlichen Kampfesart der chinesischen Seeräuber, von geringem Nutzen. Wahrscheinlich wurde die Thetis von weitem für ein Handelsschiff und somit für gute Beute gehalten, denn Kriegsschiffe ohne Dampfkraft sind längst ein ungewohnter Anblick selbst in jenen Meeren. Die grosse Dschunke wollte sich wohl langseit legen und entern — darauf deutete ihr Segelmanöver; unserer Geschütze aber wurden die Chinesen, die grade auf uns losfuhren, erst in grösster Nähe ansichtig, daher ihre flehenden Gebehrden, als sie sich vorübersegelnd im Bereiche einer so grimmigen Reihe von Feuerschlünden, und durch die offenen Luken die Mannschaft

zum Feuern bereit sahen. — Die anderen Dschunken gingen aus dem Wege, als sie ihre Täuschung bemerkten.

Die Aufregung im Schiffe hatte sich kaum gelegt und wir segelten bei leichter Brise im Angesicht des chinesischen Festlandes hin, als Nachmittags um zwei eine englische Brig bemerkt wurde, welche ihren Cours ändernd auf die Thetis loshielt, und durch Signale anfragte, ob man ihr etwas Pulver geben könne. Capitän Jachmann antwortete bejahend und liess die Fregatte beidrehen; binnen einer Stunde lag die Brig neben ihr, und der Steuermann kam an Bord. Er war am Morgen desselben Tages von vier Piratendschunken angegriffen worden, welche sich noch in Sicht befanden; zwei segelten ganz in der Nähe. Sie hatten ein Boot nach der Brig gesandt mit dem Vorgeben, Reis verkaufen zu wollen: einige Säcke werden an Bord gebracht, aber beim Oeffnen findet sich Sand darin. Unterdessen zünden die Chinesen Stinkkugeln an und dringen auf die Mannschaft ein, werden aber geworfen und verlieren mehrere Leute. Die Engländer hatten dabei ihr weniges Pulver verschossen und waren in grosser Verlegenheit, da die Strasse von Corsaren wimmelte. Capitän Jachmann gab ihnen ein Fässchen und liess, indem sie von Bord gingen, Generalmarsch schlagen. Die Brig nahm südlichen Cours; die Thetis aber wandte ihren Bug gegen die beiden nächsten Piraten und suchte ihnen aufzulaufen. Der Wind stand aus Osten. Die Dschunken lagen in Lee südwestlich auf die Küste von China los; ihre Verdecke wimmelten von Menschen, bis die erste Kugel über ihre Köpfe sauste. Von dem Augenblick an war keine Seele mehr an Bord zu sehen, selbst die Steuerleute müssen versteckt gesessen haben. Leider war die Entfernung zu gross und der Zielpunct zu klein um sicher schiessen zu können, — die Kugeln schlugen meistens dicht davor oder dahinter in das Meer, nur eine, die Lieutenant Butterlin richtete, fuhr durch das Hauptsegel der einen Dschunke, ohne sie sonst zu beschädigen.

Die Fortsetzung dieser Jagd hätte die Thetis allzuweit aus ihrem Course gebracht, und da wir bei der schwachen Brise wenig Raum gewannen, so beschloss der Commandant, diese Beute aufzugeben und den beiden grösseren Piratendschunken nachzusetzen, die freilich entfernter, aber nördlich in der Richtung unseres Courses segelten. Der Wind war in dem Augenblicke günstig und schien frischer werden zu wollen, doch lief die Fregatte den Dschunken,

die mit aller Macht zu rudern anfingen, langsamer auf als man erwartete. Die Sonne senkte sich schon als wir in Schussweite kamen, und der Wind wurde immer schwächer. Der Capitän liess aus dem grossen Pivotgeschütz am Buge Granaten werfen: einige crepirten dicht über und hinter den Dschunken, welche unter mächtigem Rudern in einen engen Canal zwischen zwei Felsinseln liefen. In dieses unbekannte und gefährliche Fahrwasser durfte ihnen die Fregatte nicht folgen, zumal bei einbrechender Nacht, — so wurde denn gegen Sonnenuntergang abgeschlagen und Cours gesteuert. — Wir kamen erst spät Abends zum Mittagsessen, denn sobald der Generalmarsch ertönt, müssen alle Feuer gelöscht werden.

So war denn der Tag ohne blutige Erfolge vergangen — die Aufregung wich einer nüchternen Abspannung. Wir schwatzten bis tief in die Nacht, — Jeder hatte seine Ansichten, Wünsche, Vermuthungen, namentlich über die räthselhafte Begegnung am Morgen. Es wäre dem Commandanten ein leichtes gewesen die grosse Dschunke zum Streichen der Segel zu zwingen, aber was konnte bei einer Untersuchung ohne Dolmetscher herauskommen? Sie anzugreifen, lag keine Veranlassung vor. Die Nachmittags gejagten vier Dschunken aber waren gleichsam auf der That ertappt — der »Oriental«, so hiess die englische Brig, verlor sie seit ihrem Angriff nicht aus den Augen — und hätten bei gutem Gewissen wohl nach dem ersten Schusse die Segel gestrichen. Wir übten hier also nur pflichtmässige Seepolizei. Die Spannung war gross, aber bei Manchem gewiss nicht ohne Beimischung von peinlichem Gefühl, denn so nützlich und wünschenswerth es scheint, solch ruchloses Gesindel aus der Welt zu schaffen, so ist es doch kein angenehmes Amt, wehrlose Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Einen Kampf durfte man es nicht nennen, denn gegen unsere Achtundsechszigpfünder konnten sich die Räuber nicht wehren, und ein Bootsangriff, der bei Verfolgung der grösseren Dschunken in Aussicht genommen wurde, musste der einbrechenden Nacht wegen unterbleiben. — Es war ein herrlicher Nachmittag, wie man ihn nur an den Grenzen der Tropen erlebt, das Firmament glänzend in mildem Blau, die See leicht gekräuselt. Das majestätische Schiff legte sich unter einer Last von Segeln in die Brise und glitt ohne Schwankung über die purpurblaue Fläche. Man hörte deutlich das sausende Pfeifen und Brummen jeder Kugel, und wo sie einschlug

spritzte weisser Gischt thurmhoch in die Luft. Der Pulverdampf wälzte sich in schweren weissen Wolken über das Wasser der chinesischen Küste zu, die westlich im rosigen Dufte lag, — unsere Zerstörungsgelüste contrastirten sonderbar mit der milden warmen Herrlichkeit der Natur.

Am dreissigsten Nachmittags hielten abermals einige grosse Dschunken auf die Fregatte zu. Capitän Jachmann liess diesmal die Stückpforten schliessen, um die Piraten zum Angriff zu verlocken; sie müssen aber ihren Irrthum frühzeitig gemerkt haben, denn die Dschunken änderten schon in grosser Entfernung plötzlich ihren Cours und suchten das Weite. 30. August.

Am 31. August liefen wir unter leichter Nordbrise aus der Fukian-Strasse heraus, kamen aber in den folgenden Tagen wenig vorwärts. Das Wetter war schwül und drückend, der Wind veränderlich und schwach. Am 2. September eine kleine Böe mit Gewitter, in der Ferne einige Wasserhosen; die vulcanischen Inseln Tiaogu-su und Hoapin-su in Sicht. Am fünften ging der Wind durch Osten nach Süden herum, und am sechsten früh segelten wir zwischen den hohen Inseln Yokosima und Kaminone südlich und Takorasima nördlich durch unter 29° 12′ n. Br. und 130° 32′ östl. L. in den Stillen Ocean. Hier zeigte sich bei frischem nördlichen Winde eine starke Dünung aus Osten, das Schiff stampfte und arbeitete unerträglich und machte wenig Fahrt. An demselben Tage sank das Barometer plötzlich bedeutend, und man glaubte es sei ein Orkan im Anzug; die Segel wurden gerefft und das Schiff sturmfertig gemacht. Am siebenten und achten wehte es noch heftiger, so dass die Pforten der Batteriekammern an Backbord zugeschraubt werden mussten. Dadurch war uns Passagieren alles Licht entzogen, und wir lebten bei Kerzenschein in keiner angenehmen Atmosphäre; denn durch die Ritzen der nicht ganz dicht schliessenden Stückpforte rieselte das Seewasser herein, und die kühlere Luft condensirte die Feuchtigkeit an den durchhitzten Schiffswänden, die wie ein Ofen Wärme strahlten. Es war wie ein mit tausend lieblichen Gerüchen gewürztes russisches Bad, und damit es auch an der Douche nicht fehle, spritzte hin und wieder von Steuerbord eine See in die Batterie. Das Zwischendeck aber glich einem Backofen. 31. August. 6. Septbr.

Vom neunten bis zum elften herrschte wieder Windstille bei starker Dünung und bewölktem Himmel, so dass keine genauen 9. Septbr.

Observationen möglich waren: die Meeresströmung versetzte uns
11. Septbr. stark nach Osten. Den 11. September zeigten sich Haifische um das Schiff: einer derselben biss an die ausgeworfene Angel, zappelte aber und schlug beim Heraufziehen dermaassen um sich, dass der starke Angelhaken sich grade bog und ihn losliess. Er mochte etwa acht Fuss lang sein.

12. Septbr. Am zwölften blies der Wind frisch aus Nordwesten und peitschte heftigen Regen vor sich her. Schwere Wolkenmassen bedeckten den Himmel, die Seeleute nannten es »dickes Wetter«, kein Horizont sichtbar, sondern Himmel und Wasser in grauem Regendunste verschwimmend. Morgens fuhr uns eine japanische Dschunke mit breitem viereckigem Segel vorbei, das erste Zeichen von der Nähe des Landes: bald darauf wurden die hohen Gebirge von Nippon als bläulicher Streifen in der grauen Regenwand sichtbar, ein ersehnter Anblick nach der langen mühseligen Fahrt. Der Regen floss in Strömen, und man konnte auf Deck nur im Gummirock und Wasserstiefeln existiren, genoss aber den Anblick des Landes und frische Luft, während es unten zum Ersticken war. Wegen der starken Stromversetzung am Tage zuvor hatte der Commandant nördlicher steuern lassen als der berechnete Cours lag: den ganzen Vormittag des zwölften aber blieb die Sonne verschleiert, so dass wir nicht wussten, welcher Theil der japanischen Küste vor uns läge. Es war eine Bucht mit flachem sandigem Ufer: wir kreuzten, und gingen mehrmals bis dicht unter Land, so dass Häuser und Bäume dem blossen Auge sichtbar wurden, — dort sass eine gestrandete Brig, die kurz zuvor aufgelaufen sein musste, denn Masten und Takelung schienen noch in gutem Zustande. Menschen waren nicht zu sehen. — Endlich Nachmittags zerriss der Wolkenschleier, die Sonne wurde einen Augenblick sichtbar, — wohl ein Dutzend Sextanten waren fragend auf sie gerichtet, — und die Beobachtung ergab, dass wir uns bei Cap Irako-saki, nicht wie wir sollten, bei Cap Idsu befanden. Man hatte die Stromversetzung, nach dem Ergebniss des vorigen Tages, zu stark berechnet. Nun legten wir um und liefen, um während der dunklen regnigen Nacht von der klippenreichen Küste und den dort kreuzenden Dschunken frei zu bleiben, vor dem Winde her nach Südosten, bis gegen vier Uhr Morgens der Rechnung nach die Länge der Bai von Yeddo erreicht war: dann wurde nordöstlich gesteuert. Der Wind ging zu unserem
13. Septbr. Vortheil mehr nach Süden herum, und schon bei Tagesanbruch

waren Kozusima und Volcano sichtbar, hohe schroffe Felseninseln, die sich in breiten düsteren Massen von dem grellen Gewitterhimmel abhoben. Bald darauf wurden auch Cap Idsu und die Berge von Simoda nach den Beobachtungen erkannt, denn es war Niemand an Bord der die japanischen Küsten jemals gesehen hatte. Die Fregatte lief jetzt unter vollen Segeln vor dem Winde mit einer Fahrt von zwölf Knoten zwischen Cap Idsu und der Vulcaninsel Onosima durch, deren Gipfel in Rauch und Wolken lag, dann queer über den äusseren Golf von Yeddo auf Cap Sañgami los. Die See wurde immer belebter; hunderte von Segeln furchten, oder glitten vielmehr nach allen Richtungen über die bewegte Fluth, — denn die leichteren japanischen Fahrzeuge sind sehr flach gebaut, und scheinen bei raschem Segeln die Wellen kaum zu berühren. — Vor Cap Sañgami brandet die See zwischen dunkelen Klippen; westlich davon liegt das altberühmte Kamakura, die Residenz des Yoritomo und seiner Dynastie. Hier — bei Sañgami — verengt sich die Bai; wir segelten längs der westlichen Küste an Uraga, wo manches fremde Schiff zurückgewiesen wurde, dann am Vorgebirge Kamisaki vorbei, das mit der gegenüberliegenden Spitze Sanuki den Eingang in die innere Bai von Yeddo bildet. Die Ufer sind bewaldet und hügelig; zwischen grünen Vorgebirgen schweift der Blick in tiefeingeschnittene Buchten, und am Fusse der Höhen liegen Städte und Dörfer mit schützenden Strandbatterieen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags ging die Thetis in der Bucht von Kanagava vor Anker. Hier lagen mehrere europäische Fahrzeuge, darunter englische Transportschiffe, die Pferde für den chinesischen Krieg an Bord nehmen sollten. Der Legations-Secretär Pieschel bestieg ein Boot und erkundigte sich zunächst bei einem der Schiffe nach dem Landungsplatz; von dort aber ruderten schon Boote auf die Fregatte zu, von denen eines angerufen wurde. An Bord befand sich ein Ungar, welcher Proviantlieferungen übernommen hatte, und der Herrn Pieschel meldete, dass die Arkona schon seit zehn Tagen vor Yeddo liege. Unser Boot kehrte nun nach der Thetis zurück; dort hatten sich unterdessen drei japanische Beamte mit einem holländisch redenden Dolmetscher eingefunden, welche Capitän Jachmann im Namen des Gouverneurs von Kanagava begrüssten und nach dem Namen, Vaterland und Bestimmung des Schiffes fragten. Es waren fein gekleidete Leute in schweren dunkelen Seidenstoffen, mit intelligenten Gesichtern, höflich und

freundlich: alle trugen zwei Schwerter im Gürtel. Auch sie berichteten die Ankunft der Arkona und dass der Gesandte in Yeddo wohne. Sie liessen es sich bei süssem Wein und Liqueuren in der Cajüte des Capitäns eine Weile wohl sein, und kehrten dann unter vielen höflichen Verbeugungen in ihr Boot zurück.

Bald darauf kam der Lieutenant z. S. Graf Monts, von der Arkona, an Bord, der sich auf Urlaub in Kanagava befand. Von ihm erhielten wir Nachricht über die Fahrt des Flaggschiffes, und zugleich die erste traurige Kunde von dem Ausbleiben des Frauenlob, den die Arkona in dem Taïfūn am 2. September aus Sicht verloren hatte.

Gegen Abend liess der Wind nach und der Himmel wurde heiter. Milder Sonnenschein übergoss die grünen Uferhöhen, und über Yokuhama kam hinter zerrissenen Wolkenschleiern der Gipfel des hohen Fusiyama zum Vorschein. Ebenso schön war der fol-
14. Septbr. gende Morgen; die Thetis ging mit günstigem Winde in See, und warf nach anderthalbstündiger Fahrt um neun Uhr Anker auf der Rhede von Yeddo, sechs Kabellängen hinter der Arkona, etwa fünf Seemeilen vom Lande. Das seichte Wasser gestattet keine grössere Näherung. — Es war der 14. September, der vierunddreissigste Tag nach der Abfahrt von Singapore.

III.

REISE DER ARKONA VON SINGAPORE NACH YEDDO.

VOM 13. AUGUST BIS 4. SEPTEMBER.

Einer der für die Arkona designirten Herren, der auf der Elbe nach Singapore gekommen war, begab sich schon am Abend vor der Abreise an Bord, und liess seine Hangematte der Kühlung halber in der Batterie neben einer der offenen Stückpforten und dicht über dem dort stehenden Geschütz aufknüpfen. Der Unglückliche hatte sich, mit den kriegerischen Gebräuchen des Flaggschiffes unbekannt, grade diejenige Kanone ausgesucht, aus welcher der Morgenschuss gefeuert wurde; — er lag noch in süssen Träumen als um fünf Uhr früh der schwere Dreissigpfünder losging. Schreck und Erschütterung hoben ihn mit einem gewaltigen Ruck aus seinem luftigen Lager, und selbst auf dem Geschützrohr liegend wusste sich der Schläfer nicht zu finden, denn es war noch dunkel; worauf ihn der Feuerwerker belehrte, dass dieses der Morgenschuss gewesen sei. Herr B. kam mit einigen Beulen davon, mied aber für alle Zukunft die Nachbarschaft der Salutgeschütze.

Der Gesandte empfing am 13. August Morgens in Singapore die Abschiedsbesuche der englischen Officiere und der fremden Consuln, und begab sich dann mit den übrigen Passagieren der Arkona nach dem Landungsplatze, wo ihn der Oberrichter und der Brigadier mit ihrem Stabe erwarteten. Eine Ehrenwache bildete Spalier. Das Boot stiess unter dem Donner der englischen Geschütze vom Ufer, und die dort versammelten Herren riefen den Scheidenden ein dreimaliges Hip hip hurrah nach. Alle nahmen die angenehmsten Erinnerungen mit, denn die englischen Beamten hatten sich nicht darauf beschränkt dem Gesandten des Königs von Preussen die schuldige Courtoisie zu erweisen, sondern waren mit persönlicher Liebenswürdigkeit darauf bedacht gewesen, ihm und jedem Einzelnen aus dem Gefolge den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. 13. August.

Als die Reisenden an Bord anlangten, hatte die Arkona den Salut des Forts bereits erwiedert und machte sich zur Reise klar: der Schooner Frauenlob war schon etwas früher in See gegangen. Um drei Uhr lichtete Arkona die Anker und verliess unter Dampf die Rhede: eine Stunde später hatte sie den Schooner eingeholt und nahm ihn in das Schlepptau. Am vierzehnten Morgens sprang ein leichter Wind auf, die Feuer wurden gelöscht und der Schooner losgeworfen: beide Schiffe setzten Segel. Am folgenden Tage war die Brise schwach und starb am sechszehnten ganz weg, die Arkona machte wieder Dampf und schleppte den Schooner. Es war sehr warm, doch erzeugt der Lauf des Schiffes immer einigen Luftzug, und die Hitze ist trotz den Feuern der Maschine bei weitem nicht so schwer zu ertragen als bei gänzlichem Stilleliegen unter der glühenden Tropensonne.

14. August.

Die Einrichtungen für die Passagiere waren an Bord der Arkona sehr zweckmässig. Der Gesandte wohnte in der Steuerbords-Achtercajüte, neben ihm zu Backbord der Geschwaderchef, der seinen Schwager, Baron Bennet, als persönlichen Begleiter bei sich hatte. Die sogenannte Vorcajüte, einen die ganze Schiffsbreite von Bord zu Bord einnehmenden Raum, benutzten Graf Eulenburg und Capitän Sundewall gemeinschaftlich als Speisezimmer. Daran stiessen vier Kammern für die übrigen acht Passagiere, zwei zu jeder Seite der Batterie, die auf der Arkona höher und luftiger ist als auf der Thetis. Jede dieser Kammern war acht Fuss breit und zwölf Fuss lang; die eine schmale Seite nahmen zwei übereinandergebaute Schlafcojen ein, und an der Schiffswand lief ein langer Tisch vor der Stückpforte hin, unter welchem das Rohr des hierhergehörigen Geschützes festgelascht war. An der Wand gegenüber blieb noch Raum für die Commoden und Koffer, und die ganze Einrichtung war so zweckmässig und bequem als sie sich an Bord eines Kriegsschiffes nur erzielen lässt. Wegen der Anwesenheit des Gesandten wurden den Passagieren auch etwas grössere Freiheiten gestattet als sonst auf Kriegsschiffen Sitte ist, und da die Officiere ihnen mit grosser Liebenswürdigkeit entgegenkamen, so gestaltete sich das Leben an Bord sehr angenehm.

Der tägliche Dienst und die inneren Einrichtungen waren auf der Arkona im Wesentlichen dieselben, wie auf der Thetis, bis auf die durch die Dampfkraft bedingten Modificationen. Die Maschine liegt in der Mitte des Schiffes zwischen dem Fock- und Grossmast.

und mit ihren wichtigsten Theilen unter der Wasserlinie: sie ragt in das Zwischendeck hinein, und der Maschinenraum ist oben offen, so dass man aus der Batterie hineinsehen kann. Das Verdeck dagegen ist geschlossen: der Schornstein wird telescopartig auf- und niedergewunden, je nachdem man dampft oder segelt. Im Heck liegt der Schraubenbrunnen, ein dicht vor dem Steuerruder vom Verdeck aus durch die Achtercajüte in das Wasser hinabführender viereckiger Schacht, in welchen die Schraube hinaufgewunden wird, sobald man ohne ihre Hülfe segeln will. Dieses Manöver ist immer sehr schwierig und anstrengend und nimmt grosse Kräfte in Anspruch, denn die aus Bronze gegossene Schraube eines so grossen Schiffes ist von bedeutendem Gewicht. Eine Reserveschraube liegt auf dem Vorderverdeck. Die Arkona ist länger als die Thetis, und führt auf dem Verdeck nur ein grosses Pivotgeschütz am Buge; ihre Decke sind hoch und luftig. Sie liegt sehr schön auf dem Wasser und soll in dieser Beziehung eines der ausgezeichnetsten Schiffe ihrer Gattung sein. Das vollkommene Gleichgewicht ihrer Bauart bewährt sich besonders bei starkem Winde, da sie denn, obgleich schmaler als die Thetis, doch viel ruhiger liegt als diese, die noch immer als eine der besten Segelfregatten nach altem Schnitt angesehen wird. Die Arkona ist das erste grössere Kriegsschiff das die königlichen Werfte geliefert haben: ihr fehlerhafter Theil ist nach dem Urtheil der Seeleute das Heck, welches durch den Schraubenbrunnen zu sehr geschwächt ist, so dass das Schiff bei kräftigem Arbeiten der Schraube und selbst bei schnellem Segeln in starke Vibration geräth.

Von dem grössten Werth war die Anwesenheit des Musikcorps an Bord der Arkona, das Morgens bei der Musterung auf Deck, und während des Mittagessens des Gesandten und Geschwaderchefs in der Batterie spielte. An der Tafel in der Vorcajüte nahmen auch Baron Bennet und der persönliche Attaché des Gesandten, Graf August Eulenburg, Theil, ausserdem häufig einige eingeladene Gäste; die übrigen Passagiere assen sämmtlich in der Officiersmesse, wo zwar grosse Hitze, aber bei vortrefflicher Verpflegung die heiterste Stimmung herrschte. Abends versammelte sich meist die ganze Schiffsgesellschaft auf dem Verdeck; man sang und schwatzte bis in die späte Nacht und konnte sich aus den weichen thauigen Lüften kaum lossreissen. Diese Tropennächte auf der See sind von wunderbarer Herrlichkeit: die Gestirne strahlen

in mildem Glanze vom Firmament, nicht wie bei uns in kalter trockener Winternacht mit hellem Gefunkel, sondern in sanft leuchtender Pracht. In der südlichen Hemisphäre waren ungewohnte Sternbilder sichtbar, die strahlenden Centauren, der Scorpion. Das berühmteste Sternbild des Südpols, das südliche Kreuz, zeigt sich in diesen Breiten sehr unscheinbar, sein matter Glanz zieht kaum das Auge auf sich. — Der heimische Polarstern tauchte erst unter 6° n. Br. wieder aus dem Nebel des Horizontes auf. — Im Wasser furchte das Schiff eine breite Bahn, in welcher helle Puncte electrischen Lichtes glänzten. Auch das Seeleuchten ist in diesen Breiten nicht so intensiv als in finsteren nordischen Gewitternächten: die leuchtenden Puncte sind minder zahlreich, aber viel grösser und nicht so scharf begrenzt, von einem breiten Kranze milchigen Lichtes umgeben.

Am 17. August stellte sich wieder Wind ein, und wurden
18. August. Segel gesetzt. Den achtzehnten passirten die Schiffe die Inseln Catwick und Ceicer de Mer, in deren Nähe die See von zahlreichen Delphinenschaaren belebt war. — Sonntag den neunzehnten nach der Musterung hielt der Prediger Kreiher Gottesdienst in der Batterie: Liturgie und Choralgesang wurde von dem Musikcorps begleitet. Der Gottesdienst an Bord bei ruhigem Wetter auf hoher See — bei heftigem Winde ist das Geräusch und die Unruhe im Schiffe zu gross — hat etwas besonders Erhebendes, denn die Natur des Meeres ist ernst und feierlich: da ist nichts, was die Andacht stören könnte. Keine Gemeinde ist wohl so eng verbunden als die Mannschaft eines Schiffes, und doch ist es so schwer für den Geistlichen sich einen erfreulichen Wirkungskreis zu schaffen. Das Seeleben ist mühselig, voll Entbehrungen und Gefahren, und entwickelt den menschlichen Charakter in sehr absonderlicher Weise. Selten wird der ächte Seemann vom Landmenschen vollkommen verstanden werden: dieses Gefühl macht ihn verschlossen, und sogar empfindlich wo er sich unterschätzt glaubt. Seine steten Entbehrungen und Gefahren geben ihm, halb unbewusst, ein Gefühl seines Werthes und einer gewissen Grösse den kleinen Interessen des täglichen Lebens gegenüber: er setzt im Dienste stündlich sein Leben ein, und fühlt sich zu den Extremen des Genusses berechtigt, wo ihm eine kurze Ruhe wird. Wer diesem Bedürfniss nicht einige Rechnung tragen und etwas nachsichtig sein will, wird sich schwerlich Eingang verschaffen: um aber recht auf ihn zu wirken, müsste der

Geistliche selbst Seemann sein, und diesem Berufe sein ganzes Leben widmen.

An diesem Tage — den neunzehnten — stand die Sonne unter 12° 25′ n. Br. und 111° 2′ ö. L. im Zenith der Arkona, so dass deren Bewohner sich um Mittag als wahre Schlemihle auf dem Verdeck bewegten. Der Wind blieb gut, ebenso die folgenden Tage. Am 21. August wurde unter 16° 13′ n. Br. und 115° 1′ ö. L. die Macclesfield-Bank passirt.

Am zweiundzwanzigsten Vormittags liefen die Schiffe unter 22. August leichter Brise über die ruhige See, — da ertönte gegen elf Uhr auf der Arkona plötzlich der Ruf »Mann über Bord«; ein Matrose trieb ruhig schwimmend im Kielwasser. Man hegte an Bord keine Besorgniss, denn der Mann war als einer der besten Schwimmer bekannt; die ausgeworfenen Rettungsbojen fielen dicht bei ihm nieder, die Corvette wurde sogleich beigedreht und der Cutter zu Wasser gebracht; noch vor ihm erreichte ein Boot des Frauenlob, der seitwärts hinter dem Flaggschiffe segelte und durch Signal avertirt war, den Ort wo die Bojen schwammen — aber der Mann war verschwunden, nur sein Hut trieb auf dem Wasser. Die Boote fuhren von dem Schooner gefolgt noch weit hinaus, aber alles Suchen blieb fruchtlos. Da die See ganz ruhig war und kaum zehn Minuten bis zur Ankunft des ersten Bootes bei den Bojen vergingen, so ist anzunehmen, dass der Unglückliche von einem Haifische in die Tiefe gerissen wurde. Einige Matrosen, die im Kreuztop standen, sahen ihn dicht bei der einen Boje plötzlich verschwinden. — Der Grund seines Sturzes war das Reissen eines alten Taues, das er um die Kette des zweiten Cutters befestigen sollte. Ein mit ihm arbeitender Camerad, der ihn als vorzüglichen Schwimmer kannte, rief noch scherzend, er möge doch nach seinem Hut greifen den er im Fallen verlor.

Es war der zweite Mann der Arkona, der seit ihrem Auslaufen von Danzig auf diese Weise umkam. Das erste Mal geschah es südlich vom Cap, bei so hoher See dass man für das ausgesetzte Rettungsboot fürchtete. Diesmal aber waren alle Umstände so günstig dass Niemand an ein Unglück dachte, und der Verlust wirkte um so niederschlagender. Wie tief ein solches Ereigniss in das Leben der Mannschaft eingreift, weiss nur, wer es erlebt hat; denn so zufällig auch eine Schiffsgesellschaft zusammen gewürfelt sein mag, unter Menschen, die durch gemeinsame Interessen

verbunden und auf einem engen Raume zusammengedrängt sind, bildet sich immer ein Familienverhältniss, und jeder fühlt lebhaft, wenn einer weniger geworden ist.

23. August. Am dreiundzwanzigsten Abends wurde es wieder windstill: die Officiere warfen Angeln aus, da sich Haifische in der Nähe gezeigt hatten. Einer davon biss an, riss sich aber beim Heraufziehen wieder los, ehe ihm eine Schlinge übergeworfen werden konnte. Gegen acht Uhr nahm die Arkona den Schooner wieder in das
24. August. Schlepptau. — Am vierundzwanzigsten, da die Maschine wegen Reparatur eines Bolzens still stehen musste und das Schiff mehrere Stunden lang unbeweglich auf der glatten Fläche lag, wurden abermals Haiangeln mit grossen Stücken Speck als Köder ausgeworfen. Drei Haifische bissen an und wurden zum grossen Jubel der Mannschaft heraufgeholt. Sie waren gegen fünf Fuss lang, der Kopf fast anderthalb Fuss breit, Rücken und Bauch mit starken Flossen bedeckt, die Farbe grau. Im Rachen standen sechs Reihen scharfer Zähne, deren geringe Grösse zeigte dass diese Fische keine ausgewachsenen waren. An jedem Hai hingen mehrere Saugfische von zwei bis acht Zoll Länge. Die Ungeheuer wurden mit starken Schlingen an Bord gezogen, und schlugen und schnappten gewaltig um sich, verloren aber bald die Kräfte als man ihnen dicke Handspaken in den Rachen stiess, und wurden von der Mannschaft im Triumph über das Verdeck nach vorne geschleift. Alle Seeleute haben einen natürlichen Ingrimm gegen die Haie, ihre geborenen Feinde, und dieser war bei den Arkonaleuten noch durch den eben erzählten Unglücksfall geschärft. Sie übten grausame Vergeltung an den Gefangenen, und Einer schrie unter wüthendem Zuschlagen: »Warte nur, Canaille, du hast minen Cameraden gefreten«. Der Commandant des Seesoldatendetachements, Lieutenant von Imhoff, erhielt von einem der verendenden Fische einen Schlag an das Bein, der ihn auf einige Zeit lahm legte.

Essbar ist nur der Schwanz des Haifisches: der Thran heilt nach Seemannsglauben den Rheumatismus. Aus den Flossen, welche reich an gelatinösen Substanzen sind, machen die Chinesen einen Leckerbissen.

Gegen halb sechs Uhr desselben Tages bemerkte man in der Nähe des Schiffes eine Menge im Wasser schwimmender Gegenstände, und glaubte Schiffsplanken, Masten, angebrannte Balken, ja versiegelte Flaschen, kurz Ueberreste eines untergegangenen

Schiffes zu erkennen. Capitän Sundewall liess Boote zu Wasser bringen, die aber nur einige Früchte, Bambusrohre und Holzstücke fanden, an welchen viele Seethiere sassen. Einer der aufgefischten Gegenstände mochte wohl ein Kinderspielzeug sein: ein Holzklotz, auf dem ein Bambusrohr als Mast mit Binsen befestigt war. Die herausgeholten Hölzer schienen eher verfault als verbrannt, und Alles deutete vielmehr auf die Nähe einer Insel als auf ein Wrack. Wahrscheinlich hatte die Meeresströmung sie von dem nahen Formosa herangetrieben.

Früh am funfundzwanzigsten wurde die Südspitze dieser Insel 25. August. sichtbar, ein hohes Gebirge: von dem niedrigen Küstenlande, das Ritter erwähnt, war auf achtzehn Seemeilen Entfernung nichts zu sehen. — Gegen Mittag erreichten die Schiffe die Insel Botel Tabago, auf der man durch die Ferngläser Häuser, Palmen und selbst Menschen gewahren, deren Farbe und Tracht aber nicht unterscheiden konnte. Der Cours führte zwischen dieser und der kleineren Felseninsel Little Botel hindurch, doch wurde am Ausgange der Durchfahrt eine weisse Brandung sichtbar, die sich, wahrscheinlich von unterseeischen Riffen herrührend, queer über die Enge von Insel zu Insel zog. Capitän Sundewall liess deshalb umlegen und um Botel Tabago herumsteuern. — Die hohen Berge von Formosa blieben den ganzen Tag in Sicht. Da diese Gebirge den grössten Theil des Sommers hindurch mit Schnee bedeckt sind, so lässt sich nach A. v. Humboldt's Berechnung auf eine Erhebung von über 11,000 Fuss schliessen.

Am sechsundzwanzigsten wurde die Insel Patšusan von der 26. August. Madžikosima-Gruppe sichtbar, von welcher eine hohe Säule dichten Rauches aufstieg. Nachmittags erhob sich Wind, um halb fünf wurde der Schooner losgeworfen und Segel gesetzt: die Schiffe stampften bei hoher Dünung aus Norden gewaltig. Gegen zehn fiel starker Regen, den die Mannschaft freudig begrüsste und zum Waschen und Baden benutzte. An diesem Tage passirte man den Wendekreis; die Abende wurden schon kühler, bei Tage aber hielt sich die Temperatur fast constant auf 30° C. — Am siebenund- 27. August zwanzigsten Morgens wieder starker Regen: die Dünung noch heftiger als am Tage zuvor, der Wind günstig aus N.W.: die Pforten der Batteriekammern mussten geschlossen werden, die durchheizten Wände strahlten glühende Hitze, während die äussere Luft kühler war.

28. August. Die grosse Lieukiu-Insel, deren Höhe die Schiffe am achtundzwanzigsten Morgens erreichten, wurde wegen des dichten Nebels nicht sichtbar. Der Wind nahm zu und erzeugte eine hohe See: während der Nacht und am folgenden Tage zogen mehrere Regenböen herauf, so dass wiederholt alle Mann aufgepfiffen, und Segel gekürzt und eingenommen werden mussten; die Atmosphäre war hier offenbar aus dem Gleichgewicht, und ihre Aufregung theilte sich den Schiffen mit wo es wenig Ruhe gab. Am neunundzwanzigsten Nachmittags wurde der Wind wieder schwächer, und
30. August. am dreissigsten trat völlige Stille ein, so dass Capitän Sundewall um zehn Uhr Morgens die Maschine der Arkona heizen liess. Schon Tages zuvor war ein verdächtiges Fahrzeug in Sicht gewesen, eine Brigg, die auch jetzt trotz der Aufforderung der Arkona die Flagge nicht zeigte. Als diese aber jetzt unter Dampf auf sie lossteuerte, hisste sie die englische und signalisirte, sie heisse Windhover, komme aus Futšau und gehe nach Sydney. Capitän Sundewall liess sie ohne weitere Untersuchung gehen, doch blieb es auffallend, dass sie den entgegengesetzten Cours steuerte. Die Officiere bemerkten, dass ihr Verdeck für ein Handelsschiff ungewöhnlich klar sei und dass sie nicht alle Geschütze zeige. Vielleicht hatte sie eine Ladung chinesischer Kuli's für Amerika an Bord, und mochte deshalb die nähere Berührung mit dem Kriegsschiffe zu meiden suchen.

31. August. Den 31. August gingen die Schiffe unter Dampf weiter. In der Nacht zum 1. September wurde der Schooner losgeworfen, aber, da die Brise bald nachliess, schon am Morgen wieder in das Schlepptau genommen. Gegen Abend wurde der Wind wieder etwas stärker und dabei auffallend heiss, die Luft war sehr drückend.

2. Septbr. Den 2. September Morgens gegen vier Uhr weckte der Ruf »Alle Mann auf, klar zum Manöver« sämmtliche Bewohner der Arkona aus dem Schlafe. Die See ging hoch, der Himmel war bezogen, der Wind blies heftig aus O. N. O. und es begann zu regnen. Schon war der Frauenlob ausser Sicht, nachdem um drei Uhr bei dem heftigen Seegange die Trosse gerissen, an der er geschleppt wurde. Das Gross-Marssegel der Arkona wurde dicht gerefft, fast alle übrigen Segel eingenommen und die Feuer gelöscht, da die Schraube gegen den heftigen Wind nicht ankämpfen, die Maschine aber leicht beschädigt werden konnte. Sämmtliche Pforten wurden geschlossen, was zu bergen war geborgen, und alle Vorbereitungen getroffen um einem grossen Sturme zu begegnen.

denn der Wind gewann zusehends an Stärke. Da die Küste von Nippon leewärts in grosser Nähe lag, so suchte der Commodor mit Hülfe der Segel zu halsen, d. h. das Schiff gegen den Wind zu drehen und über Süden nach Osten zu lenken — aber vergebens: der auf das Heck und den Kreuzmast immer stärker drückende Luftstrom wirkte den Segeln entgegen, und die Arkona gehorchte nicht mehr ihrem machtlosen Steuer. Um sieben begann das Schiff sich stark auf die Seite zu legen. Noch war die Luft hell genug um zu sehen, wie die Wogen sich Hügeln gleich hintereinander in Reihen thürmten, vom eigenen Gipfel in milchweissem Schaume herabstürzend. Das Barometer fiel mit ungewohnter Schnelligkeit und man wurde inne, dass der gefürchtete Taïfûn — so heissen die mächtigen Wirbelorcane, denen um diese Jahreszeit hier selten ein Schiff entgeht — wirklich losgebrochen war. Um acht Uhr wurde es so dunkel, dass man das Ende des Schiffes nicht mehr sehen konnte: Meer und Wolken schienen sich zu verschlingen. Die Wogen standen Mauern gleich und der Sturm peitschte den Wasserschaum wie dichten Nadelregen durch die Luft. See- und Regenwasser ergoss sich in Strömen über das Deck und durch alle Oeffnungen in die Batterie hinunter: Wind und Wellen rauschten nicht mehr, Alles bebte und donnerte, so dass man sein eigenes Wort kaum hörte und die Commandos von Mann zu Mann weiter gegeben werden mussten. Nur mit der grössten Anstrengung und die queer über Deck gespannten Seile fassend konnten sich die Matrosen fortbewegen.

Der Wind ging nach Osten herum, und die Segel flogen mit lautem Krachen berstend in Fetzen über Bord. Raaen und Spieren sausten von den Masten nieder, und in der Takelage schlugen die Tauenden den Leuten die Köpfe blutig. Mit zerrissenen Kleidern und halb besinnungslos stiegen viele von oben herab, und so gross war die Gewalt des Windes, dass einem Matrosen in den Wanten das wollene Hemd buchstäblich in Fetzen vom Leibe geblasen wurde. Eine See schlug in die zu Backbord hangenden Boote; der erste Cutter und die Jolle füllten sich mit Wasser, die Davids brachen unter der Last und beide Boote versanken.

Die Arkona schlängerte, vom Winde leewärts fest in die Wogen gedrückt, nur wenig, und holte selten stark nach Backbord über, obgleich die Neigung nach Steuerbord über 30 Grad betrug. Eine gewaltige Welle nach der anderen rollte donnernd

unter ihr fort: das gute Schiff bäumte sich jedesmal mächtig empor und glitt dann, seinen äussersten Bord in das Wasser tauchend, ruhig in das Wogenthal hinab. Nur zweimal wälzte sich eine unbändige See, den Galion umschlingend, vom Bugspriet her über das ganze Verdeck, und stürzte brausend in die Batterie, in das Zwischendeck hinab. Dort waren die Geschütze und alles Bewegliche durch stärkere Taue gesichert worden; aber in den Kammern der Passagiere sah es entsetzlich aus, denn diese hatten, nur an schönes Wetter gewöhnt und mit der Macht der Elemente nicht vertraut, sich wenig vorgesehen, und nun flog Alles was nicht niet- und nagelfest war, in lustigem Tanze durcheinander. Weder Tisch noch Stuhl, weder Coje noch Hangematte boten einen sicheren Ruheplatz; ein Stück nach dem anderen machte sich von den Wänden und aus den Winkeln los, wohin sie gestaut waren: Hutschachteln, Gläser, Dintenfässer, Spiegel und Kasten wurden lebendig, flogen in unberechenbaren Richtungen umher und nahmen die halsbrechendsten Posituren an; glücklich wem nicht eine schwere Schiffscommode auf den Leib taumelte. Am Fussboden wogte das Wasser mehrere Zoll hoch, darin schwammen Bücher, Bürsten, Stiefel und Cigarrenbüchsen, und wer nicht Acht gab zerschnitt sich die Füsse an den herumliegenden Scherben. Dabei herrschte unten tiefe Dunkelheit; der Boden war glatt wie Eis und man musste sich mit Händen und Füssen festhalten, um nicht beim Ueberholen über die ganze Breite des Schiffes geschleudert zu werden. Es war ein unbeschreiblicher Zustand.

Um neun Uhr ging der Wind nach Süd-Osten herum und wurde etwas schwächer; zwischen ein viertel und halb zehn stand das Barometer am niedrigsten, das Quecksilber war in anderthalb Stunden um einen Zoll gesunken. Bald darauf erhob sich der Wind, der indess durch O.S.O. und S.O. nach Süden herumgegangen war, wieder zu seiner früheren Heftigkeit; alle Seeleute versicherten etwas Aehnliches nie erlebt zu haben.

Der Theorie der Cyclone gemäss hätte man den Cours nach N.O. beibehalten müssen, um so in der Richtung, in welcher er kam, wieder hinauszusegeln; aber auch hier lag das Land in grosser Nähe, und die Gefahr zu stranden wuchs mit jedem Augenblick. Da alle am Fockmast aufgebrachten Segel wegflogen, so schickte Capitän Sundewall die Mannschaft in die Wanten hinauf, um die Luft zu fangen, aber vergebens, das Schiff konnte nicht zum Abfallen

gebracht werden. Der Capitän liess nun die Maschine heizen. Schon waren die Backbordwanten arg gelockert und die Masten drohten über Bord zu gehen, — die Mannschaft arbeitete mit unsäglicher Anstrengung und Gefahr, um sie durch Balken und Tauwerk zu sichern, — schon standen die Zimmerleute mit den Beilen bereit, um als letzte Auskunft den Kreuzmast zu kappen, — da machte gegen halb zwölf die Schraube, unter allgemeiner ängstlicher Spannung, ihre ersten Umdrehungen: das Schiff gehorchte dem Steuer und drehte sich in den Wind. — Schon gegen zwölf liess die Gewalt des Sturmes wieder nach; um drei Uhr brach die Sonne durch die Wolken, und gegen vier war das Meer ziemlich ruhig.

Aller Augen spähten nach dem Schooner, aber vergebens wurde der ganze Horizont mit den Fernrohren abgesucht. Seine Besorgnisse mochte Niemand aussprechen, doch machten die erfahrensten Seeleute ernste Gesichter. Die Gewalt des Sturmes und der Wellen war so gross, dass ihnen kein Schiff mit Sicherheit hätte trotzen können. Die Arkona, welche sonst leicht an den Wind geht, trieb lange steuerlos auf den Wellen, und wurde wahrscheinlich nur durch ihre Schraube gerettet: der Schooner aber hatte dieses Hülfsmittel nicht, und mag auf hoher See von der Gewalt der Wogen zerschlagen worden sein. Nur acht Tage später, in dem Taïfūn des 9. September, sank vermuthlich auf dieselbe Weise die englische Zehnkanonenbrigg Camilla, welche auf der kurzen Reise von Hakodade nach Yeddo spurlos verschwand. — Die japanische Regierung liess auf Ersuchen des Grafen Eulenburg, nach dessen Ankunft in Yeddo, Nachforschungen an allen Küsten des Landes anstellen, aber ohne Erfolg, es wurde niemals eine Spur vom Wrack des Frauenlob entdeckt. Die Küsten sind dicht bevölkert, Tausende von Dschunken befahren die umgebenden Meere, und es wäre bei der minutiösen Genauigkeit und Wachsamkeit der japanischen Behörden undenkbar, dass man nicht Nachricht von ausgespülten Trümmern oder sonstigen Ueberresten erhalten hätte, — aber bis heute hat sich nichts gefunden. Die preussische Marine verlor an dem Commandanten Lieutenant Rehtzke einen ihrer ausgezeichnetsten Officiere, und mit ihm eine Mannschaft, die sich in den furchtbaren Strapazen der Stürme am Cap der Guten Hoffnung vorzüglich bewährt hatte.

Die Mannschaft der Arkona arbeitete am 2. September von vier Uhr Morgens bis Mittag unausgesetzt und angestrengt, und

löste die gefährlichsten und schwierigsten Aufgaben ohne einen Augenblick ihre Kaltblütigkeit und gute Laune zu verlieren. Der Kampf mit den Elementen schien im Gegentheil die Energie und Fröhlichkeit der von Natur etwas träumerischen und schwerfälligen Ostseeleute zu wecken, sie stiegen munterer in die Wanten als beim herrlichsten Wetter, und hielten aus bis zum letzten Augenblick ohne zu wanken und zu weichen. Ihre Unerschrockenheit und Ausdauer, und die Ruhe und Geistesgegenwart des Commandanten und aller Officiere gab auch den Passagieren Vertrauen und Sicherheit, und wer nicht an Seekrankheit litt, fand in dem gewaltigen Aufruhr der Elemente den grossartigsten Genuss.

Der Orkan war sehr kurz und bewegte sich von S.O. nach N.W. Sein Durchmesser muss sehr klein, seine Axe der Arkona um ein viertel auf zehn am nächsten gewesen sein. Der Wind blies zwischen zehn und elf schon aus S.S.W., später aus S.W., und hatte so in wenig Stunden die halbe Windrose durchlaufen. Der niedrigste Barometerstand (um 9 Uhr 15 Minuten) war 28.96; von halb zehn fing das Quecksilber wieder an zu steigen, stand um halb zwölf auf 29.75, und um acht Uhr Abends auf 30.14. Die grösste Differenz betrug fast vierzehn Linien.

An Frühstück war an diesem Tage nicht zu denken gewesen; man suchte sich eines Schiffszwiebacks zu bemächtigen und zermalmte ihn, so gut es gehen wollte. Nachmittags konnte aber wieder Feuer gemacht werden, und um vier Uhr setzte man sich in der Officiersmesse mit rühmlichem Appetit zu Tische. Seit dem Morgen hatte sich auch dort Vieles verändert, denn für solch' tollen Tanz war die Stauung der Schränke nicht eingerichtet; mancher Teller, manche Flasche brach den Hals, und mancher gestern noch rüstige Stuhl hinkte jetzt auf drei Beinen. — Die Passagiere arbeiteten den ganzen Abend, um ihre Kammern wieder bewohnbar zu machen. Der Verlust an Booten, Segeln und Takelage war kein geringer, aber der Bau des Schiffes hatte sich glänzend bewährt.

Gegen Abend bezog sich der Himmel wieder und es begann zu regnen, aber die Luft blieb still und das Schaukeln des Schiffes
3. Septbr. wiegte die ermüdete Mannschaft in sanften Schlaf. Am folgenden Morgen hatte sich die See wieder ganz beruhigt; da ein günstiger Südwind aufsprang, wurden die Feuer gelöscht und Segel gesetzt. Das Besteck war trotz den vielen Coursänderungen und der Unmöglichkeit, bei der hohen See die Geschwindigkeit durch Loggen

zu bestimmen, sehr richtig berechnet worden. Die Mittagsobservation gab eine genaue Ortsbestimmung, der Cours brauchte nur wenig geändert zu werden; die Arkona lag grade auf Cap Insu los, und gegen Abend kam Land in Sicht. Um aber diese durch viele Inseln und Riffe gefährliche und durch die Seekarten nur ungenau bekannte Strecke nicht bei Nacht zurückzulegen, liess Capitän Sundewall beidrehen und das Schiff bis zum nächsten Morgen ziemlich auf derselben Stelle halten.

Am 4. September früh war fast die ganze Schiffsgesellschaft auf Deck. Der Fusiyama erhob sich rosig beleuchtet aus einer weissen Wolkenschicht, während das tiefere Land noch in schattigem Dunkel lag. Unter leichten Schauern tauchte die Sonne glänzend aus dem Meere, und auf den Bergen stand ein prächtiger Regenbogen. Cap Insu wurde in früher Morgenstunde umschifft, östlich der breite Kraterberg Ohosima mit dampfendem Gipfel. Gegen Mittag erreichte die Arkona Cap Sañgami, am Eingang in den engeren Golf von Yeddo, und lief um zwei Uhr an Uraga vorbei. — Am Ufer liegen viele Batterieen, davon eine en étagère mit zwei Stockwerken übereinander, und zwei andere in einer dreieckigen Vertiefung im Felsen. Die Brustwehren sind theils zum Ueberbankfeuern eingerichtet, theils mit Scharten versehen. Bombenfeste Räume und Reduits sah man nicht; die Wachthäuser schienen aus leichtem Holze gezimmert. Nur ein Theil der Batterieen war armirt. 4. Septbr.

Aus den vielen Buchten ergoss sich eine Flotte von Fischerbooten in den Golf; einige liessen sich langseit treiben um die Arkona zu besehen, doch wurde kein Versuch gemacht sie aufzuhalten. Gegen vier liess der Wind nach und Capitän Sundewall gab den Befehl zu heizen; um fünf Uhr lief das Schiff an Kanagava vorbei, wo europäische Kauffahrer und einige japanische Kriegsschiffe vor Anker lagen. Von hier an hat die Bai geringe Tiefe, und da die vorhandenen Seekarten sehr unvollkommen sind, konnte man nur langsam unter beständigem Lothen vorwärts schreiten. Um drei viertel auf sieben warf die Arkona auf der Rhede von Yeddo Anker. Es war schon dämmerig und von der noch fünf Seemeilen entfernten Stadt wenig zu sehen, doch entzündete sich beim Eintritt der Dunkelheit am Ufer ein förmliches Lichtmeer; eine Menge vor der Stadt ankernder Fischerdschunken stellten bei Fackellicht ihre Netze. Bald erschien ein japanisches Boot, um nach dem Vaterlande

des Schiffes zu fragen: der wachthabende Officier zeigte eine preussische Flagge. Nachher kam auch ein Boot der französischen Gesandtschaft mit derselben Frage: Graf Eulenburg liess antworten und für den nächsten Morgen um Nachrichten über die Lage der Dinge am Lande bitten.

Um neun Uhr wurde Zapfenstreich geschlagen, und die Musik blies den Choral »Nun danket Alle Gott«.

IV.

YEDDO.

VOM 5. BIS 16. SEPTEMBER.

Am 5. September früh kam Herr Heusken, der Secretair des amerikanischen Minister-Residenten an Bord, um seine Dienste als Dolmetscher anzubieten. Er überbrachte ein Schreiben seines Chefs, welcher ihn dem preussischen Gesandten für die Zeit seiner Anwesenheit in Yeddo zur Disposition stellte, eine erwünschte Artigkeit die dankbar angenommen wurde. Heusken, ein geborener Holländer, hatte mit Herrn Harris mehrere Jahre in Simoda gelebt, beim Abschluss des amerikanischen und des englischen Vertrages die wesentlichsten Dienste geleistet [1]), und war dem Gesandten schon aus Oliphant's Buch über Lord Elgin's Reise bekannt. Seine persönliche Liebenswürdigkeit trat gleich bei der ersten Begegnung zu Tage: damals ahnte wohl Niemand unter den Reisenden, dass sie den jugendkräftigen, mit den glücklichsten Naturanlagen ausgestatteten Freund in wenig Monaten zu einem frühen, traurigen Grabe geleiten sollten.

Bald nach Heusken kam auch der Abbé Girard, der Chef der katholischen Mission in Japan, welcher als Dolmetscher der französischen Gesandtschaft fungirte, und etwas später der Minister-Resident, Herr Duchêne de Bellecourt selbst an Bord.

Die Mittheilungen dieser Herren waren keineswegs ermuthigend. Herr von Bellecourt erzählte, dass erst vor wenigen Tagen die japanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihn beschworen hätten dahin zu wirken, dass Preussen keinen Bevollmächtigten und keine Kriegsschiffe nach Yeddo sende; denn so fest sie überzeugt seien, dass jeder neue Handelstractat mit einer fremden Nation das schon durch die bestehenden Verträge über Japan gekommene Unglück noch vermehren würde, so hielten sie [illegible]

[1]) S. den einleitenden Abschnitt S. 179, 182.

doch für schwierig auszuweichen, wenn sich preussische Kriegsschiffe vor Yeddo legten. In ähnlicher Weise äusserte sich Herr Heusken, der im Namen seines Chefs die Abschrift einer erst vor wenigen Tagen — am 2. September — an denselben gerichteten Note der japanischen Minister des Auswärtigen übergab, aus welcher hervorging, dass dieselben zur Zeit wenigstens ausser Stande zu sein glaubten, sich auf einen Vertrag mit Preussen einzulassen. Mit den Portugiesen hatten sie zwar erst vier Wochen vor Ankunft der Arkona nach heftigem Widerstreben einen Handelstractat geschlossen, doch kam dieser nur deshalb zu Stande, weil sie den Holländern einige Jahre zuvor ausdrücklich versprochen hatten mit Portugal wieder in Verkehr zu treten, und der holländische Resident jetzt auf Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen bestand.

Ungeachtet dieser wenig versprechenden Eröffnungen richtete Graf Eulenburg sogleich eine Note an die japanischen Minister, worin er seine Ankunft und den Zweck seiner Sendung anzeigte, und den Wunsch aussprach am Lande zu wohnen. Der französische und der amerikanische Vertreter stellten ihm beide in der zuvorkommendsten Weise ihre Häuser zur Verfügung, doch war das Personal der Expedition für solche Gastfreundschaft zu zahlreich, und der Gesandte musste es vorziehen, die japanische Regierung um Anweisung einer passenden Wohnung für sich und sein Gefolge zu ersuchen. Herr Heusken übernahm die Besorgung des Schreibens, welches deutsch abgefasst und von einer holländischen Uebersetzung begleitet war. — Noch an demselben Abend erschien ein Beamter — natürlich in doppelter Ausgabe — an Bord der Arkona, welcher erklärte, mit der Antwort des Ministeriums beauftragt zu sein, und vorgelassen zu werden verlangte: Graf Eulenburg liess die Herren von dem wachthabenden Officier und dem Attaché du jour in der Vorcajüte empfangen. Ihr Auftrag war mündlich: ein Haus zur Aufnahme des Gesandten werde eben eingerichtet und solle am folgenden Mittag bereit sein; wolle derselbe um diese Zeit landen, so werde er gebührend empfangen werden; man möge die Zahl der erforderlichen Sänften und Pferde angeben. Sie erhielten zur Anwort, man wisse die Höflichkeit zu schätzen, mit der sie sich beeilt hätten noch an demselben Tage und so spät Abends die gewünschte Zusage zu überbringen, die Etiquette erfordere aber eine schriftliche Erwiederung, welche auch zur Vermeidung aller Missverständnisse wünschenswerth sei. Die Japaner wandten ein,

dass dadurch bedeutende Verzögerungen entstehen würden, da am folgenden Tage der französische Minister-Resident eine Audienz beim Taïkūn[2]) habe; erst am Freitag könne das Antwortschreiben abgefasst, und müsse dann noch in das Holländische übersetzt werden. Sie erklärten sich aber bereit, der Regierung die Wünsche des Gesandten zu melden. — Die Unterhaltung wurde holländisch geführt, die Japaner hatten ihren Dolmetscher bei sich: ihr Benehmen war durchaus anständig, fein und gesetzt, sie sprachen ruhig und bestimmt, ohne zu stocken. »Wir sehen Sie zum ersten Male«, hiess es, »und Sie empfangen uns wie alte Freunde«. Dabei schienen die vorgesetzten Erfrischungen, namentlich Goldwasser und Cigarren, ihren Beifall zu haben. Man trank sich gegenseitig zu, und sie verliessen das Schiff in der besten Laune.

Schon am 6. September kam die schriftliche Antwort, sie war japanisch verfasst und von einer holländischen Uebersetzung begleitet. Der Gesandte sass grade bei Tische und man führte die Japaner in die Officiersmesse, wo sie es sich bei Champagner und Liqueuren eine Zeit lang gefallen liessen, dann aber dringend baten, wie die Abgeordneten am Tage zuvor in der Vorcajüte empfangen zu werden; man that ihnen nach aufgehobener Tafel gern den Willen und sie entfernten sich befriedigt. Das Schreiben der Regierung enthielt nichts Neues; Graf Eulenburg liess sagen, dass er am Sonnabend an das Land zu gehen denke und um einen Beamten bitte, welcher den Booten den Weg zeigte. 6. Septbr.

Sonnabend den 8. September Morgens regnete es in Strömen, so dass die Abfahrt von der Arkona um zwei Stunden verschoben werden musste. Erst um Mittag bestieg man die Boote, welche — in Kreuzesform geordnet — auf das Land zuruderten, während die mit Flaggen festlich geschmückte Arkona den schuldigen Salut gab. Vorauf fuhr die erste Pinasse, dann der Cutter, dann die Gig des Geschwaderchefs mit dem Gesandten, dann die zweite Pinasse, auf den Flanken die beiden Barcassen. Alle Boote waren armirt. Die Fahrt — fünf Seemeilen — nahm bei dem schlechten Wetter und der starken 8. Septbr.

[2]) Der Ausdruck »Taïkūn« für Siogun ist ganz neuen Datums, und kommt erst seit dem Abschluss des englischen Vertrages 1858 vor. Er scheint ausdrücklich für die Fremden erfunden und in Japan nur den mit ihnen verkehrenden Beamten bekannt zu sein. Da dieser Ausdruck schon gewissermaassen in die europäischen Sprachen übergegangen ist, so muss er in den folgenden Blättern wohl beibehalten werden, um so mehr als der richtige Titel Siogun nur wenig bekannt ist.

Bemannung fast zwei Stunden in Anspruch. Am Landungsplatze liefen sämmtliche Boote der Gig vor, welche zuletzt anlegte: die Seesoldaten und Matrosen wurden ausgeschifft und bildeten Spalier. Graf Eulenburg bestieg, von mehreren japanischen Staatsbeamten begrüsst, mit seinen Begleitern die bereitgehaltenen Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung: voran die Musik, das Preussenlied spielend, dann ein Detachement von vierzig Seesoldaten, dann der Gesandte mit dem Commodor, gefolgt von den übrigen Herren vom Civil und einigen Marineofficieren, zuletzt ein Detachement von vierzig Matrosen. Der Zulauf der Bevölkerung war, Dank dem schlechten Wetter und dem aufgeweichten Boden, nicht so gross als man erwartet hatte, und die Musik schien viel weniger Eindruck zu machen, als die Bewaffnung und militärische Haltung der Seesoldaten. Den Japanern verbietet ein Gesetz jede Entblössung der Klinge auf der Strasse, — so mussten die blanken Waffen unserer Soldaten und der gezogene Degen des commandirenden Officiers wohl einiges Aufsehn erregen. — Nach halbstündigem Marsch durch eine lange grade Strasse erreicht der Zug sein Ziel, ein stattliches Portal öffnet seine Flügel. Die Seesoldaten und Matrosen marschiren — oder steigen vielmehr über den zwei Fuss hohen Schwellbalken — in den Hof, und hissen unter militärischem Salut die preussische Flagge an dem dort aufgepflanzten Mast, die Gesandtschaft nimmt Besitz von dem weitläufigen Gebäude. In den Empfangszimmern waren Erfrischungen aufgetragen, Backwerk und Früchte, dazu wurde Thee gereicht; man konnte sich endlich trocknen und reinigen. Nun erschienen mit ansehnlichem Gefolge zwei Bunyo's[3]) des auswärtigen Amtes, um den Grafen Namens der Regierung auch hier willkommen zu heissen: Heusken stellte sie vor als Sakaï-Oki-no-Kami und Hori-Oribe-no-Kami, den Dolmetscher Moriyama Takitsiro und einen »O-metske« oder Oberaufpasser. Sie erklärten zum Unterhandeln mit dem preussischen Gesandten bevollmächtigt zu sein, und machten den Vorschlag, sofort zu beginnen: »Von den beiden Ministern des Auswärtigen[4]) sei der eine sehr krank, der andere mit Geschäften überhäuft, und es werde voraussichtlich geraume Zeit verstreichen, bis der letztere ihn empfangen könne.« Diese Eröffnung musste

[3]) Die Fremden nennen sie gewöhnlich »Gouverneure«, ein Ausdruck der durchaus ihre Stellung nicht bezeichnet. Ueber die Bedeutung von »Bunyo« s. S. 122.

[4]) Diese »Minister« sind Mitglieder des Gorodžio, von dessen wahrscheinlicher Zusammensetzung der einleitende Abschnitt S. 121 handelt.

als ein Versuch erscheinen, den preussischen Bevollmächtigten am directen Verkehr mit den Ministern zu hindern, und wurde höflich abgewiesen: Graf Eulenburg sprach seine Erwartung aus, recht bald von dem Minister empfangen zu werden. Man erging sich noch einige Minuten in Artigkeiten, — hinter den Papierwänden des Empfangszimmers sassen Schreiber, welche die ganze Unterhaltung emsig aufzeichneten, — dann empfahlen sich die Bunyo's. Die im Hofe aufgestellte Mannschaft machte ihnen die militärischen Honneurs; sie schienen überrascht und erfreut, äusserten auch gleich den Wunsch ein Zündnadelgewehr zu sehen, und fassten sehr schnell das Princip des Mechanismus.

Die Matrosen und Seesoldaten begaben sich unter Führung ihrer Officiere noch desselben Abends wieder an Bord, während der Gesandte und seine Begleiter sich in der geräumigen Wohnung häuslich einrichteten. Die folgende Nacht war sehr unruhig: am frühesten Morgen brach wieder ein Taïfûn los, so heftig wie der acht Tage zuvor erlebte, aber man hatte ja festen Boden unter den Füssen, und nicht, wie im Stillen Ocean, eine gefährliche Küste in Lee. Den elastischen hölzernen Gebäuden am Lande geschah ausser einigen zerfetzten Papierscheiben kein Schaden, aber draussen auf der Rhede raste der Sturm ganz gewaltig: die Arkona musste vor doppelte Anker gelegt werden, und auch dann besorgte man noch dass sie treiben möchte. Die erste Barcasse, ein Boot von bedeutender Breite, hatte, da die Mannschaft erst in später Nacht ermüdet und ganz durchnässt zurückkam, nicht mehr an Bord gebracht werden können und schlug während des Sturmes um. Ihr Geschütz versank im Meere, das Boot selbst wurde am folgenden Tage geborgen.

Es war ein sonderbares Gefühl sich in Yeddo zu befinden, einer Stadt die noch vor wenigen Jahren dem Bewusstsein der meisten Europäer nicht viel näher lag als die Genienschlösser arabischer Mährchen, und deren Bevölkerung sonst zuverlässige Bücher der Neuzeit auf acht Millionen angegeben haben. Man brannte vor Begierde sich umzusehen, und einige der Reisenden machten schon am Sonntag, sobald das Wetter sich aufhellte, einen Spaziergang durch die nächsten Strassen. Die begleitenden Yakunine[5]) führten sie in ein Theehaus; der Thee, welcher ohne Zucker und Milch aus kleinen

[5]) S. S. 123.

Schälchen geschlürft wird, erregte weniger Bewunderung als die artigen Aufwärterinnen, die halb schüchtern halb schelmisch blickend auf den reinlichen Matten ab- und zuwatschelten, und sich viel mit den Fremden zu schaffen machten*). — Gegen Abend wurde in dem Empfangsraume der Gesandtschaft eine Malzeit aufgetragen, welche die Regierung ihren preussischen Gästen zum Willkomm sandte; die Aufstellung war sehr zierlich, wie Alles was die Japaner ordnen: obenan ein Tischchen für den Gesandten allein, daneben ein anderer für drei und weiter eine lange Tafel für sechszehn Personen. Vor jedem Platze standen zwei schwarz lackirte Untersätze, und auf jedem derselben fünf zugedeckte Schälchen, welche die verschiedenen Suppen und Speisen enthielten; ausserdem lag auf Porcellantellern für jede Person ein Fisch. Dieser und das Zuckerwerk waren das Beste, die übrigen Speisen, wenn auch nicht schlecht, doch für den europäischen Gaumen etwas fade. Vielleicht ist die japanische Zunge durch Gewöhnung ganz anders gestimmt als die der westlichen Völker, und schmeckt Feinheiten heraus die der Europäer nicht zu schätzen weiss, — denn dass auch unser Geschmacksorgan »conventionel gebildet« und vom Wege der Natur weit entfernt ist darf nicht bezweifelt werden. Dass aber ein Volk von so hocheigenthümlicher und durchgebildeter Gesittung auch seine besondere und in ihrer Art sehr vollkommene Küche hat, lässt sich nicht nur vermuthen, sondern aus manchen Einzelnheiten beweisen, in welchen ihr Geschmack zufällig mit dem unseren zusammentrifft. Ganz vorzüglich war ein Gericht Lachs, der ganz roh und frisch gesalzen mit Soya gegessen wird, eine Speise die jedem Gourmand zu empfehlen ist: freilich gehört die frisch gegohrene Soya dazu, die wir nicht haben. Als Getränk wurden kleine Schälchen Saki herumgereicht, ein starkes Reisbier von fuseligem Geschmack, das man dem Geruch und Ansehn nach eher Branntwein nennen möchte; die Holländer aber, welche die Fabrication genau kennen, versichern es sei eine Art Bier. Neben jedem Couvert lagen zwei kleine Stäbchen, — die Fremden im Orient

*) Die Theehäuser, »Tša-ya«, sind Restaurationen, wo man Thee, Saki und andere Getränke und Speisen erhält, und wohl zu unterscheiden von den »Džoro-ya«, deren Bestimmung minder unschuldig ist. In den meisten Büchern über Japan werden sowohl die Tša-ya als die Džoro-ya »Theehäuser« genannt, wodurch das Wort eine verfängliche Bedeutung erhalten hat, die für die Tša-ya unrichtig ist. Weibliche Bedienung findet man in beiden.

nennen sie »Chopsticks«, — ein sehr einfaches Instrument dessen sich alle Japaner und Chinesen statt der Messer, Gabeln und Löffel bedienen. Ihre Handhabung erfordert viel Geschicklichkeit oder lange Uebung, wenige Europäer haben sie gründlich erlernt. Man zerschneidet alle consistenten Gerichte schon in der Küche zu kleinen Bissen; die Suppen und Saucen werden aus Näpfen geschlürft. — Die Chopsticks und das Zuckerwerk brachten die Hausdiener nach dem Essen den Gästen in ihre Zimmer — so verlangt es die japanische Sitte.

Das von der Gesandtschaft bewohnte Grundstück liegt im südlichen Theile von YEDDO, im Stadtviertel AKABANE. Vom Landungsplatze führt eine lange, grade, von Krämern bewohnte Strasse dahin, die sich etwa eine Viertelmeile vom Seeufer auf einen freien Platz öffnet. Der Anblick ist durchaus ländlich. Links liegt die lange Façade eines YAMASKE — so heissen die Sitze der DAÏMIO's, — vor sich hat man ein Flüsschen mit grünem Ufer, dessen Gärten sich drüben an eine prächtig bewachsene Höhe lehnen. Aus dem dunkelen Sammtgrün ehrwürdiger Cryptomerien ragt ein hohes thurmartiges Mausoleum, roth lackirt, mit schweren, vorkragenden Dächern über jedem Stockwerk — die ganze Anlage ist ein Begräbnissplatz der TAÏKŪNE. — Man tritt, eine hölzerne Brücke überschreitend, wieder in die sich verengende Strasse ein, in welcher links das Portal des Gesandtschaftshauses liegt. Das Thorgebäude ist aus mächtigen Balken gezimmert und hat ein schweres Ziegeldach: rechts springt erkerartig eine Portierloge vor, welche den Eingang nach der Strasse und dem Hofe beherrscht. In der Thorhalle hängen die drei üblichen Instrumente zum Haschen der Diebe und Verbrecher: eine zweizackige breite Gabel, mit der man den Schächer an die Wand klemmt, ein harkenartiges Geräth, das man ihm zwischen die Beine steckt, und eine Stange mit mehreren Reihen fingerlanger gekrümmter Spitzen, welche man drehend in seine Kleider nestelt. Diese Werkzeuge sind von Eisen und haben lange hölzerne Griffe, man findet sie bei jedem Thürhüter und auf den zahlreichen Polizeiwachen. — Zu den Seiten des Portals liegen inwendig zwei offene Schuppen zum Unterstellen der Pferde: der Hof ist dick mit losen faustgrossen Feldsteinen bedeckt, sehr reinlich anzusehen aber sehr unbequem für die Füsse, doch führt eine breite Bahn aus Quadersteinen von dem Portal auf den Eingang des Wohngebäudes zu, über welchen ein leichtes auf

Holzpfeilern ruhendes Dach vorspringt. Man tritt in den Hausflur: links öffnet sich der Eingang in die Empfangsgemächer und im rechten Winkel ein breiter Corridor, zu dessen beiden Seiten die Wohnzimmer der Expeditionsmitglieder, weiterhin die Baderäume und das Küchengebäude liegen; rechts führt ein kurzer Gang nach den Gelassen wo die der Gesandtschaft beigegebenen japanischen Beamten und Diener hausen. Diese Räumlichkeiten sind in mehrere untereinander zusammenhängende Gebäude vertheilt, welche sich auf verschiedene Höfe und Höfchen öffnen. In einem der letzteren, rechts von dem Hauptportal, steht das Stallgebäude, weiterhin führt ein nur von den Japanern benutztes Thor in die Nebenstrasse. Links vom Vorhofe liegt, von schwarzen Bretterzäunen umgeben, ein geräumiger Rasenplatz, deren die Japaner sich überall zum Bogenschiessen und Pferdetummeln anlegen.

Die ganze Einrichtung des Hauses hat etwas zeltartiges, ist aber bei heiterem warmem Wetter überaus bequem und wohnlich. Alle Gebäude sind einstöckig, im ganzen Hause keine Treppe. Der Estrich liegt beinah drei Fuss über dem Erdboden und ruht auf dicken Holzpfeilern, die nicht etwa in die Erde eingelassen sind, sondern auf steinernen Sockeln stehen. Fast das ganze Gebäude ist aus Holz, lauter viereckige Pfosten mit wagerechter Balkenverbindung, deren Zwischenräume mit beweglichen Papier- und Tapetenschirmen, nur an wenigen Stellen mit leichtem Mauerwerk von Luftsteinen ausgefüllt sind. Solche feste Wände finden sich meist nur im Rücken oder an den Seiten des Hauses, die Vorderfronten und Scheidewände sind fast durchgängig von Papier. Will man sein Zimmer vergrössern, so hebt man einige der leichten Rahmen aus, will man es nach aussen öffnen, so kann man schnell die ganze Wand beseitigen. Die Holzrahmen, welche oben und unten in Falzen laufen und beliebig als Thüren und Fenster benutzt werden können, sind in den Aussenwänden mit durchscheinendem Papier, in den Zwischenwänden gewöhnlich mit weissgemusterten Tapeten beklebt. Den Fussboden decken feine elastische Binsenmatten von einem Zoll Dicke und vorgeschriebener Länge und Breite, so dass man schadhafte immer gleich aus dem nächsten Laden ersetzen kann; den Plafond bildet einfaches Holzgetäfel. Die Dächer sind aus Schindeln, Stroh, bei den besseren Gebäuden meist aus feinen blaugrauen Thonziegeln, die mit Mörtel zu einer festen gleichartigen Masse zusammengefugt werden, — immer aber von der sorgfältigsten

Arbeit. Die Japaner bauen alle ihre Bedachungen möglichst schwer, und glauben dadurch der Gewalt der Erdbeben trotzen zu können.

Das Hauptgebäude des Gesandtschaftshauses war beträchtlich höher als die anderen, und enthielt drei Räume, die sich nach einem kleinen grünen Hofe öffneten. Vor denselben lief, wie bei den meisten Wohnräumen der Japaner, eine bedeckte Veranda von vier Fuss Breite hin, gebildet durch das überkragende, auf Pfosten ruhende Dach. Abends setzt man diese Gänge mit Bretterläden zu, wodurch das Haus geschlossen wird. Der erste der drei Empfangsräume diente dem Gesandten als Esszimmer, der zweite communicirte durch ein Vorzimmer mit der Eingangshalle, der dritte war eigentlich das Allerheiligste. Hier lag in der Rückwand eine Nische mit erhöhtem Estrich, von wo nach japanischer Sitte der vornehme Hausherr alle Besuche empfangen soll. Geringere werden nicht einmal in dasselbe Zimmer zugelassen, sondern nehmen in dem anstossenden Gemache mit dem Gesicht gegen die Tapetenwand Platz, deren mittelste Schirme zur Audienz zurückgeschoben, auf den Wink des Herrn aber wieder geschlossen werden. In einer kleineren Nische neben der erwähnten steht unten ein Gestell für die Schwerter der Besuchenden; im oberen Theile ist ein étagère-artiges lackirtes Möbel eingefügt, dessen Fächer Schiebethüren haben; darin bewahrt der Japaner seine Kostbarkeiten und Curiositäten. — Diese drei Zimmer konnten in wenig Minuten zu einem grossen Raume vereinigt werden, in welchem sich Abends die Mitglieder der Expedition bei dem Gesandten zu versammeln pflegten. Die Holzpfeiler, welche die Decke tragen, sind in sechs bis sieben Fuss Höhe durch wagerechte Balken verbunden; zwischen diesen und den Falzen im Fussboden laufen die unteren Schiebewände. Der Raum zwischen dem Queerbalken und der Decke, drei bis vier Fuss, ist mit einem leichten Lattengitter ausgefüllt und nebenbei ebenfalls mit Schirmen von durchscheinendem Papier zugesetzt, die auf- und zugeschoben oder auch ganz entfernt werden können. So hat man immer Luft und Licht von oben, von unten, so wenig oder so viel man will. Um die beiden letzten Empfangsräume lief auch an der inwendigen Seite ein schmaler Corridor, wo bei den Besuchen der Bunyo's ihr niederes Gefolge und die Schreiber Platz nahmen. Das Holzwerk in allen diesen Räumen war fein geschliffen, nur die Einfassung der mit weissen Glanztapeten beklebten Schiebewände schwarz lackirt. Die

Japaner verachten allen Anstrich, die Gebäude der Vornehmen zeichnen sich nur durch kostbare Holzarten, zuweilen durch etwas Schnitzwerk aus: aber die Arbeit ist selbst an den Pfeilern und Balken so sauber und zierlich, wie bei uns an guten Möbeln, kein Fleckchen, kein Riss, kein Sprung, kein schiefer Winkel sichtbar. Die einzigen Zierrathen waren geprägte und gravirte Metallknöpfe oder Buckel an den Verbindungspuncten der Balken, von eleganter Form und Zeichnung. Der Eindruck des Ganzen ist sehr angenehm, helle, luftige, behagliche Räume, in denen man sich wohl fühlt. Das durchscheinende Papier hat durchaus die Wirkung von mattgeschliffenem Glase und erzeugt ein mildes ruhiges Licht.

Unmittelbar an diese Gemächer lehnt sich ein langes Gebäude mit den Wohnräumen des Gesandten und der übrigen Reisenden, einer Reihe von Doppelzimmern, wovon das innere auf den Corridor, das äussere wieder auf einen grünen Hof geht; eine bedeckte Veranda läuft auch vor diesen entlang. Auf der anderen Seite des Ganges liegen mehrere grössere Räume; das gemeinsame Esszimmer des Gefolges und zwei Stuben zur Aufnahme der See-Officiere, von denen immer einige als Gäste des Gesandten in Akabane weilten. Vorn war eine Wachtstube für die Seesoldaten eingerichtet, welche bei Tage einige Posten bezogen. Nach dem abgesonderten Küchengebäude, wo Heerde nach europäischem Muster gemauert waren, führte seitlich von dem Corridor ein bedeckter Gang. — Das ganze Haus hatte früher in Simoda gestanden, wo man die fremden Gesandtschaften abzufertigen dachte, und sollte nun in Yeddo demselben Zwecke dienen.

An Möbeln kein Ueberfluss. Der Japaner sitzt, liegt und schläft auf den weichen Binsenmatten des Fussbodens, und bewahrt seine Habseligkeiten meist in einfachen Kasten. Einige Tische und Stühle, keineswegs in hinreichender Anzahl, und roh gezimmerte Bettgestelle hatte die japanische Regierung für ihre Gäste machen lassen; alles Uebrige mussten wir mitbringen. Die Expedition zog mit Koch und Kegel ein und machte es sich so behaglich als möglich; es blieb aber doch ein Lagerleben und war nur bei schönem Wetter recht angenehm. Vor Allem fehlte die Hausfrau; einer der Attachés, welcher holländisch sprach, übernahm deren Functionen, hatte aber die grösste Mühe den Japanern unsere Bedürfnisse begreiflich zu machen und lag beständig in heissem Kampfe mit dem »Iseya« oder Comprador, und den »Kodžugaï's«, den Hausdienern. Durch

Jenen mussten alle Einkäufe besorgt werden, und da der Koch des Gesandten, ein unterwegs engagirter Engländer, sich durchaus nicht zu helfen wusste, so fiel die ganze Last der Bestellungen auf die Schultern des haushaltenden Diplomaten. Jeden Morgen fanden sich der japanische Dolmetscher Fukudži mit dem Iseya und einem Hausbeamten bei ihm ein, Ersterer um die Aufträge an den Comprador zu übersetzen, Letzterer um aufzupassen dass dabei der japanische Staat nicht verrathen würde. Dieser Process war sehr weitläufig, denn die im Privatverkehr so anstelligen Japaner betrugen sich hier äusserst schwerfällig: sie verstanden nicht oder wollten nicht verstehen was gewünscht wurde, und es schien fast als solle der Gesandtschaft auf Befehl der Regierung der Aufenthalt nach Möglichkeit verleidet werden. Was man forderte war meist nicht zu haben — von dem Vorhandensein hatten wir volle Gewissheit, — und für die gelieferten Sachen wurden unmässige Preise verlangt. Die Japaner sind von Natur wahrheitsliebend, aber wo die Regierung befiehlt, lügen die Beamten mit unverwüstlicher Ruhe und lassen sich nicht aus der Fassung bringen. Es war eine harte Geduldsprobe. Der Iseya schleppte die verschiedenen Küchenbedürfnisse — Hühner, Enten, Fische, Ferkel, Gemüse — unserem haushaltenden Freunde in sein Zimmer, und nun ging das Feilschen los. Wollten Holländisch und Japanisch nicht mehr fruchten, so begann er deutsch zu wettern, — dann schallte manch wohlbekannter Kraftausdruck durch das Haus; und da alle Wände von Papier sind, so drangen diese Ausbrüche der Entrüstung, die von weitem etwas sehr komisches hatten, zu den Nachbarn nah und fern: sie brachen mitunter alle zugleich in helles Lachen aus und der joviale Urheber pflegte aus voller Kehle mit einzustimmen. Zuweilen gab es auch scherzhafte Missverständnisse, denn die japanische Sprache ist reich an vieldeutigen Worten welche erklärender Zusätze bedürfen, und der Iseya brachte oft die wunderbarsten Sachen, die bestellt zu haben Herr v. B. nicht ahnte. Solche Arbeit war die Haushaltung. Allmälich ging es besser: die Hausbeamten wurden bei näherer Bekanntschaft viel gefälliger, und gaben später unzweifelhafte Beweise wohlwollender Gesinnung. Was den Iseya betrifft, so gehört er dem Handelsstande an — die Yakunine der Gesandtschaft waren Samraï, zum Theil vielleicht nur gemeine Soldaten, aber lauter zweischwertige Männer aus der Adelsclasse — und ist deshalb nach japanischen Begriffen berufen soviel Vortheil zu nehmen

als irgend möglich[7]): man brauchte sich gar nicht zu scheuen ihm den vierten, ja den zehnten Theil seiner Forderung zu bieten, und war schliesslich vielleicht doch noch geprellt. Unsere meisten ISEYA's — denn die Regierung stellte oft aus Gründen, die uns räthselhaft blieben, plötzlich einen neuen an — waren bei aller Gewinnsucht und Verschmitztheit gutmüthige Menschen, die uns gern jeden Gefallen thaten und trotz allem Schelten immer aufgeweckt und dienstfertig blieben. Wir lebten bald ganz vortrefflich: an Fischen und anderen Seethieren war in YEDDO kein Mangel, Gemüse und Früchte gab es mancherlei, auch Federvieh, Enten, Hühner und Fasanen; alle anderen aber, besonders die consistenteren Fleischarten an welche der europäische Magen gewöhnt ist, mussten aus dem etwa vier Meilen entfernten YOKUHAMA herbeigeschafft werden, der seit dem 1. Juli 1859 den Fremden geöffneten Hafenstadt, wo schon viele Kaufleute ansässig waren. Ein dortiger Lieferant übernahm es die Schiffe und die Gesandtschaft in YEDDO mit dem nöthigen Fleisch zu versehen: — man war hier freilich von Wind und Wetter abhängig, da der Proviant zu Wasser von YOKUHAMA nach den Kriegsschiffen und von da erst nach AKABANE geliefert wurde. Wo es fehlte nahmen wir unsere Zuflucht zu Herrn Heusken, welcher den Gesandten täglich besuchte und mit grosser Liebenswürdigkeit und Umsicht für Alles Rath schaffte. Ohne seine Hülfe wäre die Haushaltung wohl schwerlich so rasch in Gang gekommen.

Die japanische Regierung hatte der preussischen Gesandtschaft, wie allen übrigen, eine Abtheilung YAKUNINE — zweischwertiger Beamten niederen Ranges — unter dem Befehle eines Ober-Officiers beigegeben, welche für ihre Sicherheit und vor Allem wohl für ihre Aufführung verantwortlich waren. Sie hatten unseren ganzen Verkehr mit den Japanern in und ausser dem Hause zu beaufsichtigen und uns auf allen Spaziergängen zu Pferde oder zu Fuss auf Schritt und Tritt zu begleiten. Alle Mittheilungen der Regierung gelangten an die Gesandtschaft durch den obersten Beamten des Hauses, der aber niemals mit dem Dolmetscher allein, sondern begleitet von einem dritten YAKUNIN, dem METSKE oder Aufpasser bei dem Attaché du jour erschien. Die beständige Begleitung der YAKUNINE bei allen Ausgängen war besonders in der ersten Zeit störend, da sie uns mit Misstrauen behandelten und hindernd zwischen allen Verkehr mit den Eingeborenen traten. Wollte man in den Läden etwas

[7]) Ueber die Stellung der Kaufleute in Japan s. S. 121.

kaufen, so blickte der Händler erst fragend nach dem begleitenden Beamten und versteckte oft auf dessen Wink den gewünschten Gegenstand, oder forderte unerschwingliche Preise. Nach kurzer Bekanntschaft aber besserte sich das Verhältniss. Die preussischen Gäste gewannen durch freundliche Behandlung das Vertrauen der von Natur gutmüthigen Japaner, die — vielleicht auch auf besondere Erlaubniss der Regierung — sich später sehr dienstfertig und aufmerksam zeigten und ihnen, oft mit Geduld und Aufopferung, jeden möglichen Gefallen erwiesen. Es waren grossentheils joviale und aufgeweckte Männer, unermüdlich in Wind und Wetter, immer liebenswürdig, bescheiden und guter Laune, und freundlich dankbar für jedes kleine Geschenk, jede Bewirthung. Geld nahmen sie nicht an, aber eine Cigarre, ein Bleistift oder Taschenmesser erregten kindliche Freude. Dass ihre Begleitung, wenn auch noch so zahlreich, im Falle eines Angriffes keinen Schutz gewährt, hat sich leider in allen Fällen gezeigt; dass sie aber für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Fremden in Yeddo unter gewöhnlichen Umständen vortheilhaft und nothwendig ist, und nicht, wie vielfach behauptet worden, allein deren Beaufsichtung und die Hemmung des Verkehrs mit den Eingeborenen bezweckt, unterliegt keinem Zweifel. Dem Volke gegenüber geniessen sie ohne Ausnahme unbedingter Autorität; jeder leiseste Wink findet schnellen, ehrerbietigen Gehorsam. Der Pöbel ist in jeder grossen Stadt dem fremdartig erscheinenden Ausländer gefährlich oder mindestens unbequem; in Yeddo aber fällt im grössten Volksgedränge in Gegenwart der Yakunine selten eine Ungehörigkeit vor.

Da nicht alle Mitglieder der Expedition in Akabane untergebracht werden konnten, so zogen immer einige nach Yokuhama und Kanagava; die in Yeddo wohnenden waren sämmtlich Gäste des Gesandten. Morgens in der Frühe wurde man häufig durch den schweren Tritt der Matrosen auf dem Corridor geweckt, — denn die Schiffe standen in beständigem Verkehr mit der Gesandtschaft und die Abfahrt der Boote musste sich nach der Fluthzeit richten, — oder durch das Gequiek eines Schweines, das, unserem betrunkenen Koch entwischend, von den Küchenjungen verfolgt durch die Gänge rannte. Auch die Hühner hatten grosse Zuneigung zu unseren Zimmern gefasst, und nahmen besonders gern auf den Bettpfosten Platz. — Gegen acht pflegten sich eine Menge Krämer einzufinden, die aus hunderten von Kisten und Kästchen allerlei

niedliche und nützliche Sachen auspackten. Der Hausflur und die Gänge glichen dann während einiger Stunden einem bunten Bazar, und die ausgebotenen Gegenstände waren so mannichfaltig, so lockend und wohlfeil, dass jede Neigung Nahrung fand, und die Kauflust Aller beständig rege blieb. Der Verkehr mit diesen Krämern war sehr ergötzlich. Viele wurden unsere besonderen Freunde und schafften, wo sie eine ausgesprochene Liebhaberei merkten, immer neue und schönere Sachen herbei. Man verständigte sich leicht, theils durch Zeichen, theils durch japanische Worte, die wir bald lernten, denn die Sprache ist volltönend und wohlklingend, für das europäische Ohr leicht fasslich, — und auch die Japaner eigneten sich schnell manch deutsches Wort an. Um zehn Uhr wurde gemeinschaftlich gefrühstückt und um sechs zu Mittag gegessen, in der Zwischenzeit ging man seinen Beschäftigungen nach. Durch die Papierwände war jedes laut gesprochene Wort hörbar, wir lebten wie in einer Familie; dazu standen die nach der Veranda führenden Schiebethüren bei schönem Wetter meist offen. Jeder wusste was bei dem Anderen vorging und die Unterhaltung wurde leicht allgemein. Dann und wann kamen Gäste von den anderen Legationen und brachten politische Neuigkeiten und Gerüchte, oder Zeitungen aus Europa — man erlebte täglich Neues und hatte sich viel zu erzählen. Nachmittags wurden gewöhnlich Excursionen gemacht, und war das Wetter zu weiteren Ritten zu schlecht, so besuchte man die Buch- und Kramläden, die Waffen-, Bronze- und Lack-Handlungen in der Nähe, um kleine Einkäufe zu machen, die Landeserzeugnisse kennen zu lernen und Unterhaltungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Wenige Europäer haben Yeddo so gründlich gesehen: denn da unser Aufenthalt von vorn herein begrenzt und nur auf kurze Zeit berechnet war, so suchte Jeder möglichst viel daraus zu machen und die Stadt wurde nach allen Richtungen durchstöbert. Der persönliche Verkehr mit den Japanern gestaltete sich, so unbefriedigend auch die geschäftlichen Beziehungen anfangs zu werden drohten, von Tage zu Tage erfreulicher und hat gewiss bei Allen die angenehmste Erinnerung hinterlassen.

10 Septbr. Montag den 10. September hatte sich das Wetter ganz aufgeklärt, und der Gesandte konnte den Herren Harris und von Bellecourt seine Besuche machen. Ersterer wohnte in den

Nebengebäuden eines etwa zehn Minuten von Akabane gelegenen Tempels: man tritt aus der Strasse durch ein stattliches Portal, von wo eine breite Steinbahn wohl dreihundert Schritt weit nach dem etwas höher gelegenen Heiligthum hinanführt. Links von diesem Aufgange liegt ein kleines Gebäude mit niedlichem Gärtchen, die Wohnung Heusken's; rechts neben dem Tempeleingange das geräumige Haus des Minister-Residenten. Der von Herrn von Bellecourt bewohnte Tempel Sakaïdži beherrscht, auf der Höhe gelegen, eine weite Aussicht über den Golf, ist aber kleiner als der amerikanische. Die schönste Umgebung hat die englische Gesandtschaft, deren Bewohner sich zur Zeit auf einem Ausfluge nach dem Fusiyama befanden; sie liegt etwas weiter südöstlich unter derselben Anhöhe, nah dem Meeresstrande in einer weiten parkartigen Anlage, welche die Erb-Begräbnisse mehrerer Daïmio-Familien umschliesst. Der Name dieses Tempels ist Todžendži.

Nachmittags an demselben Tage erschienen in Akabane wieder die beiden Bunyo's Sakaï und Hori-Oribe mit ihrem Aufpasser und dem Dolmetscher Moriyama. Sie brachten die Nachricht, dass der Minister des Auswärtigen den Gesandten erst am 15. September empfangen könne, und baten diesen nochmals, doch sogleich mit ihnen die Verhandlungen zu beginnen, was Graf Eulenburg aus guten Gründen ablehnte. Er hatte erfahren, dass die Stellung dieser Herren sie zu gar keiner selbstständigen Entscheidung befähige, dass sie nur die Werkzeuge des Ministeriums und ohne allen Einfluss, dass ihre Ansichten für die Regierung ohne jede Bedeutung und Wichtigkeit seien. Man wusste genau, was sie mitzutheilen hatten: eine positive Weigerung, jetzt mit Preussen abzuschliessen. Unter diesen Umständen musste es wünschenswerth erscheinen, die ganze Sache bis zur Besprechung mit dem Minister intact zu lassen, um dann ihm selbst mit Nachdruck antworten zu können. Graf Eulenburg liess den Bunyo's eine Collation vorsetzen und führte, alles Politische geflissentlich vermeidend, die Unterhaltung auf unverfängliche Gegenstände; der corpulente Sakaï, ein munterer Lebemann, thaute bald auf und that viele neugierige Fragen. Vor Allem interessirten ihn unsere Aerzte: »die japanischen behandelten ihre Kranken jetzt auch auf europäische Weise, und richteten sich dabei vorzüglich nach einem deutschen Werke«. Nach einigen Fragen kam heraus, dass es

Hufeland's Makrobiotik sei*). Vor zwei Jahren war die Cholera zum ersten Mal in Yeddo gewesen und hatte in kurzer Zeit 200,000 Menschen hingerafft. Die Bunyo's erkundigten sich nach Mitteln dagegen: als man ihnen aber sagte, dass eine angemessene Lebensweise und mässiger Weingenuss anzurathen, und deshalb ihre hohe Weinsteuer recht unzweckmässig sei, brach Sakaï in helles Lachen aus: »der französische Bevollmächtigte habe sie versichert, der Wein wäre ein Luxusartikel«. Dabei trank er ein Glas moussirenden Rheinwein nach dem anderen.

13 Septbr. Auf Donnerstag den dreizehnten hatte der Gesandte die Bunyo's zum Diner eingeladen. Sie erschienen um fünf Uhr und überreichten ein Geschenk an Thee und Eiern: »so sei es in Japan bei Einladungen üblich«. Im Verlaufe des Gespräches ergab sich, dass bei Condolenzbesuchen nur Thee geschenkt werde, die Hinzufügung von Eiern aber freudebedeutend sei. Sie meldeten zugleich, dass der Minister des Auswärtigen den Gesandten schon am folgen-Tage zu empfangen wünsche. — Bei Tische zeigten sich die beiden Bunyo's und Moriyama, welche schon viel mit Fremden verkehrt hatten, im Gebrauche von Messern und Gabeln ganz anstellig, der O-metske aber war sehr verlegen und ungeschickt, wollte auch durchaus nicht trinken. Dagegen sprach der joviale Sakaï allen Weinsorten recht herzhaft zu, notirte sich die Gegenstände des Tafelgeräthes und die Reihenfolge der Gerichte, wickelte von jeder Speise ein Stück in Papier und steckte es in die weiten Aermel; das ist die landesübliche Art den Wirth zu ehren. Am besten schmecken den Japanern immer gekochter Schinken und eingemachte Früchte, Champagner und andere süsse Weine und Liqueure. Die Gäste wurden bei jedem Glase munterer, namentlich Sakaï und Moriyama. Hori-Oribe's Benehmen war von Anfang an etwas zurückhaltender, dabei aber wohlwollend und liebenswürdig: durch sein ganzes Wesen ging ein schwermüthiger Zug, sein Auftreten war einnehmend, milde und gleichmässig, sein Ausdruck fein und geistreich: er gehörte zu den Naturen, die ihre Umgebung gewinnen und fesseln ohne sich darum zu bemühen.

*) Man muss den gegenwärtigen Stand der ärztlichen Wissenschaft in Japan nicht nach dieser Aussage beurtheilen. Hufeland's Makrobiotik scheint in weiteren Kreisen bekannt zu sein, doch fanden wir in den Buchhandlungen auch die Uebersetzungen rein wissenschaftlicher medicinischer Werke mit genauer Nachbildung der darin enthaltenen anatomischen Zeichnungen in Kupferstich und Holzschnitt.

Am folgenden Morgen, den vierzehnten, ging die Thetis auf der Rhede vor Anker. Einige ihrer Passagiere kamen in dem Augenblick nach Akabane, als der Gesandte zum Besuche bei dem Minister aufbrach. Sie brachten leider keine Nachricht von dem Frauenlob, dessen Untergang nun immer wahrscheinlicher wurde. 14. Septbr.

Vor Beschreibung des Besuches bei dem Minister Ando Tsus-sima-no-Kami muss hier in Kurzem Rechenschaft von der Entwickelung der japanischen Verhältnisse und dem Verkehr der Ausländer seit der Ankunft ihrer diplomatischen Vertreter gegeben werden.

Der englische Gesandte Herr Alcock und der amerikanische Minister-Resident Herr Townsend Harris waren die ersten, welche — im Juni 1859 — in Yeddo eintrafen. Die japanischen Behörden empfingen sie mit grosser Artigkeit und stellten die Nebengebäude mehrerer Tempel zur Verfügung, unter denen sie selbst ihre Wohnungen wählen konnten. Die ratificirten Verträge wurden nach Beseitigung einiger formellen Schwierigkeiten feierlich ausgewechselt, und die Sachen gingen so glatt als man kaum erwartet hatte. Bei alle dem fanden die Fremden, dass sie von den Japanern hintergangen und gewissermaassen wie Feinde behandelt wurden. Man begegnete ihnen höflich und zuvorkommend, aber nicht offen, und suchte namentlich jede freie Bewegung und den Verkehr mit den Eingeborenen zu hemmen. Alle Maassregeln der Regierung schienen berechnet, die Wirksamkeit der Verträge aufzuheben ohne ihre äussere Form zu brechen. Der freie Verkehr mit den Landesbewohnern ohne Dazwischenkunft der Beamten war die Wurzel, aus welcher allein der Handel der westlichen Völker erwachsen konnte, der Cardinalpunct aller Verträge von 1858, und grade dieses wichtigste Zugeständniss sollte ihnen verkümmert werden. Der Gedanke, dass der unbeschränkte Fremdenverkehr jetzt wie vor zweihundert Jahren leicht zu einer politischen Umwälzung führen könne, lag für die Japaner sehr nah, und man suchte nach Mitteln dieses Unglück abzuwenden. An offenen Bruch der Verträge war nicht zu denken; man musste sie zu umgehen suchen, und das führte zu der zweideutigen Politik, aus welcher so viel Unheil entstanden ist. Die Doppelzüngigkeit der Beamten, — die gewiss nur zuweilen aus

dem Leichtsinn und der Haltungslosigkeit Einzelner, meistens aber wohl aus der Ansicht der Regierung entsprang, dass im diplomatischen Verkehr alle Vortheile gelten, — war die Hauptquelle der ersten Verstimmung und der späteren traurigen Verwickelungen. Man konnte den feierlichsten Versicherungen namentlich der niederen Beamten nicht trauen: sie scheuten sich oft nicht, ihre positiven Aussagen im nächsten Augenblick, wo es ihnen Vortheil brachte, zu widerrufen. Die japanische Regierung hat in vielen Fällen auch offen und redlich gegen die Fremden gehandelt, aber die Gesandten wurden durch so vielfache Hintergehungen zu einem consequenten Misstrauen gradezu gezwungen.

Gleich nach Installirung der Legationen erhielt jede eine Abtheilung zweischwertiger Trabanten, Yakunine, welche alle Zugänge bewachten, die Fremden bei ihren Spaziergängen auf Schritt und Tritt begleiteten und ihren Verkehr mit den einheimischen Bewohnern beaufsichtigten. Die Gesandten sahen dies wohl nicht ganz mit Recht nur als eine beleidigende Spionage und Einschränkung an, obgleich es die Wirkung davon gehabt haben mag. Sie wehrten sich umsonst dagegen: die japanischen Behörden urgirten mit gutem Grund, dass eine solche Wache für die Würde und Sicherheit der Legationen und zur Beaufsichtigung ihrer eigenen Unterthanen unumgänglich nothwendig sei. Ohne allen Zweifel trafen sie diese Einrichtung in guter Absicht, und mit dem aufrichtigen Wunsche, den Verkehr der Fremden in Yeddo sich so friedlich als möglich gestalten zu sehen und jeder Gewaltthat vorzubeugen. Die Gesandten und ihr Gefolge hatten anfangs keinen Begriff von dem Terrain auf dem sie sich bewegten und setzten sich aus Unkenntniss der Verhältnisse vielfach den grössten Gefahren aus: und wenn auch, wie schon gesagt, die Begleitung der Yakunine sich bei ernstlichen Angriffen unwirksam erwies, so wären doch ohne sie die Zusammenstösse mit den fürstlichen Trabanten und anderen Fanatikern sicherlich viel häufiger und bedenklicher gewesen, die Stellung der Gesandten in Yeddo aber nach kurzer Zeit ganz unhaltbar geworden. Zu gegründeten Klagen gab zu Zeiten das Benehmen dieser Beamten Anlass, welche — vielleicht auf Befehl der Regierung, um den Fremden durch Tracasserieen, ohne Gewaltsamkeit, den Aufenthalt in Japan zu verleiden, — mitunter hindernd zwischen sie und die Landesbewohner traten, die Preise vertheuerten, und auf den Strassen den Unarten lärmender

Volkshaufen, denen sie mit einem Wink steuern konnten, zuweilen ruhig zusahen.

Bald fanden sich ernstere Ursachen der Unzufriedenheit. Den Verträgen gemäss sollte vom 1. Juli 1859 an der Hafen von Kanagava geöffnet sein. Diese Stadt liegt an der Nordseite und im innersten Winkel einer tiefen Ausbuchtung des Golfes von Yeddo, am Tokaïdo, der grossen Heerstrasse welche vom Süden und Osten des Reiches nach der Hauptstadt führt. Sei es nun aus Besorgniss vor Conflicten der Fremden mit dem Gefolge der nach Yeddo reisenden Grossen, sei es um sie besser beaufsichtigen zu können — genug, die Regierung hatte den zu ihrer Ansiedelung designirten Bezirk nicht in Kanagava, sondern bei dem Fischerdorfe Yokuhama, eine halbe Meile weiter östlich am Südufer der Bucht abstecken und mit einem aus dem Meere gespeisten breiten Canal umgeben lassen. Eine Hügelreihe und sumpfiges Terrain scheiden diesen Ort von Kanagava; um die Entfernung abzukürzen baute die Regierung mit grossen Kosten einen langen Steindamm durch die Sümpfe. In Yokuhama waren am Meeresufer stattliche Bollwerke und Landungstreppen aus Granit, ein Zollhaus und umfangreiche Gebäude für die Beamten aufgeführt, weiterhin wuchsen schon mehrere Strassen empor, wo japanische Kaufleute ihre Waarenlager eröffneten. Offenbar hatten diese ausgedehnten und kostbaren Bauten den Zweck, die Niederlassung in Yokuhama zur vollendeten Thatsache zu machen, und die Japaner hatten ganz richtig gerechnet, — die fremden Kaufleute kamen ihnen zu Hülfe. Die Vertreter von Grossbritannien und Amerika, welche hier die Absicht einer ähnlichen Einsperrung zu sehen glaubten wie die frühere der Holländer auf Desima, erhoben lebhaften Einspruch gegen diese Vertragsverletzung: jede Person und jeder Waarenballen, der aus oder nach Yokuhama kommt, muss die Wachthäuser auf dem schmalen Steindamm und die Brücke des einschliessenden Grabens passiren: die Japaner konnten den Ab- und Zugang der Personen und die Ein- und Ausfuhr der Waaren hier nach Belieben controlliren, besteuern oder gar abschneiden: die im Vertrage stipulirte Freiheit des Verkehrs wurde illusorisch. Kanagava dagegen ist von der grössten Verkehrsader des Reiches, dem Tokaïdo durchschnitten, und hier hätte die japanische Behörde die Berührung der Fremden mit allen Classen der Bevölkerung aus den verschiedensten Theilen des Reiches niemals hindern können: die westländischen Producte hätten

sich von hier aus selbst die Wege gebahnt und in Kurzem durch das ganze Land verbreitet. — Vielleicht wurde die japanische Regierung auch in diesem Puncte von wohlwollender Vorsicht geleitet und fürchtete von so freiem Verkehr schlimme Folgen für die Fremden, doch machte es diesen eben nicht den Eindruck. — Die Frage war von weitreichender Bedeutung und die Gesandten thaten ihr Möglichstes sie glücklich zu lösen; die westlichen Kaufleute aber hatten nur ihren nächsten Vortheil im Auge. Schon lagen mehrere Schiffe aus Nangasaki und China in der Bucht, welche der vertragsmässigen Eröffnung harrten. Die mit ihnen eingetroffenen Handelsagenten sprachen sich unverhohlen für Yokuhama aus, wo Alles zu ihrer Aufnahme bereit war, und zauderten keinen Augenblick sich dort niederzulassen als der vertragsmässige Termin eintrat. Yokuhama hat allerdings vor Kanagava einen für den Handel sehr wichtigen Vorzug, einen besseren Ankergrund, und die Möglichkeit für grosse Schiffe sich dem Lande auf kurze Entfernung zu nähern, während bei Kanagava das Wasser überall seicht ist. Vor allen Dingen aber machten die ersten Ankömmlinge durch ihr schnelles Zugreifen glänzende Geschäfte, deren Vortheil sie mit anderen später Hinzukommenden theilen mussten, wenn sie den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen abgewartet hätten.

So scheiterten die Gesandten an dem Auftreten ihrer eigenen Schutzbefohlenen, und konnten nur eine weitere Ausdehnung des zur Ansiedelung bestimmten Terrains und die künftige Anweisung der Grundstücke an sie selbst zur gleichmässigen Vertheilung an die Kaufleute erreichen: — denn die zuerst gekommenen hatten, mit bedeutenden Geldmitteln versehen, alles von der Regierung zur Verfügung gestellte Land an sich gebracht und verkauften es nun an die später eintreffenden zu unmässigen Preisen. — Den fremden Consuln wies die Regierung Tempel in Kanagava an, doch hatten die Gesandten grosse Mühe, ihr die Erlaubniss des freien Verkehrs zu Lande auf der grossen Heerstrasse zwischen den Legationen in Yeddo und den Consulaten in Kanagava abzudringen.

Weiteren Anlass zu Misshelligkeiten gab das Umwechseln der fremden Münzsorten gegen japanische, wozu die Regierung sich unbegreiflicher Weise für das erste Jahr nach Eröffnung der Häfen durch die Verträge verpflichtet hatte. Diese Angelegenheit wird nur durch nähere Beleuchtung der Verhältnisse verständlich werden.

In einem Lande, das sich nach aussen hermetisch verschliesst, hat die Regierung die Macht, das gegenseitige Werthverhältniss der edelen Metalle nach ihrem Belieben festzustellen, wenn sie den Gebrauch derselben auf die Vermünzung beschränkt und jede andere Anwendung verbietet. So war es in Japan. Nur zu den unbedeutendsten Verzierungen an Waffen und anderen kleinen Geräthen durften die Handwerker Gold und Silber verarbeiten, und auch da nur als Incrustation und Plattirung in den geringfügigsten Quantitäten. Ein Klumpen Gold oder Silber, der nicht verarbeitet werden darf, ist werthlos: die Regierung allein hat das Prägerecht, sie bestimmt den Werth der Münzen durch den aufgedrückten Stempel und normirt den relativen Werth der Metalle nach ihrer Bequemlichkeit. Gold- und Silbermünzen waren in Japan das, was Banknoten und Scheidemünzen bei uns sind, denn diese erhalten ja auch nur durch den Stempel ihren Werth, nicht durch Grösse oder Gewicht. — Die Falschmünzerei konnte der Regierung sehr gefährlich werden, ist aber bei der allgemeinen Beaufsichtigung in Japan fast unmöglich, und hatte auch wenig Chancen, so lange ein bestimmtes Werthverhältniss der beiden Metalle untereinander durch alle Münzsorten festgehalten wurde. — Ein deutliches Zeichen, dass die Metalle nur Tauschmittel waren, ist der Umstand, dass man in Japan alle Einkünfte nicht nach Geld, sondern durchgängig nach »Kok« Reis, einem bestimmten Gewicht des allgemeinen und nothwendigsten Nahrungsmittels, als einer feststehenden Werth-Einheit rechnete. Auch dieser Werth konnte nach dem Ausfall der Aernten fluctuiren wie bei uns der Werth von Gold und Silber nach der Ergiebigkeit der Bergwerke, aber der Werth der edelen Metalle hing von der Willkühr der Regierung ab.

Sobald die Ausfuhr der Metalle freigegeben wird, muss dieses Verhältniss aufhören; ihr relativer Werth normirt sich dann bald nach dem in den Nachbarländern üblichen Satz. Fast das ganze siebzehnte Jahrhundert durch exportirten die Holländer Gold mit ungeheurem Vortheil. Diese Ausfuhr war aber keine freie, konnte also auf den Werth der Metalle in dem sonst gänzlich gesperrten Lande keinen Einfluss haben; die Regierung gab ihnen Goldmünzen in Zahlung, so weit es ihr bequem war, — die Holländer konnten nicht Gold gegen Silber von den Landesbewohnern in beliebiger Menge eintauschen. Die Wohlfeilheit des Goldes war ein zufälliger

Umstand, der ihrem Handel Vortheil brachte ohne dem Lande direct zu schaden. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde die japanische Obrigkeit auf den enormen Betrag der dem Lande im Laufe der Jahre entführten Summen aufmerksam[9]), beschränkte die Kupferlieferung, und prägte die Goldmünze bei gleichem Nennwerthe immer kleiner, so dass die Holländer sie bald nicht mehr mit Vortheil in Zahlung nehmen konnten. Seitdem führten sie an Metallen nur noch Kupfer aus und bezahlten es mit westländischen Producten, später auch in beschränktem Maasse mit Silber. Sei es nun, dass die japanische Regierung die Goldmünzen, seitdem sie den Holländern keine mehr lieferte, wieder grösser prägte, sei es dass sie den Preis des Silbers erhöhte[10]), genug, zur Zeit der Eröffnung Japans durch die Amerikaner war das Werthverhältniss dieser beiden Metalle ein ganz abnormes.

In dem damals gültigen Münzsystem war die Einheit der Kobaño, eine dünne flache ovale Münze, die ein Ryo Goldes hielt und 60 Monme Silbers galt. Die Bruchtheile waren

- der Nibu, gleich einem halben Kobaño, eine länglich viereckige Münze von vergoldetem Silber;
- der Itsibu, von Silber, gleich einem viertel Kobaño, von ähnlicher Form und Grösse;
- der Nišu, ein achtel Kobaño, von vergoldetem Silber;
- der Išu, ein sechszehntel Kobaño, von Silber; die beiden letzteren ebenfalls länglich viereckig, nur kleiner.

Der Werth der Bronzemünzen und mit ihnen der Kupfer- und Eisenmünzen fluctuirte. Man rechnete 60 bis 80 Maas oder Tempo auf den Kobaño, oder 15 bis 17 auf den Itsibu. Der Tempo ist eine schwere ovale gegossene Münze aus schöner Bronze mit einem viereckigen Loch in der Mitte, und gilt 100 Seni. Der Seni ist ein rundes Eisenstück, ebenfalls mit einem Loch, und wird wie

[9]) S. S. 148.

[10]) Dem Verfasser fehlen die ausreichenden Data, um das Verhältniss der Metalle in früherer Zeit ergründen zu können. Die Holländer exportirten zuerst Silber, dann Gold und Kupfer, dann nur Kupfer. Sie bezahlten das letztere theilweise mit Silber, d. h. die japanische Regierung liess bei der Anfuhr eine gewisse Quantität gemünzten Silbers jährlich zu. Dieses giebt keine genaue Rechnung, da man nicht weiss wie sich der Werth der anderen Einfuhr-Producte zu dem des Silbers verhielt. Gold für Silber haben die Holländer niemals kaufen können, und eine gültige Rechnung liesse sich auch in diesem Falle nur anstellen, wenn der Handel ganz frei gewesen wäre.

die etwas grösseren kupfernen Vier-Seni-Stücke und die Tempo's auf Strohschnuren gereiht.

In diesem System verhielt sich der Werth des Silbers zum Golde wie 1 zu 5, während in der ganzen übrigen Welt diese Metalle etwa wie 1 zu 15 stehen. Der Kobaṅg dieser Zeit wiegt 123 Gran und hat über 6 Thaler Metallwerth. Ein Itsibu, ein viertel Kobaṅg, enthält aber nur für 14 Sgr. 1,4 Pf. Silber. Die Differenz mit dem Kupfer, Eisen und der Bronze war ebenfalls sehr erheblich. So lange die Ausfuhr der Scheidemünze erlaubt war, wechselten die Fremden ihr Silber in Tempo's und Seni's um; letztere sehen den chinesischen Kaš (Sapeken) ganz gleich und werden dafür angenommen. Man erhielt aber in Japan für einen Dollar gegen 4800 Seni, und konnte in China für 800 bis 1000 dieser Stücke einen Dollar kaufen. Diesem Handel wurde durch das in alle neueren Verträge aufgenommene Verbot der Ausfuhr von Scheidemünze rechtlich ein Ende gemacht: heimlich soll er noch heut im Schwange sein.

Aus diesen neuen Verträgen (seit 1858) erwuchsen aber weit grössere Uebelstände. Die japanische Regierung hatte sich darin unbegreiflicher Weise zu einem Artikel verstanden, nach welchem fremde Gold- und Silber-Münzen in Japan Cours haben und Gewicht um Gewicht gegen einheimische gewechselt werden sollten: sie selbst verpflichtete sich, während des ersten Jahres nach Eröffnung der Häfen die Umtauschung zu bewerkstelligen. Man musste sich des Missverhältnisses in dem Werthe der Metalle doch nach den in früheren Jahrhunderten an den Holländern gemachten Erfahrungen bewusst sein, glaubte aber offenbar, den anderen Fremden, wie früher den Holländern gegenüber, den Werth der Münzen nach Belieben feststellen zu können. In diesem Wahne liess die Regierung Silberstücke prägen, die einen halben mexikanischen Dollar (an Werth etwa 1 Th. 14 Sgr.) wogen, aber das Gepräge eines Nišu oder halben Itsibu hatten, und wechselte den Fremden ihre Dollars in dieser Münze. Sie erhielten also für einen Dollar einen eben so viel wiegenden Itsibu, während von den im Lande coursirenden Itsibu's erst drei einen Dollar wiegen. Dadurch wurden alle Producte für die Fremden um 200 Procent vertheuert, denn der japanische Kaufmann nahm die neue Münze nur für den ihr aufgeprägten Werth, einen Nišu. Hätte die Regierung damals ihre ganze Silbermünze eingezogen und neue Itsibu's zum Gewicht

und Werthe von einem Dollar auch für den einheimischen Verkehr ausgegeben, so konnte sich Niemand beklagen; gegen die Entwerthung des Silbers aber für die Fremden allein verwahrten sich die Gesandten. Die Regierung des Taïkūn fügte sich ihren Vorstellungen nach kurzem Widerstreben, zog die neue Silbermünze ein, und wechselte nun den ausländischen Kaufleuten ihre Dollars gegen gleiches Gewicht in landesüblichen Itsibu's. Von diesem Augenblick an aber konnten die Fremden das gemünzte japanische Gold um ein Drittheil seines Werthes kaufen und zogen natürlich dieses Geschäft jedem anderen vor. Der Kobaṅg, über 6 Thaler werth, war für 4 Itsibu, weniger als 2 Thaler, zu haben. Die Kaufleute in Yokuhama, meist Repräsentanten der grössten deutschen, englischen und amerikanischen Handelsfirmen in China, schafften mexikanische Dollars in grossen Massen herbei, um sie in Itsibu's umzusetzen und Kobaṅg's zu kaufen; eine Operation, die sich bei der Nähe von China mit derselben Summe sechs- bis siebenmal jährlich wiederholen liess. Der enorme Gewinn verdrehte ihnen die Köpfe, eine Art wahnsinnigen Schwindels bemächtigte sich fast aller Ausländer in Yokuhama; sie bestürmten das Zollhaus mit Ungestüm, die Beamten wussten sich kaum zu retten. Da der Zudrang immer grösser wurde, so befahl die Regierung, nur eine bestimmte Summe täglich zu wechseln und nach der Kopfzahl und dem Maasse der Forderungen zu repartiren. Nun liefen lange Listen von erdichteten Namen, grossentheils mit höhnender Bedeutung ein: Jeder forderte, um bei der Vertheilung recht gut bedacht zu werden, immer mehr als der Andere, Summen, die in Wirklichkeit gar nicht existiren, geschweige denn geliefert werden konnten. Ein Deutscher bat höflich, ihm 250 Millionen Dollars umzutauschen. Andere, Engländer und Amerikaner, nannten Zifferreihen von zwanzig Stellen, die abzuzählen kein Menschenleben ausreicht. Viele dieser Forderungen wurden von Drohungen begleitet, man klagte über Bevorzugung von Einzelnen und es kam zu den ärgerlichsten Auftritten. Aber nicht nur waren die Eingaben an das Zollamt gefälscht, in so fern sie Personen und Summen nannten die gar nicht existirten, sondern die ganze Transaction war ungesetzlich: denn die Eingeborenen durften nach den Landesgesetzen bei strenger Strafe kein Gold an Fremde verkaufen, und die Verschiffung musste nach den Verträgen den japanischen Zollbehörden angezeigt werden, was die Ausländer in allen Fällen unterliessen. Es war ein doppelter

Schleichhandel. Viele Japaner wurden bestraft, aber es fanden sich bei dem enormen Gewinn immer neue Mittel die Behörden zu hintergehen. Die Regierung des Taïkūn sah dem Unwesen mit Besorgniss und Unwillen zu und führte bittere Klagen; sie betrachtete mit Recht die Handlungsweise der Fremden als Raub und als Missbrauch der betreffenden Vertragsbestimmung, deren Sinn und Absicht nur war, den ausländischen Kaufleuten die Mittel zum Ankauf einheimischer Producte so lange zu liefern, bis das Volk mit ihren Münzen bekannt geworden wäre. Die fremden Vertreter in Yeddo mussten diesen Grundsatz anerkennen und missbilligten laut das unwürdige Betragen ihrer Landsleute, konnten ihm aber um so weniger steuern, als fast alle Consuln in Kanagava — ausser dem englischen lauter unbesoldete Handelsagenten — sich an den Uebertretungen betheiligten, welche sie hätten verhüten sollen. Dem Gesetze sind nur wenige von den Handlungen erreichbar, welche Anstand und Sittlichkeit verbieten; aber auch da, wo die Japaner straffällige Vergehen zur Anzeige brachten, versäumten sie meist, mit dem richterlichen Verfahren der Westvölker unbekannt, die zur Beweisführung nöthigen Maassregeln zu treffen, und mussten abgewiesen werden. Die japanischen Beamten wussten sich überhaupt geschäftlich den an Pünktlichkeit und fertiges Handeln gewöhnten »Westwilden« gegenüber nicht zu helfen; sie benahmen sich sehr ungeschickt, und wohl nicht immer mit der Unpartheilichkeit und Klarheit, welche jene von Regierungsbehörden überall verlangen. Die Kaufleute in Yokuhama fühlten sich durch die limitirte Ausgabe der Itsibu's in ihren Rechten gekränkt und beschuldigten ihre Gesandtschaften laut der Pflichtvergessenheit, weil sie nicht die wörtliche Erfüllung des betreffenden Vertragsartikels durchsetzten, — so steigerte sich die Verstimmung auf allen Seiten immer mehr. Die japanische Regierung sah ihre wiederholt und namentlich in der Antwort an Resanoff schon 1805 ausgesprochenen Befürchtungen[11]) von den Folgen des Fremdenverkehrs wohl in höherem Maasse erfüllt, als sie selbst erwartet hatte, und entschloss sich, um dem Unwesen der Goldausfuhr und allen daraus entspringenden Reibungen auf einmal ein Ende zu machen, den unseligen Vertragsartikel über den Umtausch der Münzen gradezu zu brechen. Eine grosse Feuersbrunst, die im November 1859 den Palast des Taïkūn verzehrte, musste als Vorwand dienen. »Die durch den Brand veranlassten grossen Ausgaben

11) Vgl. S. 158 Anm. 159.

machten ein ferneres Umwechseln der fremden Münzen unmöglich.» Zugleich wurde der Verkauf des Kupfers ganz verboten, der aller übrigen Landeserzeugnisse im directen Widerspruch mit den Verträgen beschränkt, »weil man Alles für den grossen Palastbau brauche«. Seitdem wechselte die Regierung nur noch den fremden Gesandten und Consuln bestimmte Quantitäten Dollars monatlich nach dem Werthe ihres Gewichtes, und fuhr damit auch fort, als ein Jahr nach Eröffnung der Häfen die Umwechselung den Verträgen gemäss hätte aufhören sollen. Dem preussischen Geschwader gewährte sie aus Courtoisie denselben Vortheil. In den Hafenstädten bildete sich ein Wechselcours, der dem ausländischen Silber ungünstig ist und den Exporthandel drückt; die japanischen Behörden erklärten sich aber allen Klagen der Fremden gegenüber für unfähig dem Dollar durch Zwangscours seinen vollen Metallwerth von drei Itsibu's zu verschaffen. Eine Verpflichtung dazu hätte sich aus dem ungeschickten Vertragsartikel leicht ableiten lassen, aber die Gesandten fanden es vom handelspolitischen Standpunct richtiger, hier nicht weiter einzuschreiten, und der Sache ihren natürlichen Lauf zu lassen. Um der Goldausfuhr auf immer ein Ende zu machen, ergriff man endlich auch das einzige wirksame, von den Gesandten schon längst vorgeschlagene Mittel, den alten Kobaṅg ganz einzuziehen und neue dreimal kleinere von demselben Nennwerthe zu prägen.

Damit hörten die Misshelligkeiten aber nicht auf, denn jene Wechselgeschäfte waren nicht die einzige Veranlassung; das persönliche Auftreten der Fremden in Yokuhama verletzte fast alle Classen der japanischen Bevölkerung. Von den Schiffen landeten täglich viele Matrosen, und trieben sich, einzeln und in Haufen, betrunken in der Niederlassung und der Umgegend herum, beleidigten und schlugen die Eingeborenen, drangen mit Gewalt in die Häuser und Läden ein und verübten den sträflichsten Unfug. Selbst die in Yokuhama angesessenen Kaufleute, welche doch bleibende Interessen hatten, sollen vielfach unanständig und gewaltthätig gegen die Beamten sowohl als gegen harmlose Einwohner aufgetreten sein. Der bahnbrechende Kaufmann des Westens gehört nicht immer den gebildeten Ständen an, glaubt sich aber unter allen Umständen über Jeden erhaben, dem der Rock und die äussere Tünche der westlichen Civilisation fehlt. Statt aber, wie es dem Ueberlegenen wohl ziemte, den vermeintlich Schwächeren mit Grossmuth und Rücksicht zu behandeln und sich seinem niedrigen Standpuncte

anzupassen, zeigt er ihm oft nur Uebermuth, Geringschätzung und Hohn, und fordert von allen Eingeborenen Unterwürfigkeit und Ehrfurcht. Solches Betragen ist nicht allgemein, aber leider nur zu häufig. Dass die Beamten, welche den Samraï, der Adelsclasse angehören, ein derartiges Benehmen von Kaufleuten, nach japanischen Begriffen einem sehr niederen Stande, besonders übel empfinden mussten, liegt auf der Hand; aber auch beim Volke erregte es Widerwillen und Erbitterung. Man sah die Fremden trotz ihren stattlichen Schiffen, ihren Maschinen und Waffen als Barbaren an; das formlose selbstbewusste Auftreten der volkssouveränen Bewohner des Westens, ihre aufgeregte Geschäftigkeit und Beweglichkeit sind eben so wenig als die plumpe Rohheit der Matrosen geeignet, dem Japaner Eindruck zu machen, welcher Ruhe und Haltung, ein wohlwollendes gleichmässiges Betragen und höfliche Formen als wesentliche Eigenschaften eines gesitteten Menschen fordert. Man bewunderte den Unternehmungsgeist, die Gewandtheit und Tüchtigkeit der Fremden, verabscheute aber ihre indiscrete Neugierde und Zudringlichkeit. »The modern roughness« macht niemals Eindruck bei dem gebildeten Orientalen. — Der persönlichen Rachsucht und Erbitterung über den beleidigenden Hochmuth Einzelner sind wahrscheinlich die ersten Morde zuzuschreiben, welche in Yokuhama an Europäern begangen wurden.

Im August 1859 kam der russische Bevollmächtigte Graf Murawieff mit einem Geschwader nach Japan und schlug seinen Wohnsitz in Yeddo auf; die kaiserlichen Schiffe ankerten vor Yokuhama. Die russischen Seeleute hielten sich häufig am Lande auf und verkehrten viel mit den Bewohnern, scheinen sich aber nicht so beliebt gemacht zu haben als bei anderen Gelegenheiten in Japan; einige Officiere wurden auf den Strassen belästigt und insultirt, und bald darauf einer derselben, der sich Abends mit einem Matrosen und dem Steward nach der Stadt begeben hatte, in der Dunkelheit mörderisch angefallen. Der Officier und der Matrose blieben, fast in Stücke gehauen, auf der Stelle, der Steward entkam übel zugerichtet. Die That war das Werk eines Augenblicks und die Mörder verschwanden spurlos, — die auf der Strasse befindlichen Japaner sollen ruhig zugesehen haben. Dass sie, wenige unbewaffnete Bürger, die blutige Rotte nicht anhielten, ist von den Fremden wohl mit Unrecht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit oder Connivenz gedeutet worden; in vielen europäischen Städten

würde sich solcher Hergang unter gleichen Umständen ganz ähnlich gestalten: der japanische Bürger aber ist sehr friedliebend und wird sich niemals in die Händel von Bewaffneten mischen. Ob diese That ein Racheact für bestimmte persönliche Beleidigungen, ob ein Ausbruch der Erbitterung gegen die Fremden überhaupt gewesen sei, liess sich nicht ermitteln[12]). Die japanische Regierung schickte auf Verlangen des Grafen Murawieff zwei hohe Beamte an Bord des Flaggschiffes um sich wegen des Vorfalls zu entschuldigen, degradirte den Gouverneur von Kanagava, und verpflichtete sich den Ermordeten ein Grabdenkmal zu setzen. Eine Geldentschädigung forderte der russische Bevollmächtigte nicht.

Im November desselben Jahres wurde ein chinesischer Diener des französischen Viceconsuls in Kanagava ermordet, und im Januar 1860 ein japanischer Dolmetscher der englischen Gesandtschaft in Yeddo, der, früher durch Schiffbruch nach Amerika verschlagen, dort englisch gelernt hatte, und Herrn Alcock sehr nützlich und ergeben war. Eines Abends im Februar überfiel eine bewaffnete Rotte zwei holländische Schiffscapitäne in der Hauptstrasse von Yokuhama, und hieb sie gradezu in Stücke. — So folgte Mord auf Mord ohne dass man die Thäter ergriffen hätte: die japanische Regierung betheuerte consequent alle Anstalten zu ihrer Verhaftung getroffen zu haben, doch wurde keiner, soviel zur Kenntniss der Fremden kam, jemals zur Strafe gezogen. Man konnte nicht annehmen, dass diese Verbrechen Acte persönlicher Rache wären, denn schon damals kamen mehrfach Drohungen zur Kenntniss der Gesandten in Yeddo, dass alle Fremden in einer Nacht ermordet werden sollten. Ob aber die Feindseligkeiten aus der allgemeinen Verstimmung gegen die Ausländer entsprängen oder von einer bestimmten politischen Parthei ausgingen, war damals nicht zu ermitteln. Letztere Ansicht gewann erst Wahrscheinlichkeit durch die Ermordung des Regenten Ikamo-no-kami am 24. März 1860.

In dem einleitenden Abschnitt[13]) ist schon berichtet worden, dass die Ausländer in Japan den Fürsten von Mito, einen der Titularbrüder des Taïkūn, für das Haupt der fremdenfeindlichen Parthei ansahen, dass dieser Fürst in dem Rufe stand, in

[12]) Jede Beleidigung eines Samraï muss nach japanischen Begriffen mit Blut gesühnt werden. S. S. 129.

[13]) S. 183 u. ff. Anm. 180.

thronräuberischer Absicht den Tod des kinderlosen Taïkūn Jye-sado (1858) veranlasst zu haben, dass der erbliche Regent Ikamo-no-Kami ihn überflügelt und dem unmündigen Sohne eines anderen Titularbruders, des Fürsten von Kii, die Succession verschafft, den Fürsten von Mito aber zur Abdankung gezwungen und auf seine Güter verbannt habe. Die Gegenparthei soll ihm diese Handlungsweise niemals verziehen, ihn in den Augen des Volkes zum Verräther gestempelt haben, weil er den mächtigen Fürsten von Mito nur durch die falsche Vorspiegelung baldiger Restitution zum augenblicklichen Weichen vermocht, dann aber auf Schleichwegen die Erwählung des unmündigen Kii bewirkt hätte, durch welche er selbst, als erblicher Vormund, wenigstens für jetzt thatsächlich im Vollbesitz der Herrschaft blieb. So erzählt das Gerücht[14]).

Am Vormittage des 24. März nun wollte sich der Regent seiner Gewohnheit gemäss nach dem Schlosse des Taïkūn begeben. Sein eigenes Haus liegt innerhalb der zweiten Enceinte nur wenige hundert Schritte vom Eingangsthor der dritten, welche den kaiserlichen Palast umschliesst. Die Strasse führt etwas bergab auf die Thorbrücke los, über welche sich grade das Cortège des Fürsten von Kii, des Vaters des unmündigen Taïkūn, bewegte. Ikamo sass in seiner Sänfte, umgeben von einem zahlreichen bewaffneten Gefolge: — es regnete heftig, und die Strasse war öde bis auf einige Gruppen tief verhüllter Gestalten in Regenmänteln, die sich in schuldiger Ehrerbietung vor dem vornehmen Herrn an den Häusern entlang zu drücken schienen. Plötzlich wirft sich einer von diesen mitten in den geordneten Zug, unmittelbar vor der Sänfte des Regenten, — nach japanischer Anschauung die tödtlichste Beleidigung: die folgenden Trabanten springen zu um ihn niederzustossen, dadurch entsteht um den Norimon eine Lücke in welche sich die übrigen Verhüllten stürzen, — sie haben ihre Regenmäntel abgeworfen und erscheinen in funkelnder Waffenrüstung. Es folgt ein kurzes Gemetzel, — plötzlich flieht einer der Angreifenden, ein blutiges Haupt in den Lüften schwingend: er passirt unangefochten die Wache des nächsten Strassenthores, wird dann von den Verfolgenden ereilt und zusammengehauen, — das abgeschlagene Haupt ist aber ein fremdes. Um den Norimon des Regenten lag es voll zerfleischter Leichname, darunter mehrere der Angreifenden: zwei

[14]) Ueber die Erbfolge im Hause des Taïkūn s. S. 113, über das Amt des Regenten S. 121.

verwundete schlitzten sich, unfähig zu fliehen, den Leib auf, die übrigen acht entkamen. Man fand in der Sänfte den blutigen Rumpf, aber nicht den Kopf des Ikamo, welchen die Mörder entführten. Jener erste, der mit dem abgeschlagenen Haupte eines seiner Gefährten floh, hatte sich geopfert um den übrigen die Arbeit zu erleichtern.

Der wahre Verlauf des Ereignisses wurde nicht sogleich bekannt: die japanischen Minister erklärten den Gesandten, der Regent sei verwundet, und nahmen ihre Glückwünsche zu dessen Rettung entgegen. Demgemäss berichteten auch die englischen Zeitungen in China und Singapore, und die preussische Gesandtschaft erfuhr den unglücklichen Ausgang erst bei ihrem Eintreffen in Yeddo. Ikamo war nach einiger Zeit auch amtlich verschieden.

Nach den officiellen Angaben der japanischen Minister wurde man keines der entflohenen Mörder habhaft: im Vertrauen aber theilten die Bunyo's den Gesandtschaften mit, sie wären ergriffen und hätten Alles gestanden: die That sei ein Racheact des Fürsten von Mito und von dessen Trabanten verübt. Nähere Aufschlüsse konnte man nicht erlangen: die Regierung hüllte sich in Geheimniss und traf nur fernere Maassregeln für die Sicherheit der Legationen. Die Wachen wurden bedeutend verstärkt und alle Zugänge mit Feldstücken besetzt: zugleich bat man die Fremden in Yeddo, sich in diesen unruhigen Tagen nicht auf der Strasse zu zeigen, und unterwarf ihren Verkehr mit den Eingeborenen noch grösserer Beschränkung als vorher und der strengsten Controlle — »zu ihrer Sicherheit« und nicht minderen Unbequemlichkeit. Schon damals muss ein allgemeiner Angriff auf die Fremden von Seiten der »Mito-Lonine«, der fanatisirten Soldaten des verbannten Fürsten befürchtet worden sein, darauf deutet das ganze Benehmen der Regierung. Mito stand offenbar an der Spitze einer mächtigen Parthei, welche den unmündigen Taïkûn und dessen Anhang zu stürzen drohte: es hiess allgemein dass er durch die Ermordung der Fremden die Minister in einen Krieg mit den westlichen Mächten zu verwickeln und dann über seine Gegner zu triumphiren hoffe. Fast alle seitdem in Japan an Ausländern verübten Morde sind seinen Leuten zur Last gelegt worden. — Die Hauptstadt war in den Tagen nach Ikamo's Tode in der grössten Aufregung: die Wachen wurden verdoppelt und alle Strassenthore geschlossen, angeblich um die Mörder zu fangen, in der That aber wohl in der Erwartung eines

bewaffneten Angriffs. Es hiess in Yeddo, Mito habe sich mit seinen Anhängern in ein festes Bergschloss geworfen und trotze von da aus offen der Regierung des Taïkūn. — Was das Haupt des Regenten betrifft, so sollen die Mörder dasselbe zuerst ihrem Herrn gezeigt und dann nach Miako gebracht haben, wo es zwei Stunden lang auf dem Richtplatze für Staatsverbrecher mit einer Inschrift ausgestellt gewesen wäre: »Der Kopf des Verräthers, der den heiligsten Gesetzen des Landes entgegen die Fremden in Japan zugelassen hat«. Darauf sei es wieder verschwunden und einige Zeit nachher, in ein schmutziges Tuch gewickelt, über die Hofmauer von Ikamo's Palast in Yeddo geworfen worden. So erzählt das Gerücht, — und japanische Bravos wären solcher fanatischen Wagniss und Brutalität wohl fähig. Die bei dem Attentat Gefallenen sollen in der Hauptstadt ein ehrenvolles Begräbniss erhalten, und durch ihre kühne That und todesmuthige Vasallentreue im ganzen Lande grossen Ruhm geärntet haben. —

Nach diesem Allem kann man sich nicht wundern, wenn die japanische Regierung die Verträge mit ungünstigen Augen ansah; sie machten ihr nur Noth und Sorgen nach aussen und innen, und liessen, in ihrer Anschauung, auch für die Zukunft keinen möglichen Vortheil absehen. Allem Anschein nach waren die beiden letzten Taïkūne und der Regent als Opfer dieser Verträge gefallen, und dass die Besorgniss vor einem Bürgerkriege keine leere Ausrede war, dass eine starke und der bestehenden Regierung sehr gefährliche Parthei existirte, dass die Verträge wirklich zu einer tiefgreifenden Umwälzung geführt und das Fortbestehen der alten Siogun-Herrschaft in Frage gestellt haben, ist durch die neuesten Ereignisse zur Evidenz bewiesen worden. Zur Zeit unserer Ankunft in Yeddo waren sich die Fremden noch nicht klar darüber. Die japanische Regierung gestand damals nicht, dass der Mikado und ein Theil des Lehnsadels ihr Schwierigkeiten bereite, — sie nannte »die öffentliche Meinung« als den Feind der Verträge, und gewissermaassen auch mit Recht: die Menge des Volkes litt, wenigstens für den Augenblick, unter ihren Folgen. Die unverhältnissmässige Wohlfeilheit der Producte in Japan hatte eine massenhafte Ausfuhr veranlasst, und die daraus folgende Preiserhöhung einzelner Artikel zog eine Vertheuerung aller übrigen nach sich. Dieser Umstand drückte sehr hart auf die ärmeren Classen und besonders auf die niederen Beamten, welche bei geringer Besoldung, — die auch

unter den früheren Verhältnissen nur genau für ihren Lebensunterhalt ausreichte, — ein gewisses äusseres Decorum beobachten müssen, und jetzt gradezu Mangel litten. Dass dieser Zustand nur ein vorübergehender sein, dass der fremde Handel mit der Zeit dem Lande sogar Vortheil bringen würde, konnten die Japaner nicht begreifen: wie hätten sie auch nach der langen Absperrung wohl Einsicht in die Verhältnisse des internationalen Verkehrs haben sollen! Die öffentliche Meinung war wirklich der Aufschliessung des Landes entgegen. Die fremden Gesandten wollten es nicht glauben und setzten den dahin gehenden Aeusserungen der Regierung immer die Behauptung entgegen, dass sie selbst überall und von allen Volksclassen höflich aufgenommen würden. Der persönliche Verkehr beweist aber nichts; wird sich das Verhältniss unter gesitteten Menschen nicht auch in Feindesland immer freundlich gestalten? Dass es auch Uebelwollende gab, mussten sie vielfach auf ihren Spazierritten in Yeddo und der Umgegend erfahren, wo Mitglieder der Gesandtschaften nicht selten von Trabanten der Daïmio's insultirt und von lärmenden Volkshaufen belästigt wurden.

Die Ankunft des preussischen Geschwaders konnte also der japanischen Regierung nicht angenehm sein. Die Arkona hatte kaum auf der Rhede von Yeddo geankert, als mehrere Bunyo's des Auswärtigen Amtes in grosser Bestürzung bei dem amerikanischen Minister-Residenten erschienen und ihm Vorwürfe machten, »dass er die Ankunft des preussischen Geschwaders nicht verhindert habe«. Herr Harris entgegnete, dass dies gar nicht in seiner Macht gestanden hätte, dass er ausserdem von seiner Regierung angewiesen sei die Zwecke der preussischen Gesandtschaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, und ihnen nur rathen könne, den von der Krone Preussen gewünschten Vertrag abzuschliessen. Der amerikanische Resident glaubte schon damals, dass einem Handelstractate mit Preussen allein keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege ständen: ein Vertrag mit den Zollvereins-Staaten und den Hanse-Städten aber schien ihm von vorn herein unmöglich, da die Japaner unfähig sein würden, die handelspolitische Einheit von Nord-Deutschland zu begreifen. Graf Eulenburg äusserte in seinem Schreiben an das japanische Ministerium ausdrücklich, dass er gekommen sei, einen Vertrag für Nord-Deutschland abzuschliessen: in der darauf erfolgten Antwort war aber gleich nur von Preussen die Rede.

Am 14. September gegen Mittag setzte sich der Zug des Gesandten nach dem Palaste des Auswärtigen Ministers Ando-Tsus-sima-no-Kami in Bewegung; die Anordnung war die bei den übrigen fremden Gesandtschaften übliche. Voran ging die Sänfte eines japanischen Staatsbeamten, dann folgte die preussische Flagge mit einer Wache von Seesoldaten, dann Graf Eulenburg selbst in dem grossen Norimon des amerikanischen Gesandten, von acht Japanern getragen. Neben der Sänfte gingen seine beiden Diener, dahinter wurde sein Pferd geführt; dann folgten einige Herren in kleineren Sänften und die übrigen zu Pferde. Zehn Yakunine marschirten zu beiden Seiten des Zuges und hielten die zahlreichen Zuschauer ab, welche die Fremden heiter und neugierig begafften. — Zunächst ging es durch einige von Krämern und Handwerkern bewohnte sehr belebte Gassen, dann durch ein vornehmes Stadtviertel, dessen breite Strassen öde und einförmig sind. Bei der ersten Enceinte des Taïkūn-Palastes angelangt überschreitet man auf einer Pfahlbrücke den breiten Festungsgraben; drüben flankirt ein massiges Thorhaus, wie die Ringmauer aus grossen polygonischen Blöcken gebaut, das einfache hölzerne Portal. Innerhalb setzt sich das aristokratische Stadtviertel fort, man passirt lange einsame Strassen, dann ein zweites dem ersten ganz ähnliches Festungsthor. Eine dritte Ringmauer umschliesst die kaiserliche Burg. Der Wohn-Palast des Ando-Tsus-sima-no-Kami liegt innerhalb der zweiten Enceinte; der Weg dahin hatte bei schnellem Schritt fast eine Stunde in Anspruch genommen. 14. Septbr.

Das breite Thor, vor welchem der Zug hielt, öffnet sich auf einen kleinen Hof; gegenüber liegt der Eingang zum Wohngebäude des Ministers, wo der Dolmetscher Moriyama den Gesandten erwartete. Im Vorzimmer fand er die beiden ihm bekannten Bunyo's Sakaï-Oki-no-Kami und Hori-Oribe-no-Kami; alle trugen das Kamisimo, ein flügelartig die Schultern bedeckendes Festkleid. Der Minister und ein ihm assistirender Reichsrath aus der Versammlung der »Jungen alten Männer« begrüssten den Grafen stehend und liessen sich das Gefolge präsentiren, welches dann einer Verabredung gemäss in die Nebenzimmer verschwand. Nur Herr Heusken und der Attaché du jour von Bunsen blieben zurück. Sie nahmen mit Graf Eulenburg auf der einen Seite des Gemaches Platz, ihnen gegenüber Ando-Tsus-sima-no-Kami und der assistirende Rath, ein Mann von etwa dreissig Jahren und feinem, einnehmenden

Aeusseren. Auf einen dritten Stuhl neben diesem setzten sich abwechselnd die beiden Bunyo's, und in der Mitte kniete Moriyama auf dem Boden. Hinter dem Minister kauerten zwei Beamte, die kein Schreibzeug hatten, aber aufmerksam zu horchen schienen. Vor jedem der Stühle stand ein kleiner Tisch, wo geschmackvoll gekleidete Knaben Thee, Backwerk und Birnen auftrugen; sie schritten lautlos und feierlich in tactartig abgemessener Bewegung einer hinter dem anderen her, die lackirte Tasse in der Höhe des Kinnes tragend, und setzten sie mit ehrerbietiger Verbeugung nieder: — so verlangt es die Sitte des vornehmen Hauses.

Das Empfangszimmer glich in seiner Einrichtung denen in Akabane: helle Tapeten, feine Matten, geschliffenes Holzwerk, — Alles auf das äusserste sauber und gepflegt, dabei einfach geschmackvoll und nicht ohne vornehmen Anstrich; die nur für den Empfang der Europäer aufgestellten Stühle und Tische waren schwarz lackirt. Zum Thee und nach der Collation rauchen die Japaner ihre kleinen Pfeifen, deren metallener Kopf dem kleinsten Eichelnäpfchen gleicht; mehrere Diener sind beständig mit dem Stopfen derselben beschäftigt und reichen sie ihren Herren. Auf den Tischen stehen kleine Metallbecken, worin unter weisser Asche Holzkohlen glimmen, denn jede Pfeife dauert nur wenige Züge. Die Europäer halten sich an Manila-Cigarren, und viele Japaner gewöhnen sich auch schon daran. — Der Anzug des Ministers war sehr kleidend, eine Art Mantille von schwarzem Krepp über dem kurzen seidenen Rock, die Farben des Untergewandes und der Beinkleider nüchtern und anspruchslos. Sein Benehmen konnte man ernst und feierlich nennen, aber nicht steif; er wusste zu lächeln, wenn das Gespräch eine scherzhafte Wendung nahm. Die Unterhaltung drehte sich anfangs um gleichgültige Gegenstände, den letzten Sturm, die preussischen Schiffe, die Ereignisse in China, das Klima und die Erzeugnisse von Japan. Der Gesandte gab dem Gespräche zuerst eine ernste Wendung, und die Unterredung wurde nun ganz geschäftlich.

Der Minister entwickelte mit grosser Klarheit eine Uebersicht der Handelsverträge, welche Japan nach zweihundertjähriger völliger Isolirung in den letzten sechs Jahren abgeschlossen hatte. Die öffentliche Meinung spreche sich so bestimmt gegen diese Verträge aus, welche nach seiner Ansicht zum Wohle des Landes gedeihen sollten, dass die Regierung kaum die eingegangenen Verpflichtungen

erfüllen, neue aber unter keiner Bedingung eingehen könne. Er hob besonders die in Folge der starken Ausfuhr entstandene Theuerung hervor: alle Schichten der Bevölkerung sähen mit Unruhe und Besorgniss in die Zukunft. Die Regierung glaube zwar, dass sich das Land in einem Uebergangsstadium befinde, und dass die durch den fremden Handel bisher verursachten Uebelstände mit der Zeit verschwinden würden; für den Augenblick aber sei die Gewalt der öffentlichen Meinung unüberwindlich. Der Abschluss des Vertrages mit Portugal beruhe auf einem der holländischen Regierung vor längerer Zeit gegebenen schriftlichen Versprechen; mit Preussen aber, das in Japan gekannt und geachtet sei und mit welchem es gern in freundschaftliche Beziehungen treten würde, könne erst dann ein Vertrag gemacht werden, wenn die öffentliche Meinung sich beruhigt und berichtigt habe. Er gebe diese Erklärung mit Bedauern, aber der Taïkūn befehle es so; der Gesandte möge seine Regierung davon in Kenntniss setzen.

In seiner Erwiederung hob Graf Eulenburg zunächst Preussens Machtstellung an der Spitze von Norddeutschland hervor, welche sein Vaterland zu denselben Vortheilen berechtige, die Japan den anderen Grossmächten bewilligt habe. Mit England, Frankreich, Russland und Nordamerika seien Handelsverträge geschlossen worden, und Preussen allein solle zurückstehen. Hätte Japan bei seiner Absperrung beharrt, so würde man sich nicht beklagen: da es aber mit allen grösseren Mächten in Verkehr getreten sei, die den Wunsch danach ausdrückten, so könne Preussen in dieser Weigerung nur ein Zeichen unfreundlicher Gesinnung sehen. Die japanische Regierung habe Unrecht sich von der öffentlichen Meinung leiten zu lassen; es sei im Gegentheil ihr Beruf dieselbe zu verbessern, sie möge deshalb auf dem einmal für richtig erkannten Wege fortschreiten. Auch ein grosses europäisches Reich habe sich Jahrhunderte lang durch hohe Zölle gegen fremde Producte abgesperrt und die öffentliche Meinung sei dort dem freien Handel noch heute abhold: aber der jetzige Herrscher hege die Ueberzeugung dass derselbe zum Wohle seines Volkes führen werde, und verlasse deshalb jetzt das alte System. Mit je mehr Nationen Japan Verträge mache, desto schneller würden die Uebelstände schwinden. Man möge nicht fürchten, dass ein Vertrag mit Preussen schon in nächster Zukunft eine sehr vermehrte Ausfuhr herbeiführen werde: die Norddeutschen

seien im Wesentlichen ein ackerbauendes Volk, ihre Handelsbeziehungen zu den überseeischen Ländern zwar in rascher Entwickelung begriffen, aber für jetzt noch nicht so ausgedehnt als die von England, Holland und Nordamerika. — An die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten der Japaner habe übrigens nach den der holländischen Regierung gegebenen Zusagen, welche Preussen zur Ausrüstung dieser Expedition veranlasst hätten, gar nicht gedacht werden können, und sei der Gesandte für diesen Fall ohne Instructionen. Er müsse darüber an seine Regierung berichten und die Antwort in Yeddo abwarten, bitte deshalb den Minister, seine Ausführungen in ernste Erwägung ziehen und eine so wichtige Angelegenheit nochmals dem Taïkūn vortragen zu wollen. — Ando-Tsus-sima replicirte weitläufig, und betonte besonders, dass seine Regierung ihre Bereitwilligkeit zum Abschluss von Verträgen durchaus nicht von der grösseren oder geringeren Macht der fremden Völker abhängig mache, — worauf ihn der Gesandte durch die Versicherung beruhigte, er habe nicht Preussens Stellung zu Japan, sondern zu den übrigen Grossmächten hervorheben wollen. Der Minister erbat sich darauf noch Aufschluss über die beiden Ausdrücke »Regent« und »Norddeutschland«, welche im Lauf der Unterredung häufig gebraucht worden waren; der Gesandte klärte ihn über die im preussischen Königshause damals obwaltenden Verhältnisse auf, und versprach beim Anfange der Verhandlungen mit Hülfe einer Karte nachzuweisen, was »Norddeutschland« bedeute.

Ando-Tsus-sima bat nun, die Sachlage in den nächsten Tagen nochmals ausführlich durch die Bunyo's auseinandersetzen lassen zu dürfen. Das wollte Graf Eulenburg ablehnen, da er Alles vollkommen verstanden habe; der Minister erklärte aber nach dieser Weigerung annehmen zu müssen, dass man nicht einmal geneigt sei die Vorschläge der japanischen Regierung zu erwägen, worauf der Gesandte seine Bereitwilligkeit aussprach, die Mittheilungen der Bunyo's zu jeder Zeit entgegenzunehmen. So endete die dreistündige Conferenz, während deren die übrigen Herren des Gefolges sich in den Nebenzimmern nur mit Theetrinken und Rauchen unterhalten konnten. Das doppelte Uebersetzen aus dem Japanischen in das Holländische und weiter in das Deutsche und die ängstliche Umständlichkeit der japanischen Dolmetscher erschweren die Verhandlungen sehr, dieser Process ist eine wahre Geduldsprobe. —

Moriyama bückte das Gesicht tief zur Erde wenn er den Worten des Ministers lauschte, und erhob das Haupt nur wenig wenn er zu ihm sprach.

Den Rückweg machte die ganze Gesellschaft zu Pferde. —

Am achtzehnten kamen Sakaï und Hori-Oribe nach Akabane und wiederholten dem Gesandten nochmals in weitschweifigster Breite Alles was der Minister gesagt hatte. Sie lasen fast ihren ganzen Vortrag ab, und übergaben zum Schluss ein dickes japanisches Actenstück mit holländischer Uebersetzung, worin Alles schön sorgsam geschrieben stand. Die Bunyo's sprachen viel von der Verwirrung im japanischen Münzwesen und der Erhöhung der Preise in Folge des Handelsverkehrs; nur die Kaufleute in Yokuhama seien mit der Anwesenheit der Fremden zufrieden, und diese verhielten sich zur Gesammtbevölkerung des Reiches wie ein Sandkorn zum Berge Fusiyama. Die von ihnen entwickelten national-öconomischen Grundsätze waren übrigens, so kindlich, dass dem Gesandten die Hoffnung schwand seine Auseinandersetzungen verstanden zu sehen. — Nach Beendigung der Geschäfte liessen es sich die Herren beim Frühstück wohl sein, wurden sehr fröhlich und zutraulich und betheuerten wiederholt, wie sehr es sie schmerze die Ueberbringer solcher Eröffnungen zu sein. —

Dass es übrigens der japanischen Regierung mit der Beschränkung des Verkehrs und Fernhaltung aller nicht den Vertragsmächten angehörigen Fremden Ernst sei, hatte sie schon vor Ankunft des preussischen Geschwaders bewiesen. Die in Yokuhama ansässigen deutschen Kaufleute standen anfangs meist unter englischem Schutze; nicht lange, so erfuhren die einheimischen Behörden, dass sie keine Engländer seien, und erklärten plötzlich ein solches Verhältniss für unzulässig. Alle Deutschen sollten das Land räumen, und der Gesandte von Grossbritannien konnte ihnen nur mit Mühe eine Frist zur Abwickelung ihrer Geschäfte auswirken. Bei der Ankunft der Arkona hatten sie schon alle Anstalten zur Abreise getroffen und wandten sich nun an den Grafen Eulenburg, welcher Sonntag den 16. September eine Deputation derselben 16. Septbr. an Bord der Arkona empfing. Nach Yeddo durften europäische Kaufleute überhaupt nicht kommen, und die japanische Regierung beklagte sich sogar über den Empfang der Deutschen auf der Arkona, — sie waren am vierzehnten Morgens mit der Thetis

herübergekommen und kehrten am siebzehnten mit dem Proviantboot nach Yokuhama zurück. Graf Eulenburg erwiederte dass die Kriegsschiffe preussischer Grund und Boden seien, womit die Sache abgethan war. Er veranlasste die Deputation zu Abfassung einer Denkschrift über die Aussichten des deutschen Handels in Japan. — Unsere Landsleute blieben für jetzt ungestört in Yokuhama.

V.

YEDDO.

VOM 19. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER.

O-Yeddo, »das grosse Yeddo« — so nennt es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptstadt gegenüber — bedeckt mit seinen Vorstädten einen grösseren Flächenraum als London. Ein breiter Fluss, der O-gava — Grosse Fluss — strömt von Nordwesten nach Südosten hindurch und theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach und wird östlich von einem kleineren, dem O-gava fast gleichlaufenden Flüsschen begrenzt; die weit grössere südliche Hälfte ist nur in ihrem nordöstlichen Theile, am Ufer des O-gava eben, sonst überall mit Hügelreihen durchsetzt. Den Stadttheil nordöstlich vom O-gava, das Hondžo, bewässert ein Netz von zahlreichen Canälen, welche die beiden Flüsse mit einander verbinden; auch das südöstliche Yeddo ist reich an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen, die theils den Abfluss der verschiedenen Thalsenkungen bilden, theils aus dem O-gava gespeist werden. Dieser Strom ist etwa so breit wie die Elbe bei Dresden, aber wasserreicher, und in seinem Lauf durch die Hauptstadt von vier mächtigen Pfahlbrücken überspannt.

Etwa eine Viertelmeile vom O-gava zieht sich ungefähr ihm parallel die erste Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläste des Taïkūn und des Thronfolgers liegen. Sie sind von einer Ringmauer mit breitem tiefem Wassergraben umschlossen; acht Brücken und Dämme mit befestigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer aus grossen polygonischen Blöcken setzt sich um das sogenannte Siro — das Schloss, — und weiter um das Soto-Siro — die Umgebung des Schlosses — in unregelmässiger Spirale fort und tritt endlich bei der zweiten Pfahlbrücke, von oben gezählt, an den Grossen Fluss heran; sie ist überall von breiten Wassergräben begleitet, die mit

dem O-gava und dem Festungsgraben des höher gelegenen Taïkūn-Palastes durch ein künstliches Schleusensystem in Verbindung zu stehen scheinen. In allen Canälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in sie mündenden Abzugsgräben steigt und fällt das Wasser mit der Ebbe und Fluth; die letzteren werden zur Ebbezeit meist ganz trocken.

Das Siro umschliesst die Paläste der kaiserlichen Titularbrüder, des Gouverneurs von Yeddo und anderer Hochwürdenträger. Das Soto-Siro besteht in seinem nordwestlichen und südlichen Theile fast ganz aus den Yamaske's von Daïmio's und hohen Beamten, nur wenige Strassen werden von Krämern und Handwerkern bewohnt; nordöstlich verläuft es sich aber in das grosse Handelsquartier, welches fast den ganzen ebenen Raum zwischen dem Schloss und dem O-gava ausfüllt. Von einer »dreifachen Ringmauer« kann streng genommen nicht die Rede sein; die innerste Enceinte des Taïkūn-Palastes ist nur südöstlich von dem Siro, an allen anderen Seiten aber von dem Soto-Siro begrenzt, das gegen Nordosten offen ist. Das Siro dagegen ist gegen das Soto-Siro vollständig abgeschlossen, und man muss allerdings eine dreifache Mauer passiren, um von Süden oder Norden kommend durch das Soto-Siro und das Siro nach dem Taïkūn-Palaste zu gelangen.

Das grosse Stadtviertel zwischen dem Schloss und dem Fluss ist der Mittelpunct von Handel und Wandel und von mehreren Canälen durchschnitten. Ueber einen derselben führt die »Brücke von Nippon« — Nippon-Basi, — von wo alle Entfernungen im ganzen Lande gemessen werden. Sie ist der Endpunct des Tokaïdo, der grossen Heerstrasse vom Westen und Süden des Reiches; eine andere führt von hier nach dem Norden von Nippon. Der Tokaïdo ist die einzige breite Strasse dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheiles, — alle übrigen sind eng; jedes Haus ist ein Laden, die meisten zweistöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu sein und zum Aufbewahren der Kaufmannsgüter und Fabricate zu dienen. Am O-gava und den in ihn mündenden Canälen liegen ganze Reihen feuerfester Pack- und Lagerhäuser, und auch in den Strassen sieht man viele feuerfeste Gebäude. — Dieses Stadtviertel bildet mit dem Schloss und seiner Umgebung den eigentlichen Kern der Hauptstadt, hier ist jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen

ringsum wechseln die stark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundstücken einzelner Daïmio's. Erstere liegen meist auf den Höhen, beschattet von immergrünen Gehölzen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundstücke der Grossen umschliessen hier prächtige Park- und Gartenanlagen. Ueberall sieht man Grünes, fliessendes Wasser und die mannichfaltigsten Bauten. Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen; man kann den Hauptverkehrsadern folgend noch meilenweit zwischen zusammenhängenden Häuserreihen wandern, gelangt aber durch die Nebenstrassen bald in die lachendste Landschaft; Acker- und Gartenbau ziehen sich hier und da bis mitten in die volkreichsten Quartiere, so dass die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind.

Die Uferlinie von Yeddo gegen das Meer ist unregelmässig halbkreisförmig, das Wasser so seicht, dass Schiffe von zwanzig Fuss Tiefgang mindestens fünf Seemeilen von der Küste ankern müssen. Bis zwei Meilen vom Ufer beträgt die Tiefe nur zwei bis drei Fuss; zur Zeit der Ebbe liegen ganze Strecken trocken, und selbst für Boote geringer Grösse ist das Fahrwasser schwer zu finden. Der Boden ist ein lehmiger unergründlicher Schlamm, durch den Wechsel von Ebbe und Fluth beständig aufgerührt, daher das Wasser trübe und schmutzig, mit Ablagerungen, welche die beiden Flüsse zuführen, geschwängert und sehr fischreich. Hier und da stehen verwitterte Pfähle, von denen gierige Cormoranten starren Blickes ihrem Raube lauern. Wenige Fischerboote beleben diesen Theil der Rhede, die ganze Scene hat etwas Oedes und Wüstes. Etwa drei Seemeilen vom Ufer liegen einige alte Schiffe, nach europäischem Muster in Japan gebaut, in trübseligem Zustande, halb abgetakelt und ganz unbrauchbar, und selbst die von der Königin von England 1858 geschenkte Dampfyacht erscheint äusserlich alt und verbraucht, weil die Japaner als unverbesserliche Hasser jeden Anstriches gleich nach der Uebergabe alle Farbe abgekratzt haben. Dagegen sehen alle japanischen Dschunken, die niemals angestrichen werden, so sauber und neu aus wie blank gescheuerte Böttcherwaare. Die meisten ankern in der breiten Mündung des O-gava, wohin längs der Nordseite der Bucht ein schmales Fahrwasser von geringer Tiefe führt. Jenseit der ersten Pfahlbrücke scheint der Fluss nur für Kähne schiffbar zu sein.

Das seichte Wasser gewährt an sich der Hauptstadt grosse Sicherheit gegen einen Angriff zur See: zum Ueberfluss hat aber die Regierung noch fünf mächtige Forts hineingebaut, die, an der Südspitze der Stadt etwa zwei Seemeilen vom Lande beginnend, in ihrer Front eine gekrümmte Linie nach Osten bilden. Sie sind auf eingerammtem Pfahlrost massiv aus Quadern erbaut, oben mit grünen Wällen versehen von denen schweres Geschütz herabschaut, jedem Bootsangriff Trotz bietend, aber gegen die gezogenen Schiffscanonen unserer Zeit auf die Länge unhaltbar. Sie beherrschen nur etwa den dritten Theil der Breite, die westliche Seite der Bucht, und könnten östlich leicht umgangen werden; aber hier säumt eine lange Reihe von Strandbatterieen das Ufer, welche den Geschützen auf der Rhede ankernder Kriegsschiffe unerreichbar sind und geschickt bedient wohl den heftigsten Bootsangriff abweisen könnten. Die Forts müssten genommen werden um Yeddo von dieser Seite anzugreifen, und würden, gut vertheidigt, dem Feinde blutige Arbeit kosten.

Bei Annäherung von der Rhede ahnt man die grosse Stadt nicht: die Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend und von Gärten und Rasenterrassen vielfach unterbrochen, die wenigen Höhen grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besät, der Eindruck ist vielmehr ländlich. Die Bewohner von Yeddo selbst haben wenig Verkehr mit der Rhede, ihre Dschunken laufen in den O-gava ein. Für die Fremden — die Bewohner der Legationen und die Marine-Officiere — hat man einen Landungsplatz besonders gebaut, mit massiven Bollwerken und Treppen und einem geräumigen Hof, wo sie ihre Habseligkeiten ausladen und in Ruhe die Pferde und Sänften besteigen können. Alles sehr zweckmässig und bequem. Hier harren ihrer in einem Wachthause beständig Dolmetscher und Yakunine, welche sie an die Gesandtschaften abzuliefern haben; auch Boote nach den Schiffen liegen zu mässigen Preisen bereit. — Von diesem Hofe öffnet sich ein breiter schwarzer Thorweg auf die grosse Heerstrasse, den Tokaïdo, der hier das Meeresufer berührt und nach links eine Strecke hart am Strande, dann weiter durch die Vorstädte Sinagava und Omagava läuft. Dem Thorweg grade gegenüber liegt die Strasse welche nach Akabane führt; nach rechts wendet sich der Tokaïdo nördlich in das gewerbliche Viertel dem Mittelpuncte der Stadt zu, eine grade, breite Strasse von unabsehbarer Länge. Alle achthundert Schritt weit stehen Thorwege, welche bei Unruhen und

Feuersbrünsten, und in aufgeregten Zeiten jede Nacht geschlossen werden, eine Einrichtung die durch ganz Japan in allen Strassen und Gassen bestehen soll. An jeden Thorweg lehnt sich ein Wachthaus — das Bureau der Strassenpolizei, wo die Kasira's die Wache beziehen, — und aus seinem Dache ragt ein hohes Leitergerüst, von wo besonders bei Nacht nach Feuersbrünsten gespäht und das Lärmzeichen mit der Glocke gegeben wird. Die Anzahl und Anordnung der Schläge zeigt den Bewohnern gleich die Entfernung und Grösse des Brandes an.

Viele Häuser dieses Stadttheiles, wo die wohlhabendsten Kaufleute wohnen, sind feuerfest. Sie haben dicke um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiss, der Stuck von so glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten so scharf und winkelig dass man polirten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse, und schliessen hermetisch, das Dach besteht aus dichtgefugten schweren Ziegeln. Diese Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils das gemeinsame einer ganzen Reihe von Hauswirthen, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten meist nur Zeit haben ihre besten Habseligkeiten dahin zu flüchten; die Häuser werden dann verschlossen, von aussen noch mit nassen Strohmatten gesichert und ihrem Schicksal überlassen, eine Art riesiger Geldschränke, die vortreffliche Dienste leisten und trotz der furchtbaren Gluth der japanischen Brände — wo Alles nur Holz und Papier ist — ihren Inhalt unversehrt bewahren sollen. — Die Häuser dieses Stadtviertels stehen zwar regelmässig in einer Reihe, aber bald mit dem Giebel, bald mit der Seitenfront nach der Strasse gewendet: sie sind bald höher, bald niedriger, nach unseren Begriffen aber durchgängig klein, und immer nur für eine Familie eingerichtet. Die meisten haben Ziegeldächer, manche von den einstöckigen Häusern auch Schindeldächer. Erstere sind von sehr künstlicher Bauart, die Ziegel sorgfältig geformt und gebrannt, dunkelgrau, und mit gleichfarbigem Mörtel zu einer festen Masse verkittet. Ein hoher schwerer Balken bildet die Dachfirst und läuft in reich verzierte breite Stirnziegel aus, von denen sich zwei dicke Wülste über die Dachfläche hinablegen. Die Ziegel sind von mannichfacher Form und Grösse, man könnte den ganzen Dachstuhl einen Bau aus Formsteinen nennen; diejenigen, welche die eigentliche Dachfläche

bilden, von zweierlei Art, cylindrisch runde und concave, die in Reihen mit einander abwechseln wie die sogenannten Mönche und Nonnen mittelalterlicher Gebäude in Europa. Zuweilen sind die Dachsteine des Firstbalkens und der von da herablaufenden Wülste mit schneeweissem Mörtel sehr sauber zusammengefügt, — es sieht auf dem schwärzlichen Grunde aus wie ein Spitzenmuster. Die Häuser des Tokaïdo haben meist einfache Dächer von graden Linien; bei grösseren Gebäuden — Tempeln, Thoren und dergleichen — ist der Dachstuhl sehr complicirt, die Linien nach allen Seiten geschweift. Bei den Schindeldächern liegen die einzelnen sehr dünnen Holzplättchen in mehreren Lagen wie dichte Schuppen aufeinander, so dass man kein Ritzchen gewahrt: die Arbeit ist zugleich zierlich, fest und elastisch, und widersteht, ohne mit Steinen beschwert zu sein, jedem Regen und Sturm.

Das Colorit der japanischen Strassen ist einförmig: schwarzgraue Dächer, hier und da mit weisser Spitzenverzierung, feuerfeste Häuser von schwarzem oder weissem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nüancen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hangen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind als die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Strasse stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den grösseren Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Viel umfangreicher als alle anderen Häuser des Tokaïdo sind die Seidenhandlungen. Die ganze Front des unteren Stockwerkes ist nach der Strasse zu offen und nur gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in grossen weissen Schriftzügen prangt. Den Estrich bedecken, wie überall, feine Matten,

auf denen viele jugendliche Commis kauern, einige mit den Büchern beschäftigt, andere den vor ihnen sitzenden Kunden die Waare vorlegend. Vornehme Käufer werden in das obere Stockwerk geführt. Das untere bildet eine weite, tiefe Halle, deren Decke viele Holzpfosten tragen: Waare ist nirgend zu sehen und wird erst auf Verlangen aus den Kasten und Fächern hervorgeholt. Man findet hier schöne Crepps und schwere geblümte Stoffe, ferner feingestreifte Zeuge in milden graublauen und bräunlichen Nüancen, welche dem europäischen Geschmack zusagen würden. Aber die Stücke sind von sehr geringer Breite und nur zwanzig bis dreissig Fuss lang, wie sie wohl zu japanischen, aber nicht zu europäischen Frauenkleidern ausreichen, und man findet selten zwei von ganz gleichem Muster. Das Gewebe ist fest und gleichmässig, aber meistens ohne Glanz, und sieht daher sehr anspruchslos, oft bei den kostbarsten Stoffen wie Baumwolle aus.

Alle übrigen Kaufläden sind kleiner als die Seidenhandlungen, bieten aber fast durchweg Gegenstände von grossem Interesse. Bei den Waffenschmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art in grösster Mannichfaltigkeit der Klingen, Hefte und Scheiden, kein einziges, bei feststehender Grundform, dem anderen ganz gleich. Das japanische Schwert kann vielleicht für die schönste Hiebwaffe gelten: die Klinge ist wuchtig und leicht gekrümmt, das Heft mit Rochenhaut überzogen und darüber oft mit dicken seidenen Schnüren beflochten, das ovale Stichblatt von Eisen, die Scheide von Holz und mannichfach verziert und beschlagen. Am reichsten sind der Knauf und das Stichblatt gearbeitet, theils erhaben und kunstvoll ciselirt, theils gravirt und mit Gold, Silber und bunten Legirungen eingelegt, bald in verschlungenen Linearmotiven, bald in charaktervoller Darstellung von Blättern, Blumen, Masken, Hausrath, von Menschen- und Thiergestalten. Meistens wird die eingelegte Arbeit mit der gravirten und erhabenen verbunden, und man sieht vollständige Genrebilder, ja ganze Landschaften im kleinsten Raum. Aehnliche Verzierungen sind auf beiden Seiten des Heftes befestigt und unter den Seidenschnüren oft halb verborgen. In den Scheiden der kleineren Schwerter steckt unterhalb des Stichblattes gewöhnlich ein kleines Messer mit verziertem Metallgriff: darunter sitzt ein metallener Buckel durch welchen eine seidene Litze gezogen ist, — eine Art Portepée wie es scheint, — die keinen praktischen Nutzen hat. Der Lack der Scheide ist bald schwarz,

bald farbig oder gestreift, genarbt, bald matt, bald glänzend, immer hart und dauerhaft. — Das grössere zweihändige Schwert der Samraï heisst Katana, das kürzere Wakisasi. Häufig werden diese in Paaren gefertigt, so dass die Knäufe, Stichblätter und alle übrigen Garnituren dieselben sind; die Meisten tragen sie aber verschiedenartig. Die kleineren Schwerter oder Dolche haben vielfach keine Stichblätter; diejenigen der Ackerbauer und privilegirten Kaufleute sind dem Wakisasi sehr ähnlich. Der Japaner trägt seine Schwerter fast durchgängig im Gürtel; nur wenige der grösseren haben Gehenke, und scheinen so nur zur vollen Waffenrüstung geführt zu werden. Den grössten Werth legt man auf die Klingen: namentlich alte von berühmten Meistern werden geschätzt und oft mit Tausenden bezahlt. Die Schneide ist von grosser Härte und nimmt einen vorzüglichen Schliff an, der Rücken besteht aber aus weichem Eisen; so kommt es denn dass sie die Probe europäischer Klingen nicht aushalten, und einmal gebogen — was freilich bei der grossen Dicke nicht leicht vorkommt — in krummer Linie stehen bleiben. Viele haben eine flammige Oberfläche, man sieht wo der Stahl an das Eisen ansetzt. Die Cementirung der Schneide scheint besonderer Gegenstand der Sorgfalt zu sein; darüber giebt es ausführliche Werke mit Abbildungen, deren Text uns leider noch nicht zugänglich geworden ist. Manche der werthvollsten Klingen sind über und über mit kriseligen Aetz- oder Rostflecken bedeckt[1]).

In anderen Läden werden Helme, Kriegsmasken und ganze Rüstungen feil geboten. Letztere sind gewöhnlich aus starkem Leder und Bambus, mit lackirtem Metall überzogen, und bestehen aus vielen einzelnen Stücken, die mit dicken seidenen Schnüren beflochten und zusammengelascht werden. Jede vornehme Familie hat ihre Farbe welche auch die Vasallen und Trabanten tragen: so führen die Minamoto schwarzes Geflecht, die Taïra purpurnes, die Fudsiwara blassgelbes. Die Kriegsmasken sind ebenfalls von

[1]) Herr von Siebold beschreibt die Cementirung der japanischen Klingen folgendermaassen: »Die aus gutem Stabeisen geschmiedeten Klingen werden mit einem Teig aus Pottasche, Thon- oder Porcellanerde und Kohlenpulver überzogen und an der Sonne getrocknet, hierauf dem Feuer ausgesetzt und so lange erhitzt bis die Cementmasse eine weisse Farbe annimmt. Die glühende Klinge wird nun in lauwarmes Wasser, das aus $\frac{1}{3}$ siedendem und $\frac{2}{3}$ kaltem erhalten wird, getaucht und allmälich abgekühlt. Oft erhitzt man bloss die Schneide der Klinge und dann geschieht die Abkühlung in kaltem Wasser.«

Leder und Eisen, sehr künstlich aus verschiedenen Stücken gegliedert, und geben der Muskelbewegung freies Spiel. Der Kriegsfächer hat ein eisernes Gestell und scheint im Handgemenge als Streitkolben zu dienen. Der Helm ist sturmhaubenartig, mit einer Krempe versehen, inwendig Leder, aussen Metall, bald silberglänzend, bald stahlblau mit blanken Buckeln und Bügeln. Vorn sitzt zuweilen eine Metallverzierung von phantastischer Zeichnung, und in den obersten Knopf werden Federn oder sonstiger Zierrath gesteckt; eine Helmdecke von schwerem kostbarem Stoff, häufig reich gestickt, fällt den Nacken und die Schläfen verhüllend auf die Schultern herab. — In Friedenszeiten legen die Daïmio's und hohen Staatsbeamten ihre Rüstung nur bei Feuersbrünsten an, wo sie die Pflicht haben zu Pferde zu erscheinen und die Löschanstalten zu leiten. Die eigentliche Kriegsrüstung soll schwerer sein, sieht aber den Abbildungen nach der gewöhnlichen ganz gleich. Zur vollen Rüstung gehört auch ein Sturmfähnchen, ganz ähnlich denen auf alten heraldischen Darstellungen des Westens; es wird durch zwei am Rückenharnisch angebrachte Oesen gesteckt und weht über dem Haupte des Kriegers, dem namentlich die Maske ein sehr grimmiges Ansehn giebt.

Sehr zahlreich sind die Läden wo Bogen und Pfeile verkauft und verfertigt werden, denn das Lager ist vielfach zugleich Werkstätte. Die grössten Bogen haben sieben Fuss Länge und im ungespannten Zustande eine starke Krümmung nach aussen, — nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen, — ihre Schnellkraft ist unglaublich. Der japanische Bogen besteht der Dicke nach aus drei Lagen: inwendig zähes Holz, auf jeder Seite ein Streifen Bambus. Viele sind schwarz oder roth lackirt und in Zwischenräumen mit Rotangbändern umwunden, von vollendeter Arbeit und Güte, ebenso die Pfeile aus dünnem Bambusrohr, das mit Oel getränkt und über dem Feuer gebräunt und gehärtet wird. Solcher Pfeil springt bei der grössten Dünne niemals. Die Befiederung besteht aus Adlerfedern und ist dreireihig, die Spitze von Eisen und je nach dem Zweck — zum Scheibenschiessen, zur Jagd u. s. w. — verschiedenartig geformt. Das Bogenschiessen wird in Japan von jedem Alter und Geschlecht mit Leidenschaft und grosser Virtuosität geübt, es giebt Bogen und Pfeile von allen Dimensionen, sogar kleine Miniaturbogen, die, in vier Stücke zerlegt, mit Bequemlichkeit in der Tasche getragen, und namentlich von jungen Mädchen zum Scheibenschiessen im Zimmer benutzt werden.

Viele besitzen darin eine Geschicklichkeit, mit der sich nur unsere besten Pistolenschützen messen können. Diese kleinen Bogen und namentlich die dazu gehörigen Pfeile sind wahre Meisterstücke von Genauigkeit und Eleganz.

Bei den Sattlern findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier: die Japaner wissen dem letzteren solche Festigkeit zu geben, dass es das Leder in den meisten Anwendungen ersetzt und dem Wasser fast noch besser widersteht. Das Sattelzeug ist eben so eigenthümlich als unbequem, ein schmaler Bock aus lackirtem Holz, auf dem ein dünnes hartes Kissen liegt. Die Steigbügel hangen an wulstigen Riemen — diese allerdings, wo die Schnalle greift, von Leder — und sind von unglaublich plumper Form, schwere bronzene Schuhe mit einer senkrechten Verlängerung nach oben, die bis zur Mitte des Schienbeines reicht und dort einen unerträglichen Druck übt. Die Japaner sitzen mit den Knieen weit nach vorn und halten sich mit ausgebreiteten Armen an den Zügeln fest, dennoch ist es unbegreiflich, wie sie in ihren dünnen Beinkleidern einen Druck aushalten, der uns in Stulpstiefeln auf weiten Ritten oft lahm machte. Unter dem Sattel hängt auf jeder Seite ein breiter Deckel aus Lederpapier herab, so dass man mit den Schenkeln das Pferd nicht berühren kann: die Japaner gebrauchen die ihren gar nicht, die ungefügen Steigbügel und Seitendeckel machen das ganz unmöglich: sie haben auch keine Sporen und reiten immer mit dem Stock. — Kopfzeug, Zügel, Gurte und Schwanzriemen sind von Baumwolle, bei den Vornehmen von Seide: der Schwanz steckt in einem Ueberzug von demselben Stoff. Das Gebiss bildet eine Art scharfer Trense und geht auf den Seiten des Maules durch zwei Ringe oder durchbohrte Platten, mit denen der Unterkiefer scharf eingeklemmt werden kann. Die Paradesättel glänzen von buntem und goldenem Lack, sowohl das Holzwerk als die Kissen, Deckel und Riemen; die Steigbügel sind mit Silber eingelegt, der Zaum, das Vorder- und Hinterzeug von schwerem Seidengeflecht mit reichen Franzen. Vom Gebiss geht zu jeder Seite eine dicke seidene Leine aus, die, wohl zwanzig Fuss lang, von den das Pferd führenden Stallknechten in vielen Windungen um Leib und Schultern geschlungen wird[2]. — Die

[2]) Ein ausnehmend schönes Paradegeschirr ist von den japanischen Gesandten, welche im Sommer 1862 in Berlin waren, im Namen des Taïkûs Seiner Majestät dem Könige überreicht und von Allerhöchstdemselben dem königlichen Museum überwiesen worden, wo es in den Räumen der Ethnographischen Sammlung aufgestellt ist.

Packsättel sind sehr künstlich und zweckmässig eingerichtet: oben auf der Ladung bleibt ein bequemer Sitz für den Führer oder Reisenden, — denn reiten dürfen nur die Samraï.

In den Hutläden sieht man die sonderbarsten Kopfbedeckungen. Der Japaner geht meistens baarhaupt und trägt den Hut nur zum Schutz gegen Sonne und Regen. Die gewöhnlichste Form ist tellerartig wie die Strohhüte von Nizza, und eben so breit, aus dünnem Holze, aussen schwarz, inwendig oft roth lackirt, mit phantastischem Muster in Goldlack, Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Andere Hüte sind aus gepresstem und lackirtem Lederpapier, ebenfalls rund, aber zusammenzuklappen wie ein Claque, wieder andere von feinem Korbgeflecht. Die Landleute, Bergpriester und Nonnen, und die Reisenden aus dem Volke tragen einen breiten, muldenförmigen Hut mit niedergebeugter Krempe, der gegen Sonne und Regen vollständigen Schutz bietet und fast das ganze Gesicht versteckt. Die Vorrichtung zum Festbinden ist bei allen Hüten sehr umständlich, denn der wohlgeglättete Haarschopf darf nicht aus der Façon gebracht werden; deshalb liegen unter dem Teller zwei dicke Wülste zwischen welchen der flachgelegte Schopf unberührt bleibt, während zu beiden Seiten breite Backenbänder herablaufen, die unter und vor dem Kinn sehr künstlich und ungeschickt verknotet werden.

Die Fussbekleidung ist einfach: Sandalen aus Stroh oder feinem Binsengeflecht — je nach dem Range, — vielfach mit Sohlen von dickem Leder und einem flachen Stück Eisen unter der Ferse. Von der Spitze aus laufen zwischen dem grossen und dem zweiten Zehen nach den Seiten zwei rundgenähte Lederbänder, welche die Sandale am Fusse festhalten. Demgemäss haben auch die genähten Strümpfe, welche bei kühlem Wetter getragen werden, eine besondere Abtheilung für den grossen Zehen. Bei schmutzigen Wegen trägt man Holzpantinen mit hohen Absätzen unter Ballen und Ferse.

Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele giebt, sahen wir in Yeddo nicht; man scheint sich nach alter guter Sitte seinen Rock beim Schneider zu bestellen. Die Samraï würden fertige in der That nicht brauchen können, da ihr Wappen oder das ihres Lehnsherrn vor dem Nähen in den Stoff eingefärbt werden muss[1]). Der Schnitt ist übrigens so einfach, dass die

[1]) Die Art, wie diese Wappen und andere Muster eingefärbt werden, scheint in Europa wenig bekannt zu sein. Man zeichnet mit einer harzigen Flüssigkeit auf den noch ungefärbten Stoff, der dann in die Farbe geworfen wird. Die von jenem Firniss

meisten Kleidungsstücke wahrscheinlich im Hause von dem weiblichen Theil der Familie verfertigt werden: man sieht die Frauen und Mädchen vielfach mit Näharbeiten beschäftigt.

In den Fächerläden findet man dieses allerunentbehrlichste Geräth des Ost-Asiaten in unendlicher Mannichfaltigkeit, gross und klein, schwer und leicht, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiss, schwarz und buntfarbig, mit Goldsprenkeln, bedruckt und bemalt, von der saubersten Arbeit. — In anderen Läden werden Sonnen- und Regenschirme verkauft: ihr Gestell ist ebenfalls ganz von Bambus, der Ueberzug von geöltem Papier, bald weiss, bald blau oder grau, auch diese Arbeiten von erstaunlicher Nettigkeit und unglaublich wohlfeil: ebenso die Regenmäntel aus geöltem Papier, die, vollkommen undurchdringlich und haltbar, nur einen Itsibu — einen halben Thaler kosten. Eine besondere Art Regenmäntel tragen die Landleute: sie sind aus feinem Stroh geflochten, das aussen lang herabhängt wie dichtes Haar. Solch Bäuerlein mit dem pilzförmigen Regenhut und dem Strohmantel sieht aus wie ein wandernder Schober.

Die Pfeifenläden bieten grosse Auswahl. Das Rohr der japanischen Tabakspfeife ist gewöhnlich spannenlang, aus Bambus, zuweilen lackirt; Spitze und Kopf aus Metall, oft reich verziert, bald in Relief, bald in tiefer Gravirung oder mit edelen Metallen eingelegt. Die Masse ist silberweiss oder messinggelb, kupfer- und eisenfarben, oder stahlblau, darunter Legirungen die uns ganz fremd sind. Manche Luxuspfeifen sind ganz von Metall. Jeder Japaner trägt sein Pfeifchen in einem Futteral aus Lederpapier oder Korbgeflecht mit einem dazu gehörigen Tabakstäschchen bei sich: sie hängen an einer seidenen Doppelschnur, welche durch den Gürtel gezogen wird und in einen breiten Knopf endigt.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es giebt deren in Yeddo unzählige von den verschiedensten Classen wie bei uns, vom »Magasin d'objets d'art et d'antiquités« bis zum Alt-Eisen-Kram herab. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht still zu stehen, alle die Raritäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert

bedeckten Stellen nehmen keine Farbe an und treten beim Auswaschen weiss heraus, in sauberster Schärfe der Linien und Umrisse. Die eigentliche Zeichnung des Wappens wird in Japan gewöhnlich ausgespart, so dass sie sich in der Farbe des Gewandes auf weissem Grunde absetzt.

daran keine neidische Glasscheibe. Der Laden nimmt meist die ganze Front des schmalen Hauses ein, der Estrich, auf dem der Besitzer kauert, ist zugleich Ladentisch. Die Waare wird, wie bei uns in den Schaufenstern, zur Seite und im Grunde auf Gestellen ausgelegt, oder hängt an Schnüren von der Decke herab. — Bei grösseren Handlungen dehnt sich das Waarenlager durch weitläufige Gelasse nach den Hintergebäuden aus. — In den Trödelbuden findet man alte Lack- und Bronzesachen und allen möglichen Hausrath, ferner besonders schöne Metallverzierungen zu Brief- und Tabakstaschen und Knöpfe zum Festhalten der letzteren. Der japanische Luxus beschränkt sich auf wenige Gegenstände, darunter stehen die Zierrathen der Rauchgeräthe in erster Reihe: man sieht sie bei den Trödlern in unglaublicher Menge und Mannichfaltigkeit und von der kunstreichsten Arbeit, vor allen die Taschenhalter. Bald sind es breite Knöpfe von Horn, Holz, Elfenbein oder Metall, in Relief geschnitzt, mit kunstvoller Lackarbeit, getrieben, ciselirt, emaillirt, bald Thier- und Menschengestalten oder Gruppen davon en ronde bosse geschnitten, viele, namentlich unter den älteren, von der allervortrefflichsten Zeichnung und Ausführung. Die meisten Darstellungen sind humoristisch und von erstaunlicher Lebendigkeit, dabei mit tiefem Verständniss der Natur bald breit und skizzenhaft hingeworfen, bald mit vollendeter Meisterschaft bis in das Kleinste fertig gemacht. Die Metallarbeiten sitzen oft als runde Schilde in Knöpfen von Elfenbein oder hartem Holz, andere bilden die Schlösser der Brief- und Tabakstaschen; sie werden aus verschiedenen Legirungen gefertigt, deren Hauptbestandtheil immer Kupfer zu sein scheint. Oft sind in einem Schloss oder Knopf von kaum einem Quadratzoll Oberfläche drei bis vier farbige Legirungen in getriebener, ciselirter, eingelegter und tiefgeschnittener Arbeit mit ausgesuchtem Verständniss zu einem Ganzen verschmolzen: die Farbencontraste bilden dabei einen wesentlichen Reiz. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in diesen kleinen Arbeiten ist unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Sujets vor; ausserdem sieht man Thiere, fabelhaft phantastische Drachen, Ungeheuer und Gespenster, Blumen und Blätter, Darstellungen aus dem täglichen Leben und tausenderlei Anderes. Beispielsweise mögen hier einige beliebte Gegenstände genannt werden: der Hase als Apotheker, vor einem Mörser den mächtigen Stössel rührend: ein Kater, der mit

sentimentaler Gebehrde im Mondschein tanzt; ein Drachen zwischen Wolken, eine schöne Zauberin tragend; Schatzgräber einen Kasten öffnend, aus dem humoristische Gespenster aufsteigen; eine Reihe tanzender Kinder; ein Blumenstrauss; ein Ritter im Waffenschmuck; Schwalben über die bewegte See fliegend; ein Hahnenkampf, wobei der eine als Dämon erscheint; eine Gruppe von Fischen; ein Angeler am Wasser im Regen u. s. w. Der zuletzt genannte Gegenstand scheint unglaublich für eine Metallarbeit, und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den grossen Vorzug, Charakteristik und Verständniss niemals der minutiösen äusseren Wahrheit zu opfern, während unsere modernen Darstellungen oft so richtig sind, dass man sie kaum erkennt.

Von ausnehmender Vortrefflichkeit sind ferner die Arbeiten der Japaner in ciselirtem Bronzeguss, und auch unter diesen besonders die älteren. Vor Allem werden Thiere dargestellt, in den kleineren Stücken vorzüglich Schildkröten, Fische, Eidechsen, Schlangen, Grillen, Käfer und andere Insecten auf Blättern und Schilf; an den grösseren Arbeiten kommen Reiher, Drachen, Tiger, ein phantastischer Fasan und mythische Löwen vor. Die Formen der Gefässe sind sehr ansprechend und mannichfach, und erinnern oft an altgriechische Muster. Zuweilen ist die Verzierung gravirt oder in silbernem Umriss eingelegt, gewöhnlich aber von erhabener Arbeit; der Guss ist rein, die Ciselirung breit und frei, und wahrhaft künstlerisch. Aus den meisten älteren Werken spricht grosse Kraft und Eigenthümlichkeit der Conception, Bewusstsein des Gewollten, Klarheit der Anordnung, Verständniss der Natur und Sinn für Maass und schönes Verhältniss. Die Zeichnung ist oft seltsam energisch und kühn. — Bei dem grossen Absatz, den die unverhältnissmässig wohlfeilen Bronzen gleich bei Eröffnung der Häfen fanden, haben die japanischen Händler eine Menge fabrikmässig gearbeiteter Sachen auf den Markt gebracht; die Magazine von Yokuhama waren voll solcher werthlosen Gegenstände, welche begierig gekauft und in Masse nach Europa verschifft wurden. Diese dürfen nicht als Maasstab japanischer Kunst gelten. Die guten Sachen sind hier wie überall nicht in Menge vorhanden, wenn auch in diesem Zweige unverhältnissmässig häufiger als in allen anderen Ländern. Das Beste ist ohne Zweifel in Sammlungen und auf den Sitzen des Lehnsadels versteckt, denn die Japaner legen

grossen Werth auf ihre alten Bronzen, zahlen hohe Preise dafür und lassen besonders kostbare Gefässe sogar in Prachtwerken abbilden. Das Metall ist von sehr verschiedener Mischung; die Bronzebereitung war von jeher eine Stärke der Japaner und man kennt viele uns ganze fremde Arten. In älterer Zeit scheint häufig Gold und Silber hinein gemengt worden zu sein; man findet ganz unscheinbare Gefässe, für die nur der Masse wegen unglaubliche Preise gefordert werden. Farbe und Klang der älteren Bronze sind durchweg schöner als bei der heutigen, das verwendete Kupfer war an sich schon edeler, goldhaltiger. Jetzt soll man auch in Japan verstehen die edelen Metalle aus den Kupfererzen auszuscheiden.

Man sieht in den Bronzeläden neben einfachem unverziertem Hausrath grosse Vasen und Kannen, Feuerbecken und Aschengefässe, ferner Leuchter, Lampen, Rauchgefässe, Glocken, Theekessel in unendlichster Mannichfaltigkeit, und kleine Luxusgegenstände wie Papierbeschwerer u. dgl. Auch das im Gürtel getragene Schreibzeug ist von Bronze und oft zierlich mit Silber eingelegt. Es enthält ausser dem Dintenfass eine Abtheilung für den Pinsel, denn nur solcher bedienen sich die Japaner zum Schreiben.

Tuschläden finden sich in vielen Strassen; dort werden auch Schreibepinsel jeder Grösse und Reibenäpfe aus Schiefer, Marmor und anderen harten Steinen verkauft. Die letzteren sind so eingerichtet dass die geriebene Tusche in eine Vertiefung abläuft, manche reich verziert und sehr kostbar. Die Pinsel haben sehr leichte glatte Rohrstiele; nur die Spitze wird gebraucht, der obere Theil der Haare ist fest zusammengekleistert. Tusche giebt es die verschiedensten Arten, solche die wenige Pfennige das Pfund, und feine Sorten die mehrere Thaler das Loth kosten; die Grösse und Form der Stücke und die in Gold und Farben aufgepressten Muster und Verse von zahlloser Abwechselung. Die besten Arten haben einen feinen Moschusgeruch. Der Stoff ist derselbe wie der der chinesischen, wahrscheinlich Russ aus verschiedenen Holzarten, aber die feinsten japanischen Sorten sind den besten chinesischen noch vorzuziehen. Ueber die Zubereitung ist man merkwürdiger Weise noch heute im Unklaren; die in neuster Zeit aufgestellte Behauptung, die chinesische Tusche werde aus einem Tintenfisch, einer Art Sepia gemacht, widerlegt sich schon durch das alte chinesische Schriftzeichen, einen Rauchfang mit einem Rost und Feuerflammen darunter, eines der wenigen Zeichen in welchen das ursprüngliche

Bild noch kenntlich ist. Zudem greifen alle Sepia-Arten das Papier an, die Tusche aber nicht. — Der bedeutendste Tuschladen in Yeddo liegt bei Nippon-basi: man findet dort Stücke, die von Einheimischen mit vier Kobaňg — etwa acht Thalern — bezahlt werden. Die europäischen Nachahmungen haben keineswegs die schätzbaren Eigenschaften der ächten Tusche und können dieselbe ebensowenig ersetzen, als die französischen Surrogate das ächt chinesische Papier.

Der Hauptbestandtheil des japanischen Papiers ist wahrscheinlich nahezu derselbe wie der des chinesischen, aber seine Textur ist anders. Rembrandt und andere radirende Künstler unter den alten Niederländern haben mehrfach japanisches Papier zu Abdrücken verwendet, und diese werden wegen ihrer weichen Fülle und Tiefe noch heut besonders geschätzt. Damals kannte man in Europa das chinesische Papier nicht. Jetzt liefert das letztere die besten Abdrücke von Kupferstich und Lithographie, das japanische wird gar nicht mehr gebraucht, und alle in neuester Zeit damit angestellten Versuche haben zu keinem günstigen Ergebniss geführt: die Zubereitung muss sich geändert haben. Dennoch steht die Papierfabrication in Japan auch heut noch im grössten Flor, man verfertigt vorzügliche Sorten, natürlich bis jetzt lauter Büttenpapiere. Die Anwendung des Papiers ist wohl nirgend so allgemein als dort: es dient ausser zum Schreiben und Drucken zu Fensterscheiben, Taschentüchern, zu Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und hunderterlei Anderem, vorzüglich auch, wie schon erwähnt, als Leder. Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an deren das natürliche Leder fähig ist, und man hat sogar in Japan alte französische Ledertapeten täuschend davon nachgemacht. Den Hauptbestandtheil alles japanischen Papiers bilden die Bastfasern eines Maulbeerbaumes, Morus (Broussonetia) papyrifera: doch sollen noch mehrere andere Pflanzen, darunter auch der Bambus, die Ingredienzien zu den verschiedenen Sorten liefern. Einige Arten zeichnen sich durch grosse Festigkeit aus und sind kaum zerreissbar, andere durch Feinheit und Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich: das helle kalte Weiss unserer mit Chlor gebleichten Fabricate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind viele ihrer bunten und goldgesprenkelten Papiere, besonders aber eine Art die bisweilen zu Fensterscheiben verwendet wird, mit feinem als durchsichtiges Wasserzeichen eingepresstem Muster. —

Die Mannichfaltigkeit ist weit grösser als in der europäischen Fabrication[1]).

Die Porcellanhandlungen von Yeddo bieten wenig Auswahl der Formen, aber eine desto grössere Eigenthümlichkeit der Muster, Farben und Zeichnungen. Sie sind nicht, wie die Niederlagen von Naṅgasaki seit langer Zeit, für den europäischen Markt assortirt, sondern enthalten nur die einheimischen Geschirre: Schüsseln verschiedener Grösse, Theekannen, kleine Tassen und Trinkschalen, Sakiflaschen u. s. w. Die grössten Porcellanfabriken liegen in der Landschaft Fidsen auf Kiusiu, nicht weit von Naṅgasaki. Das in Yeddo feilgebotene ist nicht so dünn als das dort verkaufte »Eierschalen-Porcellan«, aber von schöner reiner Masse und Glasur, die Muster und Farbenverbindungen geschmackvoll, die Zeichnung besonders von Vögeln, Fischen, Laubwerk, Schmetterlingen und dergleichen leicht und anmuthig, bisweilen ganz unübertrefflich. Die Farbe sitzt bei allem diesem Porcellan auf der Glasur, während die älteren Sachen zum Theil unter der Glasur gemalt sind. Der grosse Farbenreiz vieler alten japanischen und chinesischen Geschirre beruht nur auf dieser Art der Malerei, da die Farbe unter der Glasur viel tiefer und glänzender erscheint. Die europäische Fabrication kennt nur wenige Pigmente, welche die grosse Hitze des Glasurbrandes ertragen. — Unter den in Yeddo verkauften Sachen erinnerten manche an altitalienische Majolica, andere an Fayence de Palissy: ganz neu und besonders geschätzt schien eine Art schwarzes Porcellan mit Goldmuster. Bei diesem sass die schwarze Farbe unter der Glasur, wenn nicht etwa die ganze Masse so gefärbt war.

Spielzeugläden giebt es in Yeddo unzählige, gewiss mehr als in irgend einer europäischen Stadt: die Japaner sorgen auf das liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Grössen und Anzügen: — die Mädchen spielen dort so gern damit als bei uns, und die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde u. s. w.; man findet Spielsachen für jedes Alter und Bedürfniss. Kreisel giebt es gegen dreissig Arten, viele sehr künstlich; sie laufen

[1]) Eine ausführliche Abhandlung über die Fabrication des japanischen Papiers findet sich bei Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan, und in den Amoenitates exoticae. Dem englischen Gesandten übergab die japanische Regierung 1860 eine Sammlung von 67 Papiersorten für die Industrie-Ausstellung in London.

bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke die sich weiter drehen u. s. w. Ihre Drachen haben die abentheuerlichsten Gestalten und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernst grosse Freunde von Scherz und Spiel sind.

Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, zu denen jetzt die Fremden in Yokuhama vielfach den Stoff liefern müssen; daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten und andere Genre-Sachen, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es Erforderniss ist, nicht nur zu schreiben, sondern schön zu schreiben, so wird von Jugend an viel Zeit und Sorgfalt auf diese Kunstfertigkeit verwendet. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder in schönem Schwung und Verhältniss ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht bloss Sinn und Form, sondern auch der schöne Fluss der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität etwa wie der Europäer für Bravourgesang und wohltönende Declamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiss neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrirte Werke in unverhältnissmässiger Zahl und hunderte von blossen Bilderbüchern. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, tactischen Bücher, — sowohl original einheimische als aus dem Holländischen übersetzte, — ferner die Werke über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architectur, über Erdbeben, Astronomie, Meteorologie, ihre Staatskalender und Genealogieen, Romane, Geschichtsbücher und historischen Monographieen, ihre mythologischen, ethnographischen, archäologischen Werke. Die Bilderbücher enthalten bald landschaftliche Darstellungen, bald Scenen aus dem täglichen Leben und der Natur im Kleinen. Es giebt Bilderfibeln, Fecht- und Reitschulen, und eine Zeichenschule, wo neben den ausgeführten Vorbildern der Grundbegriff der Form in

mathematischen Linien ausgedrückt ist. Meisterhaft sind vor allen ihre Zeichnungen von Vögeln, Fischen, Insecten, — davon giebt es viele Sammlungen. Die Mehrzahl der Bilderbücher enthält ein buntes Allerlei, man findet oft die widersprechendsten Dinge mit ausgelassener Laune auf einem Blatte durcheinandergeworfen: sie sind unerschöpflich in drolligem Humor. Andere Bände haben offenbar nur künstlerische Bedeutung als facsimilirte Skizzenbücher, viele Blätter vortrefflich, einige freilich, die an Kühnheit und Extravaganz der Zeichnung Alles übertreffen, was europäische Schulen darin jemals geleistet haben. Alle ihre Darstellungen sind bei vielen Zeichenfehlern von unglaublicher Lebendigkeit, und zeugen von Verständniss und Sinn für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen. Von Schönheitssinn und idealer Auffassung sprechen nur einige ihrer Götzen- und mythologischen Bilder: die Natur und das tägliche Leben stehen dem durchaus practischen Volke viel näher.

Die erwähnten Drucksachen sind in breitem Holzschnitt mit grauen und röthlichen Tonplatten, vielfach auch in Farbendruck ausgeführt: es sind Linearzeichnungen in ungezwungener Pinseltechnik, markig und derb und durchaus malerisch, ohne Rücksicht auf die Regeln der Beleuchtung. Die Japaner benutzen Schatten- und Lichtflächen willkührlich für die Zwecke der Deutlichkeit und malerischen Wirkung, und stellen die Localfarben ohne Rücksicht auf ihren gegenseitigen Werth nebeneinander; — so erscheint die Sonne oft als dunkelrother Ball auf dem hellblauen Himmel. Die Richtigkeit ist durchaus Nebensache. Langweilige Stellen, wie Dächer und dergleichen, werden gewöhnlich durch Wolken verdeckt. Auch um Linearperspective, welche sie sehr genau kennen, kümmern sie sich nur so weit es bequem und zweckmässig ist, lassen sich aber niemals davon beschränken, und deuten immer vielmehr den Gedanken an, als sie die Wirklichkeit ausdrücken: — so schwinden ihre perspectivischen Linien zwar nach dem Hintergrunde, aber selten in regelrechtem Verhältniss: kurz, ihre Sachen sind willkührlich, aber frisch, naiv und derb, niemals langweilig und bisweilen von grosser Schönheit. Was man in den Läden sieht ist allgemein zugänglich und spottbillig, aber diese gewöhnliche Waare beweist ganz deutlich, dass die japanische Kunst auf hoher Stufe steht oder gestanden hat, dass es vorzügliche Werke geben muss, von denen diese Drucksachen nur der Schatten und Abglanz

sind. Alle werthvollen Bilder mögen in Museen und in den Häusern der Grossen verschlossen und deshalb den Fremden unzugänglich sein. Einzelne Handzeichnungen sind uns zu Gesicht gekommen die von der äussersten Meisterschaft sprachen, Porträts, Genrebilder und Thierstücke in Tusche mit leichter Aquarelltönung: hier ist auch die Farbe fein und harmonisch, und der Ausdruck der Köpfe, bei den skizzenhaften Drucksachen gewöhnlich das mangelhafteste, sehr ausgezeichnet[5]). Besonders schön sind manche ihrer Malereien auf Seide, — Vögel und Insecten zwischen Blumen und Laubzweigen, — und auf den Fächern finden sich oft die zierlichsten Bildchen.

Die Japaner drucken auch kleine Gemälde mit vielen Platten auf Seide, und leisten Erstaunliches darin: der Crepp giebt den Farben eine merkwürdige Leuchtkraft und Tiefe, und die Präcision des Druckes ist bewundernswerth, man überzeugt sich nur schwer dass es nicht Malerei ist. — Sie haben ferner, wahrscheinlich von den Holländern, die Kunst zu radiren und in Kupfer zu stechen gelernt, aber nur selten angewendet. Es war in Yeddo nur eine geringe Anzahl kleiner radirter Blätter in wenigen Exemplaren zu finden, meist landschaftliche Sachen, einige sehr vorzüglich. Ueber den japanischen Ursprung kann kein Zweifel sein, zumal die begleitende Schrift nur von Japanern herrühren kann und die künstlerische Auffassung durchaus japanisch ist: merkwürdiger Weise scheint bei einigen dieser Radirungen die Liniirmaschine angewandt zu sein, die in Japan nicht zu Hause und wahrscheinlich mit anderen Instrumenten von den Holländern eingeführt worden ist.

In allen Buchhandlungen findet man Landkarten und Atlanten, theils einheimische über alle Theile des Reiches, theils Nachbildungen europäischer Werke in Holzschnitt und Tondruck mit japanischer Schrift: ferner sehr ausführliche Städtepläne, unter denen einer von Yeddo von vier Fuss im Quadrat so übersichtlich und genau war, dass wir alle unsere Wege darauf wiederfinden konnten.

Von der Wohlfeilheit der Bücher und der Leselust der Japaner aller Stände war schon im einleitenden Abschnitt[6]) die Rede: sogar die Soldaten auf der Wache lesen, und man sieht

[5]) Die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen im königlichen Museum zu Berlin besitzt einige derartige Zeichnungen, eine Reihe von Bildnissen in Tusche und Wasserfarben und ein Aquarell, eine Hühnerfamilie darstellend.

[6]) S. 131.

Kinder, Frauen und Mädchen emsig in die Bücher vertieft. Ihre Roman- und Novellen-Litteratur muss sehr ausgedehnt sein und enthält gewiss viel Anziehendes, das der Uebersetzung in europäische Sprachen werth wäre. Sie sind reich an Geschichtsbüchern und Encyclopädieen: ihre zahllosen beschreibenden und belehrenden Werke aus den Reichen der Natur, der Wissenschaften, Künste und Gewerbe zeugen von der regen Wissbegierde des Volkes. Wenig versprechen die bis jetzt übersetzten Proben der Dichtkunst: ihre poetischen Anschauungen sind unserem Verständniss meistens ganz unzugänglich und erscheinen daher oft drollig und abgeschmackt. Die Japaner sind aber auch, nach ihrem Charakter zu urtheilen, kein poetisch, wenigstens kein lyrisch begabtes Volk, und haben in dieser Richtung wahrscheinlich nichts Nennenswerthes geleistet. —

Conditoreien giebt es in den Strassen von Yeddo viele: die Kuchen und Confecte sehen zierlich und appetitlich aus, manche gleichen den unsrigen und sind wohlschmeckend, andere widerstehen dem europäischen Gaumen. Die Japaner verwenden viel Sorgfalt und besitzen grosse Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe in der Zubereitung und äusseren Ausschmückung des Zuckerwerks, das einen Hauptbestandtheil ihrer Gastmäler bildet. Sie machen kleine Vögel, Blumen, Schmetterlinge und dergleichen sehr niedlich in farbigem Zuckerguss und Kraftmehl nach, und bei Vornehmen scheint sogar das Wappen des Wirthes auf den Kuchen angebracht zu werden: — so erzählt Kämpfer, dass alle den Holländern aus dem Palaste des Siogun zugeschickten Süssigkeiten mit dem Kirimon — dem officiellen Wappen des Mikado, also dem eigentlichen japanischen Regierungswappen — verziert gewesen seien.

Den kleinen Hausrath — grössere Möbel besitzen die Japaner nicht — findet man in besonderen Läden, die viel Hübsches und Anziehendes bieten: mannichfache Schränkchen, Kasten und Kästchen, Schachteln, Büchsen, Präsentirbretter und Untersätze aus Bambus, Kampher- und anderen Holzarten, mit Korbgeflecht aus gespaltenem Rotang und Binsen, Alles so sauber und zierlich wie für den Nipptisch gearbeitet, dabei von erstaunlicher Billigkeit. Hier findet man auch die vierkantigen Kopfkissen aus Holz oder festem Rohrgeflecht, auf denen alle Japaner schlafen. Es sind fusslange viereckige Kästchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht: der Hinterkopf liegt ganz frei. Wie man auf solchem Gestell schlafen, sich ausruhen kann, gehört zum

Unbegreiflichsten der japanischen Cultur: es enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürste, Zahnpulver, Schminke, Pommade und dergleichen unentbehrliche Gegenstände der Toilette, und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in seinen Kleidern auf dem Fussboden schläft, und sich gegen Kälte nur mit dickeren Röcken, selten mit einer Steppdecke schützt. — In diesen Läden sind auch die gröberen Lackfabricate zu haben, die feineren findet man in besonderen Niederlagen.

Das grösste Lackgeschäft in Yeddo hat seinen Sitz bei der Brücke Nippon-basi, dem Mittelpuncte des Handelsverkehrs, wo die namhaftesten Firmen aller Branchen ihre Niederlagen haben. Die eigentliche Heimath der Lackfabrication ist Miako, von wo die grossen Werkstätten die Waare an ihre Commanditen im ganzen Lande versenden. Die Erzeugnisse sind bewundernswerth; auch in diesem Zweige der Industrie stehen die älteren Arbeiten den neuen voran. Woran es liegt, dass die Fabrication nicht mehr auf der alten Höhe steht, weiss man nicht; das Material ist heute noch dasselbe, und doch haben sich die Fabricate nicht nur in der Zeichnung, sondern auch in der Güte und Feinheit der Oberfläche verschlechtert. Die gewöhnliche Grundfarbe ist schwarz oder roth, seltener dunkelgrün, der schwarze Lack ist häufig mit Gold gesprenkelt; der eigentliche Goldlack, der theuerste von allen, hat viele verschiedene Nüancen. Die Zeichnung ist auf dem dunkelen Grunde in Metallfarben ausgeführt und meistens leicht erhaben; matte Metalle wechseln mit glänzenden; die Japaner bringen durch kunstreiche Behandlung des Materials eine unglaubliche Mannichfaltigkeit der Farbe und Textur hervor; bei kostbaren alten Sachen sind vielfach Gold- und Silberplättchen in den Lack eingelassen. Die Zeichnung auf den älteren Stücken ist oft von grosser Schönheit, Formen und Arbeit von vornehmer, geschmackvoller Eleganz und der Farbenreiz so ausserordentlich, dass man leicht eine Passion dafür fasst, welche leider nur zu kostbar ist. Die besten alten Sachen werden in Japan selbst sehr geschätzt; Semi, — so hiess unser Freund der Lackhändler, — brachte oft Stücke zur Ansicht, deren einheimische Preise dem extravagantesten Liebhaber des Westens zu hoch gewesen wären. Es war ihm dabei nicht um den Verkauf zu thun, sondern nur um den Stolz und die Befriedigung sie uns zeigen zu können, bei denen er Sinn und Liebhaberei für diese wirklich sehr schönen Arbeiten wahrgenommen hatte; seine

Augen pflegten bei unserer Bewunderung von patriotischer Freude zu glänzen, und er versicherte dann ein über das andere Mal dass so etwas nur in Nippon gemacht werde. Sebi fasste eine wirkliche Zuneigung zu uns, und bewies sich gefällig, hülfreich und dienstfertig in Herbeischaffung von Allem was man nur wünschte, auch wenn es nicht in seine Branche schlug. Er schleppte uns oft ganze Ladungen seiner Waare nach Akabane, blieb immer zufrieden und heiter, man mochte kaufen oder nicht, und wurde der allgemeine Liebling. Seine Kunden bewirtheten ihn häufig mit Liqueuren und süssem Wein, wo er dann leicht gesprächig wurde und uns wohl Manches verrathen hätte; aber Niemand wusste japanisch genug und so blieb die Unterhaltung unvollkommen und scherzhaft. Sebi zeigte sich dankbar und geehrt durch die freundliche und humane Behandlung welche allen Deutschen gegen Fremde natürlich ist, und die den Preussen in Japan unwillkührlich die Zuneigung aller Classen gewann und eine Stellung bereitete, welche die meisten Ausländer nicht haben. — Wir besuchten ihn auch oft in seiner Niederlage und verbrachten dort manche angenehme Stunde. Man kletterte eine halsbrechend steile Hühnersteige mit unmässig hohen Stufen in das obere Stockwerk hinauf, wo Alles voll Kisten und Kasten stand, denn es ist japanische Gewohnheit, für jedes noch so kleine Geräth ein eigenes Behältniss zu haben. Bei jedem Einkauf erhält man selbstverständlich ein sorgfältig gearbeitetes passendes Holzkästchen zur Verpackung; kostbare Lacksachen werden sogar immer in doppelte Kasten verschlossen, von denen der innere meist fein lackirt und mit Seidenschnüren zugebunden ist.

Die allerfeinsten modernen Lackwaaren, unter denen es sehr schöne giebt, sind auch theuer, wenngleich nicht in dem Maasse wie die alten, unverhältnissmässig wohlfeil dagegen und fast durchweg sehr hübsch, gefällig und haltbar die minder feinen Sachen. Man kauft in den Lackhandlungen kleine Schränke, niedrige Tische, Präsentirbretter, Esskasten — einen Satz aufeinanderstehender viereckiger Holzschüsseln, worin man Speisen transportirt, — Gestelle zu Kohlenbecken, Rauchapparate — mit Feuerbecken, Aschbecher und Pfeifenhalter, — Schreibzeuge, Medicinbüchschen, Spiegelhalter, Kasten von allen Grössen und Formen, Trinkschalen u. s. w. In reichen Haushaltungen ist alles Geräthe von Lackarbeit, sogar die Waschbecken, und die Schöpfkellen womit man Pferde tränkt. Besonders kostbare Arbeit zeigen die

kleinen Trinkschalen, die Präsentirbretter und Rauchapparate, vor Allem aber scheint ein schönes Schreibzeug die besondere Liebhaberei des wohlhabenden Japaners zu sein; man sieht sie in der grössten Mannichfaltigkeit, und durchgängig hübsch und geschmackvoll. In der Mitte des flachen Kastens steht der steinerne Reibenapf mit vergoldetem Rande, daneben oberhalb ein zwerghaft kleines Kännchen von Silber oder ciselirter Bronze, mit haarfeiner Tülle — um das Wasser tropfenweise aufschütten zu können; zu beiden Seiten längliche Abtheilungen für die Federpinsel. Der aufgestülpte Deckel schliesst leicht und bequem, und zeigt gewöhnlich auf dunkelem Grunde ein sorgfältig gearbeitetes Gemälde; das Innere ist Goldlack, häufig mit Blumen, Blättern und Thieren gemustert. Solche werden überhaupt vorzugsweise in Lackarbeit dargestellt, daneben sieht man aber auch Figuristisches und Landschaften; — der Fusiyama mit glänzend silbernem Gipfel spielt hier eine grosse Rolle. Die Japaner lieben in ihren Verzierungen das Willkührliche, Zufällige. Regelmässig und symmetrisch sind nur ihre grösseren, ernsten, alle Formen von Bedeutung, — so unter kleineren Gegenständen die Wappen, in denen selbst Thiere und Pflanzen wo möglich in den Kreis, das Viereck geschmiegt sind. Alle Verzierung dagegen soll interessant, lustig sein, und hier lassen sie der Phantasie und Laune freies Spiel. So wird oft eine rechteckige Oberfläche durch willkührlich gezogene schräge oder Zackenlinien in ganz unregelmässige, schiefwinklige Abschnitte getheilt, von denen der eine Goldlack und der nebenstehende schwarz oder farbig ist. In irgend einer Ecke scheint der Mond oder fliegt ein Zug Vögel, der sich dann oft über die Kante weg auf eine der anstossenden Seitenflächen fortsetzt. So reichen auch Gräser, Schilf, Bambus- und Baumzweige häufig vom Deckel oder Boden auf die aufrechtstehenden Seiten herüber. Regelmässige Muster sieht man selten, und dann sind sie ganz unscheinbar und dienen als Grund.

Eine in Europa besonders beliebte Art der japanischen Lackarbeit, die mit Perlmutter eingelegte, wird im Lande selbst wenig geschätzt; kostbar dagegen ist eine bei uns minder bekannte Art, die auch in China vorkommt und dort Sutsau-Lack heisst. Dieser wird, bald ganz roth, bald buntfarbig, in dicken Schichten auf das Holz aufgetragen und dann mit der Hand geschnitzt. Es giebt verschiedene Arten davon, auch solche, die gepresst statt geschnitzt, und viel weniger kostbar sind.

Ausser den beschriebenen giebt es im Tokaïdo und seinen Nebenstrassen noch hunderterlei andere Kaufläden, die vielfach besucht wurden und immer neuen Stoff der Unterhaltung und Belehrung boten, so namentlich die Saamenhandlungen für die Botaniker und der jenseit Nipon-basi gelegene Fischmarkt für den Zoologen. Selbst unser Geologe, dem bei der Unmöglichkeit, Ausflüge in das Innere des Landes zu machen, hier wenig Anlass zur Thätigkeit gegeben war, fand in den Kaufläden manches Specimen der einheimischen Gebirgsarten und Minerale. Das ganze Stadtviertel wurde nach allen Richtungen durchwandert, und man lernte dabei viel vom Charakter und den Sitten des Volkes kennen. Dolmetscher hatten wir auf diesen Spaziergängen niemals bei uns, und die Unterhaltung mit den Eingeborenen blieb immer mangelhaft: aber alle Japaner haben eine seltene Leichtigkeit der Auffassung, sie verstehen den geringsten Wink und wissen sich durch Gebehrden auszudrücken, bemühten sich auch uns die japanischen Namen der Dinge beizubringen und fragten dagegen nach den deutschen, oder vielmehr preussischen, »pleussischen« Worten, denn eines deutlichen R ist ihr Organ nicht fähig. Sie schrieben dann das Erlernte emsig auf, und selbst unter den Kaufleuten fanden sich schon einige, die das lateinische Alphabet dazu benutzten, welches den meisten höheren Beamten ziemlich geläufig ist. Die japanischen Silbenalphabete eignen sich zum Schreiben fremder Worte durchaus nicht [7]). — Ueberall wurde man freundlich empfangen und mit Thee und Pfeifen bewirthet; man sass oft Stunden lang in den Läden, namentlich in den Buchhandlungen; die Leute kramten bereitwillig Alles aus, blieben immer gleich freundlich und höflich, und freuten sich wenn man sie öfter besuchte. Auch die Frauen und Mädchen, die sich erst schüchtern versteckten, kamen allmälich zum Vorschein: sie beguckten und befühlten neugierig unsere Kleider und Wäsche, und betrugen sich allgemein mit züchtigem, offenen Anstande, wie Frauen die eine geachtete Stellung im Hause einnehmen. Ein blanker Metallknopf, eine bunte Glasperle und dergleichen ausländischer Tand machten die Wonne der Kinder und jungen Mädchen, und selbst Erwachsene befestigten solchen Flitter mit Stolz an ihre Brief- und Tabakstaschen. Europäische Erzeugnisse waren zur Zeit unseres Aufenthaltes noch fast gar nicht nach Yeddo gekommen, nur Wiener Streichhölzer in den bekannten bunten Büchsen mit dem Doppeladler gab es in

[7]) S. S. 6 Anm. 4. und S. 27 Anm. 27.

einigen Läden, und leere Wein- und Bierflaschen, die von den Gesandtschaften herrührten; die Flaschen waren sehr gesucht, und man conservirte sorgfältig ihre bunten Etiquetten.

In den Häusern herrschte durchgängig die grösste Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Geräth und die Matten waren in fast allen Läden appetitlich sauber, und man scheute sich mit schmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner lässt seine Sandalen draussen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung: die Eingeborenen sind von Natur dazu aufgelegt und die drolligen Missverständnisse der beiderseitigen Gebehrden und Mienen gaben immer neue Veranlassung. Unsere begleitenden Yakunine, die anfangs zurückhaltend und ängstlich waren und uns mehrfach am Ankaufe von Waffen, Büchern und dergleichen hinderten, überzeugten sich bald von der Harmlosigkeit dieses Verkehrs, und verschafften uns später sogar Vieles, was wir ohne sie aus Unkenntniss nicht erlangt hätten. Sie bewahrten zwar eine gewisse ernste Würde und Zurückhaltung die dem japanischen Samraï unter allen Umständen eigen ist, nahmen aber doch Antheil an der Unterhaltung und zeigten sich bei höflicher und vertraulicher Behandlung immer hülfreich, gefällig und aufmerksam. Auf weiteren Spaziergängen kehrte man in die Theehäuser ein und liess die Yakunine mit einer Collation und Saki bewirthen, was ihren guten Humor sehr zu steigern pflegte. »Okino arigato«, Grossen Dank, hiess es dann unter vielen Verbeugungen; die Köpfe waren zuweilen etwas geröthet, aber alle Schwierigkeiten hörten auf. Diese Stimmung liebenswürdiger Dienstfertigkeit und Zuneigung wurde bald die allgemeine der uns zugetheilten Yakunine; sie lebten gern mit uns. — Das Handelsquartier zieht sich weit über Nippon-basi hinaus, und man entfernte sich bei diesen Wanderungen oft wohl eine deutsche Meile von Akabane. Häufig wurden wir von dichten Volkshaufen begleitet, doch kamen selten Belästigungen vor; nur zuweilen riefen einige helle Kinderstimmen ihr »Todžin bakka«, »Toller Fremder«. Gewöhnlich fanden sich beim Eintritt durch das Strassenthor zwei Polizeidiener ein, die den Fremden auf dem Wege durch ihren Bezirk voranschritten um die Menge auseinander zu scheuchen, und ihre langen mit vielen Ringen behangenen eisernen Amtsstäbe tactmässig auf die Erde stiessen, was einen betäubenden Lärm machte, — doch war diese Escorte kaum nöthig, denn mit Absicht trat uns Niemand in den Weg, und nur wenn die Hintersten die Vorderen

drängten entstand zuweilen eine Stockung. Aber eine drohende Gebehrde von unserer Seite oder ein Wink mit dem Fächer von den Yakuninen jagte namentlich der Jugend immer den grössten Schreck ein, so dass sie sich blind überstürzten, fielen und von den Nachfolgenden häufig getreten wurden. Das Volk zeigte uns fast nur freundliche neugierige Gesichter. Es war etwas ganz Ungewöhnliches in Yeddo, Fremde zu Fuss auf der Strasse zu treffen: aber zu Pferde sieht man wenig vom Inhalt der Kaufläden und kann sich nicht so frei bewegen, deshalb derogirten wir oft lieber unserer europäischen Würde. Nicht selten geschah es, dass sich fein gekleidete Männer mit höflichem Grusse zu uns gesellten, und an den Seiten gehend das drängende Volk abzuhalten suchten, auch Solche die sich unnütz machten wohl tüchtig mit dem Fächer über den Kopf schlugen — und das Alles unaufgefordert und nur aus nationaler Gastfreundschaft.

Die Strassen der Handelsquartiere sind zu allen Tageszeiten sehr belebt, besonders Abends, wo viele Arbeiter von da in die Vorstädte zurückkehren; um diese Zeit ist selbst der breite Tokaïdo so voll Menschen wie ein Jahrmarkt. Auffallenden Anzügen begegnet man an den gewöhnlichen Tagen wenig: nur Kinder und junge Mädchen, die meist in Begleitung ihrer Mütter auf den Strassen erscheinen, sind artig in bunten Farben geputzt, die Gesichter aber vielfach durch Schminke entstellt. Namentlich heranwachsenden Mädchen wird oft das ganze Gesicht nach dem japanischen Schönheitsideal angemalt, eine hässliche Maske, unter der die natürlichen Züge ganz verschwinden, — die Augen allein behalten Leben. Der Anzug und Haarputz der Kinder und jungen Mädchen ist zierlich und geschniegelt und muss viel Zeit und Mühe kosten. — Züge von Lastträgern bewegen sich, den tactmässigen Schritt mit einförmigem Ruf begleitend, durch das Gedränge: die Lasten werden entweder im Gleichgewicht an beiden Enden eines elastischen Trageholzes, oder wenn sie schwer sind, an langen Bambusrohren in der Mitte aufgehängt, und dann von zwei oder mehreren Personen auf den Schultern getragen. Jeder Träger ist mit einem vier Fuss langen Stabe versehen, mit dem er beim Ausruhen das Trageholz stützt um die Last nicht niedersetzen zu müssen, so auch die Träger der Kaño's und Norimon's*). Der Krämer, der die Kunden

*) In dem gleichzeitig mit dem vorliegenden Bande von der königlichen Regierung veröffentlichten ersten Hefte des Werkes »Ansichten aus Japan, China und Siam«

besucht, trägt seine Kisten und Ballen auf dem Rücken: sie sind gewöhnlich in ein weites Tuch gepackt, dessen Enden vor der Stirn zusammengebunden werden. — Uebrigens schafft man in Yeddo Lasten auch vielfach auf Handwagen und sehr unförmlichen Büffelkarren fort. Was aus der Stadt herausgeht wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in allen Vorstädten begegnet. — Reiten darf nur der Samraï; jedem Pferde läuft, es mag noch so schnell gehen, wenigstens ein Stallknecht voraus, welcher mit lautem Jauchzen die Menge zum Ausweichen auffordert. Höhere Beamten lassen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei sich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Insignien ihrer Würde vorauftragen: die höchsten Staatsbeamten und die Daïmio's erscheinen nur bei Feuersbrünsten zu Pferde auf der Strasse und werden sonst in Norimon's getragen. Die Form, Farbe und Grösse dieser Sänfte, besonders auch die Wölbung des Tragebalkens und die Zahl der Träger zeigt den Rang des Besitzers an: auch die Menge der Begleiter und die Anordnung der oft mehrere tausend Mann starken Escorte richtet sich nach seiner Stellung. Bei vornehmen Männern schreiten Herolde voran, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger mit langen Lanzen und Hellebarden. Die Spitzen derselben stecken in Lederfutteralen und sind sehr verschieden geformt, im japanischen Adelslexicon findet man bei jeder Familie die ihr zukommenden Insignien und Feldzeichen abgebildet. In Futteralen ist alles Spitze und Schneidende, so auch häufig selbst die Flinten verborgen, welche gewöhnlich die Leibwache führt. — Der Sänfte zunächst gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kisten und Kasten, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeservice, Küchen- und Reisegeräth, kurz Alles enthalten sollen, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann um standesgemäss aufzutreten. Bei sehr hoch gestellten Personen folgen mehrere Leibpferde, und ihre ersten Beamten in Sänften oder zu Ross, auch diese wieder von ihren Pikenträgern und Dienern begleitet. Die Kleidung aller Trabanten ist von einerlei Schnitt und Farbe, hat aber nichts das

bringt Blatt 3, eine Strasse in Yeddo darstellend, die im Text beschriebene Staffage theilweise zur Anschauung.

an Uniform erinnert: auf dem Rücken und den Aermeln tragen sie in einem kleinen Rund in den Stoff eingefärbt das Wappen ihres Herrn, das sich auch auf den Kasten und Körben in Vergoldung oder farbig wiederholt. Die Begleiter marschiren paarweise, der ganze Zug bewegt sich in lautloser Stille; bei vornehmen Leuten sollen die voraufgehenden Herolde »Šitaniro« d. h. »Auf die Knie« rufen, worauf sich Alles niederwürfe, — eine Sitte, die wir trotz vielen Begegnungen mit Daïmio-Zügen niemals beobachtet haben. Das Volk weicht ehrfurchtsvoll aus, pflegt sich aber sonst nicht viel um die Grossen zu kümmern; nach unserer Beobachtung blieben die Meisten ruhig bei ihrer Beschäftigung. Jede Durchbrechung des Zuges ist unerlaubt; es gilt auch für unanständig eilig vorbeizureiten, man soll stillhalten und sogar vom Pferde steigen. Die Fremden kehren sich an diese Regeln nicht und haben dadurch den Stolz des einheimischen Adels vielfach verletzt, die Trabanten warfen uns bei solchen Begegnungen oft wüthende Blicke zu und zeigten in Mienen und Gebehrden den verbissenen Grimm; die Herren selbst schlossen meist die Stores ihrer Sänften, guckten zuweilen aber auch neugierig heraus und nickten, wenn man sie grüsste, freundlich wieder. Man begegnete solchen Zügen in den Strassen von Yeddo täglich, denn die Sitte fordert das grosse Cortège bei jeder Entfernung aus dem Hause, selbst bei jedem Besuch in der Nachbarschaft; nur wenn sie »Naïbūn«, d. h. incognito ausgehen, haben die Grossen ein minder zahlreiches Gefolge. Auf den Reisen von und nach ihren Besitzungen werden die Lehnsfürsten von vielen tausend Menschen begleitet; ihre Züge bedecken nach Kämpfer's Erzählung die Landstrasse oft mehrere Tagereisen weit.

Besonders belebt sind die Strassen von Yeddo an Festtagen, deren die Japaner viele von mannichfacher Bedeutung haben. Jede Oertlichkeit besitzt ihren Schutzpatron; die ihnen geltenden Feste sind besonders geräuschvoll und geben Anlass zu theatralischen Vorstellungen, zu Aufzügen und bunten Mummereien. Komische Masken durchziehen dann die Strassen, und treiben bettelnd und musicirend ihre Possen; auch Bänkelsänger kommen zahlreich herbei, besonders die Yamambo's und Bikuni*), wandernde Bergmönche und Nonnen, welche überall gern gesehen sind und reichliche Spenden erhalten. Die Yamambo's ziehen mit ihren Frauen und Kindern quacksalbernd, musicirend und Beschwörungen übend durch

*) S. »Ansichten aus Japan, China und Siam«, I. Heft, Blatt 3.

das Land; die Bikuni, die sich meist aus den Töchtern der Bergmönche ergänzen, sind gewöhnlich sehr hübsch und leichtfertig. Sie sollen nach Kämpfer auf allen Landstrassen zu finden sein und die Reisenden oft meilenweit mit Sirenengesang begleiten. Beide Orden sind privilegirt; die Mitglieder zahlen eine jährliche Abgabe an das Oberhaupt in Yeddo, das ihre gemeinsamen Interessen wahrnimmt. — Quacksalber, Jongleure und starke Männer schlagen zur Zeit solcher Feste auf den freien Plätzen ihre Zelte auf, man findet Thier- und Schaubuden aller Art; das Volk lärmt und belustigt sich laut und ausgelassen, und bis tief in die Nacht schallen jubelnde Stimmen und fröhliche Musik aus den Theehäusern.

Weniger anziehend und belebt als die Strassen des Handelsquartiers sind die aristokratischen Stadtviertel im Siro und Soto-Siro. Nur die innerste, den kaiserlichen Palast umschliessende Enceinte blieb den Fremden unzugänglich, die angrenzenden Stadttheile durchschnitten wir auf unseren Spazierritten fast täglich. An ihrer östlichen Seite liegt die Ringmauer des Taïkūn-Palastes wenig höher als die Ebene des O-gava, nach Norden und Westen dagegen steigt der Boden beträchtlich an. Die nach aussen von grossen polygonischen Blöcken gebaute, nach innen terrassirte Mauer folgt den Hebungen und Senkungen des Hügels, welcher in hohen abschüssigen Rasenböschungen nach den breiten Wassergräben abfällt. Auf der Platform und innerhalb des Mauerwalles stehen dichte Reihen von Tannen und anderen Nadelbäumen. Diesseits des Grabens läuft ein breiter Weg bald am Rande des Wassers, bald auf dem hohen Ufer hin, von wo sich die schönsten Aussichten auf das Häusermeer der tiefer liegenden Handelsstadt öffnen: den Vordergrund bilden nach der einen Seite die mauergekrönten grünen Abhänge mit ihren befestigten Thorgebäuden, Dämmen und Brücken, nach der anderen die langen Façaden der Daïmio-Paläste; die Linien sind einfach und gross, und der ganze Eindruck sehr imposant. An einigen Stellen durchschneiden Dämme die Gräben, deren Niveau an der Westseite viel höher ist als nach Osten; der Wasserstand scheint durch Schleusen geregelt zu werden. Der Abfluss ist nach dem O-gava hauptsächlich durch den breiten Canal, über welchen die Nippon-Brücke führt. — Die Ringmauern und Gräben des Soto-Siro sind den inneren ganz ähnlich; dieses Stadtviertel hat seine grösste Erhebung an der südwestlichen Seite, und fällt ebenfalls in hohen üppig bewachsenen Böschungen nach den Wassergräben ab, die hier

stellenweise die Ausdehnung grosser Teiche annehmen. Herrliche Baumgruppen neigen sich über die lotusbewachsenen Becken die von Tausenden wilder Enten bevölkert sind, und in den Tannen des Mauerwalles horsten ungeheure Schwärme von Raben und Raubvögeln; sie werden von Niemand gestört, denn die Jagd ist kaiserliches Regal.

Die Strassen dieser Stadtquartiere sind grade, rechtwinklig, einförmig und wenig belebt. Während in den vom Volke bewohnten Vierteln der Boden nur festgestampft ist und bei nassem Wetter leicht aufweicht, sind die Wege hier meist macadamisirt, streckenweise auch mit Kies beschüttet. Eigentliches Strassenpflaster kennt man in Japan nicht, nur durch die Höfe und Parkanlagen der Tempel und Paläste laufen breite Bahnen von flachen Quadersteinen. — Die Façaden der Paläste — wenn man einstöckige Gebäude von grosser Ausdehnung so nennen darf — zeichnen sich nach der Strasse nur durch ihre ungeheure Länge aus, die oft wohl 600 Schritt und darüber betragen mag. Diese langen Gebäude bilden aber in der That nur die Einfassung des Grundstückes, und mögen Pferdeställe, Arbeitsschuppen und die Wohnungen untergeordneter Diener enthalten, sie haben nach der Strasse nur kleine Gitterfenster, welche gewöhnlich durch Läden geschlossen sind[10]); die Wohngebäude der Herrschaft und ihres Gefolges liegen im Inneren, von Höfen und Gärten umgeben. Bekleidet ist die Strassenfront bis zur Höhe von etwa zwölf Fuss mit einfachem Bretterwerk oder netzförmigem Bewurf von weissem und grauem Stuck; darüber läuft vier bis fünf Fuss breit ein glatter weissgetünchter Streifen hin; das Dach ist von grauen Ziegeln, deren vorderste Reihe häufig das Wappen des Besitzers zeigt. Die Fundamente bestehen aus grossen Bruchsteinen, treten aber nur bei unebenem Terrain recht zu Tage und zeigen dann sehr schöne polygonische Mauerarbeit. Der einzige bemerkenswerthe Theil dieser Façaden sind die Portale: sie nehmen bei grosser Breite die ganze Mauerhöhe des Gebäudes ein und liegen etwas vertieft; zu beiden Seiten springen erkerartige Logen mit Gitterfenstern für die Thürhüter und Wachen hervor. Daneben sieht man häufig noch eine vom Dach geschützte breite Mauernische, wo dicke sauber geglättete Pfähle mit bronzenen Köpfen und Ringen zum Anbinden der Pferde eingerammt sind. Das Portal selbst ist aus mächtigen Balken von schönem Holze gezimmert, sorgfältig

[10]) Eine solche Façade zeigt Blatt 2 der »Ansichten aus Japan, China und Siam«.

geschliffen oder lackirt und mit Buckeln und anderen Zierrathen von Bronze beschlagen. Der Eingang besteht aus einem breiten Mittelthor, das nur für Standespersonen geöffnet wird, und zwei bis drei kleineren Thüren zu jeder Seite; die ganze Construction ist symmetrisch. Die Schwelle hat bei allen japanischen Thoren fast zwei Fuss Höhe; der Stirnbalken springt bis unter das Dachgesims hervor und trägt das Wappen des Besitzers, erhaben und massig in Bronze oder schwarzem Stuck gearbeitet. — Diese Portale sind die besten Erzeugnisse der japanischen Baukunst, eine wirkliche, wenn auch sehr einfache Architectur, denn alle Theile haben Zweck und Bedeutung und verbinden sich zu einem organischen Ganzen; der Charakter ist ganz eigenthümlich und von allem sonst Bekannten verschieden. Sie haben bei aller Schwere der Structur ein schönes Ebenmaass der Verhältnisse und tragen das Gepräge vornehmen Ernstes und herrschaftlicher Würde. Die bronzenen Balkenknäufe, Sockel und sonstigen Beschläge sind meist von vortrefflicher Zeichnung; ihre dunkelgrüne goldige Farbe stimmt schön zu dem natürlichen Dunkelbraun oder Grau, zu dem schwarzen oder tiefrothen Lack des Holzwerkes, und erhöht den Eindruck der ernsten Einfachheit und Strenge; — man glaubt trotz aller Unähnlichkeit mit europäischen Bauwerken Arbeiten des frühen Mittelalters zu sehen.

Einen guten Ueberblick über den südwestlichen Theil von Yeddo gewinnt man auf dem Atańgo-yama, dem nördlichen Ausläufer des Höhenzuges, welcher das Stadtviertel Akabane von dem Soto-Siro und den centralen Handelsquartieren trennt. Schwindelerregende Treppen — eine ununterbrochene Flucht von über hundert steilen Stufen — führen zur Höhe hinan, oben liegen Tempel und Theehäuser, und am langgestreckten Rande des Hügels strohgedeckte offene Hallen mit vielen Bänken und Tischen für die Gäste: man fühlt sich an einen Vergnügungsort der deutschen Heimath versetzt. Unten breitet sich die weite vom Meere begrenzte Ebene aus; im Vordergrunde einige aristokratische Strassen, dahinter und nördlich die vom Tokaïdo durchschnittenen gewerblichen Quartiere, links die Mauern und vorspringenden Thorbauten des Soto-Siro und des Siro, und entfernter in derselben Richtung die den kaiserlichen Palast beschattenden Baumwipfel. Diese Aussicht ist ebenso einförmig wie ausgedehnt, man sieht ein Meer von gleichartigen grauen Dächern, aus dem nur hier und da einer der viereckigen.

nach oben verjüngten Holzthürme hervorragt, wo die Feuerwachen postirt sind; — in der Ferne die Rhede mit den Forts.

Unsere Tagesordnung in Akabane blieb während des ganzen Aufenthaltes ziemlich dieselbe. Sehr unterhaltend war der Verkehr mit den Krämern, die uns täglich besuchten und an den von den Kriegsschiffen herüberkommenden Officieren und Mannschaften immer neue Kunden fanden. Diese Volksclasse ist gutherzig, fröhlich und dienstfertig, aber verschlagen und geldgierig; der japanische Kaufmann nimmt eben jeden Vortheil den er erreichen kann. Man darf sich nicht scheuen ihm ein Viertel, ja ein Zehntel seiner Forderung zu bieten, er thut dann sehr entrüstet, lässt sich nur langsam und anscheinend mit grosser Selbstüberwindung herabdingen, streicht aber schliesslich lachend und ohne alle Scham den zehnten Theil des Verlangten ein. Man hat auch dann wahrscheinlich noch zu viel bezahlt. Die Händler bestanden oft mit eiserner Zähigkeit Wochen lang auf den unsinnigsten Forderungen und schleppten ihre Sachen immer wieder mit fort; wer aber beharrlich blieb, fand das Gewünschte eines Tages plötzlich in seinem Zimmer zu dem gebotenen Preise. Merkwürdig ist dabei ihre Unfähigkeit im Kopfe zu rechnen; bietet man ihm herunter, so holt der Verkäufer seine Rechenmaschine heraus, ein flaches offenes Kästchen, in welchem Holzringe, die Einer, Zehner u. s. w. bedeutend, an parallelen Stäben hin und her geschoben werden. Nach langem Handthieren und Kopfschütteln blickt er dann wehmüthig gen Himmel, holt, die Luft durch die Zähne schlürfend, aus tiefer Brust Athem, und nennt mit halb feierlicher, halb spitzbübischer Miene das Ergebniss seiner Anstrengungen, das gewöhnlich sehr unbefriedigend ist. Bei jedem neuen Gebot wird diese Procedur wiederholt. Nicht selten kam es vor, dass mehrere Gegenstände zusammen mehr kosten sollten als die Summe der für jeden einzelnen geforderten Preise; man musste es auf jede Weise versuchen. — Bei diesem Verkehr pflegten die japanischen Händler auf dem Boden zu knieen und grüssend oder dankend mit der Stirn häufig die Erde zu berühren; sie betrugen sich überhaupt, namentlich anfangs, sehr demüthig und mit grinsender Unterwürfigkeit, die bei näherer Bekanntschaft einer weniger knechtischen Zutraulichkeit Platz machte. Sie müssen, so wohlfeil uns auch Alles erschien, doch sehr gute Geschäfte gemacht haben.

denn sie suchten die Kauflust durch neue ungesehene Sachen immer wieder aufzustacheln und brachten zuweilen sehr artige Kleinigkeiten als Geschenk. Sebi, der weit über der gewöhnlichen Rotte der Krämer stand, verehrte seinen besten Kunden hin und wieder eine Schachtel mit Kuchen oder bemalten Wachskerzen, zierlich mit rothen und silbernen Papierschnüren zugebunden, wie das bei Geschenken in Japan üblich ist, und mit einem Stückchen getrockneten Fisches begleitet, der bei keiner Gabe fehlen darf und an die alte einfache Lebensweise der Eingeborenen erinnern soll. — Was die Preise betrifft, so behandelten die Krämer uns offenbar als vornehme Leute, die nach japanischer Sitte Alles doppelt bezahlen müssen. Die Bunyo's erwiederten auf unsere Klagen wegen Uebertheuerung sehr kaltblütig, dass Leute ihres Standes, wenn ihnen eine Sache gefiele, immer den geforderten Preis zahlten; das Dingen scheint gradezu unanständig zu sein, der vornehme Japaner bezahlt und verachtet den Krämer. Die europäischen Kaufleute in Yokuhama beklagten sich bitter über die Unzuverlässigkeit der japanischen, welche bei ihren Lieferungen nach Muster in den Ballen und Kisten gute, probehaltige Waare nur obenauf, inwendig aber lauter geringe zu packen pflegten; werden sie auf einer Betrügerei ertappt, so lachen sie, und begreifen nicht dass man zürnt. Das Ehrgefühl und die Scham der Rechtschaffenheit scheint diese Classe gar nicht zu kennen.

Ein merkwürdiger Schlag sind die Stallknechte, Betto's. — Die in Akabane ab- und zugehenden Mitglieder der Expedition mietheten, die beständig dort bleibenden kauften sich meist Pferde; zu jedem braucht man einen Betto, der für die Wartung sorgt und bei Ausflügen seinem Herrn voranläuft. So war denn unser Stallpersonal sehr zahlreich. Die Betto's sind muntere durchtriebene Burschen, sehr tüchtig in ihrem Dienst, aber schwer zu lenken, rechte Naturmenschen wie sie der Umgang mit Thieren zu erziehen pflegt, von prächtiger Gestalt, mit breitem Brustkasten und eisernen Muskeln, immer lustig und guter Dinge, voll Feuer und Frische. Bei unseren Ritten sprangen sie, es mochte noch so schnell gehen, immer in muthwilligen Sätzen voran, oft triefend und aufgelöst, doch immer lachend und jauchzend; es war ein prächtiger Anblick, besonders wenn sie, bei schnellem Laufen den Rock um die Lenden gürtend, mit nacktem Oberkörper und Schenkeln dahinrannten. Man sah Stellungen und Bewegungen, eine Entwickelung männlicher

Schwungkraft und Gewandtheit, zu denen unser tägliches Leben niemals Gelegenheit bietet. Der Betto muss beim Anhalten immer gleich bei der Hand sein, um den Pferden, die es in Japan so verlangen, die Mäuler auszuwaschen. — Zu Hause waren sie nicht viel werth: der Stall musste von unseren Leuten beaufsichtigt werden, sonst verjubelten die Betto's das Futtergeld: es gab fortwährend Zank und Aerger. Man war gezwungen die Zahltage für jeden anders zu legen, denn häufig verschwanden sie nach empfangener Löhnung auf einige Tage und Nächte ganz, trieben sich in den Schenken herum, und kamen nicht eher wieder bis Alles durchgebracht war, — sie sahen dann sehr hohläugig und verschwärmt aus, thaten reuig und demüthig, und schworen hoch und theuer sich bessern zu wollen. Die Betto's spielen, trinken und lieben das schöne Geschlecht, sind zu jedem Wagniss, zu jeder Schlägerei aufgelegt, aber ihrem Herrn unbedingt ergeben. Beim Antritt des Dienstes erhielt jeder einen Rock mit dem Namenszuge oder Wappen seines Gebieters auf dem Rücken; — sie thaten es nicht anders, identificirten sich dann aber auch ganz mit ihrem Ernährer. Sie haben ein lebhaftes Ehr- und Standesgefühl; glaubte einer sein Recht verletzt, so musste sein Herr ihm Genugthuung verschaffen, und wenn das nicht nach Wunsch geschah, gingen wohl alle seine Freunde mit ihm davon. So blieb der Stall oft ohne Bedienung. — Wie in Japan jeder Stand, selbst jede Verbindung von mehreren Menschen, so haben auch die Betto's ihr gemeinsames Oberhaupt, das schwere Abgaben von ihnen erhebt, für ihre Interessen und ihr Unterkommen sorgen, und sie, wie es heisst, in Zeiten der Dienstlosigkeit ernähren muss. In unserem Stall nahm der Stallknecht des Gesandten sogleich die Stellung eines »Ober-Betto« an und behauptete über seine Kameraden eine gewisse Autorität. Es scheint auch sehr feine Standesunterschiede unter ihnen zu geben. So geschah es dass Einer von uns seinen Betto wegen grosser Unlenksamkeit fortjagte, und einen anderen in Dienst nehmen wollte, der häufig mit den Miethpferden gekommen war und sich durch sein ruhiges und gesetztes Wesen vortheilhaft vor den anderen auszeichnete: da widersetzten sich aber alle übrigen; das sei ein »Akindo-Betto«, ein Kaufmannsstallknecht, mit dem sie nicht dienen könnten; auch er selbst gestand demüthig seine Incompetenz. — Da nun Kaufleute nicht reiten dürfen, so lieh man uns offenbar Packpferde: andere waren wohl auch in Yeddo nicht zu vermiethen.

Die Pferde sind klein und schlecht gebaut; sie gehen meist Pass und Galopp und nur ungern Trab, sind aber sehr geschickt im Klettern, wozu die steilen und abschüssigen Wege und die vielen Treppen überall Gelegenheit bieten. Man reitet nur Hengste und muss stets auf der Hut sein, denn fast alle sind bissig und greifen einander gern mit den Zähnen und Hufen an. Grosse Schwierigkeit machte in der ersten Zeit das Aufsteigen von der linken Seite, denn der Japaner setzt sich von der rechten zu Pferde; sie stellten sich oft ganz ungebehrdig beim Nahen der fremden Gestalten, bockten, schlugen und bissen wüthend um sich, und schüttelten Manchen schon auf dem Hofe wieder ab; — der Fall auf die harten Steine war nicht grade sanft, doch hatten diese Kämpfe für die Zuschauer viel Ergötzliches. Glücklich wer einen europäischen Sattel oder wenigstens Steigbügel besass, denn die einheimischen sind auf langen Ritten eine wahre Tortur. Die Japaner haben sich übrigens von den Vorzügen des englischen Sattels überzeugt, und schon zur Zeit unserer Anwesenheit begegnete man solchen in Yeddo, wie sie denn alles wirklich Practische gern annehmen. Bald nach dem Eintreffen des Herrn Harris in der Hauptstadt baten die Bunyo's, ihnen sein auf europäische Weise beschlagenes Pferd auf einige Stunden zu leihen, und es stellte sich heraus, dass sie den Beschlag kennen lernen und in Japan einführen wollten. Bisher band man den Pferden Strohschuhe um die Hufe, die auf allen Landstrassen zu haben sind, sich aber sehr schnell abnutzen; es ist eine volksthümliche Art die Entfernungen zu messen — nach den verbrauchten Strohschuhen.

Sehr genussreich und erfrischend waren unsere nachmittäglichen Spazierritte in die Umgegend. Man kann sich keine anmuthigere Landschaft denken, das Bild wechselt bei jedem Schritt. Das Terrrain ist hügelig und von vielen Thälern und Senkungen durchschnitten, die Höhen mit frischem, üppigem Grün, mit dem prächtigen Baumwuchs der Friedhöfe und Tempelgründe bedeckt; die Abhänge theils angebaut, theils mit Strauchwerk und Gehölzen sehr malerisch und anscheinend wild bewachsen, doch soll dies die japanische Art der Braache sein; wenn der Acker erschöpft ist, bepflanzt man ihn mit Bäumen zu Erziehung von Brenn- und Nutzholz. — Die Cultur selbst — mit Ausnahme der Reisfelder — ist malerisch wie bei uns in Gegenden des kleinen bäuerlichen Besitzes, nur die Vegetation unendlich reicher und üppiger. An jeder

besonders hübschen Stelle, bei jeder schönen Aussicht liegt ein Theehäuschen, wo der Japaner es sich im kühlen Schatten bei Thee und Tabak wohl sein lässt und mit Frau und Kind die Natur geniesst. Jede Bauernhütte hat ihr Blumengärtchen. Ueberall findet man Gehöfte, Dörfer und Tempel, überall Wasserreichthum und Anbau. Den Boden der flachen Thäler bedecken die Reispflanzungen, an abschüssigen Stellen werden andere Feldfrüchte und mancherlei Gemüse gebaut; die Aecker sind gepflegt wie Gartenbeete, kein Unkraut zu sehen. Der Dünger gährt in bedachten Gruben und wird auf Lastpferden in verschlossenen Fässern nach allen Richtungen geführt, in den flachen Gegenden auf schmalen Kanälen zu Boot fortgeschafft.

Die Landschaft ist nicht grossartig, aber sehr lieblich und heimlich, voll reizender Abwechselung: hier eine Bauernhütte im Bambusgehölz mit dem dichten, hellgrünen Graslaub, dort ladet ein schattiger Gang hochstrebender Cryptomerien nach der im grünen Bosket versteckten Mia — so heissen die Sinto-Tempel. Bald zieht sich der Weg durch Laubgehölze von heimischem Ansehn, bald reitet man zwischen Camelien-, Taxus- und Podocarpus-Hecken, zwischen Lorbeer, Myrthen und Azaleen hin; die zierliche Chamaerops excelsa — Japans einzige Palme — sieht verstohlen aus dichtem Gebüsch hervor. Die Flora ist unendlich formenreich, die Belaubung bald weich und durchsichtig, bald schwer und dicht, bald fahl und stumpf, bald frisch, glänzend und gesättigt, bald flaumig und fein gefiedert, bald breit und massig. Im September, wo sich der hier heimische Zuckerahorn und das Azaleenlaub dunkelpurpurroth färben, wird die Farbenpracht der Landschaft berauschend. Das wellige Terrain und die Mannichfaltigkeit des Anbaues erzeugt die schönsten Linien im Vorder- und Mittelgrunde, und in der Ferne erhebt der Fusiyama sein beschneites Haupt hoch über die vorliegenden Fakone-Berge.

Das Wetter war in der zweiten Hälfte des September regnerisch, die Luft aber weich und milde und die Beleuchtungen, wenn es schön wurde, ganz herrlich. Unsere Ritte gingen gewöhnlich nach der uns zunächst liegenden südlichen und westlichen Umgebung von Yeddo. Das bei Akabane fliessende Gewässer aufwärts verfolgend wendet sich der Weg bald in scharfem Winkel nach Süden; eine Strecke weit ziehen sich Häuserreihen an beiden Ufern hin, dahinter liegen Höhen mit abschüssigen Strassen. Die Ufer werden

immer grüner: aus den üppigen Laubmassen sehen Tempel und ländliche Wohnungen hervor, man kommt an den Grundstücken mehrerer Daïmio's vorbei, wo hinter den schwarzen Bretterzäunen die Soldaten auf schattigen Rasenplätzen exercieren und nach der Scheibe schiessen. Pfahlbrücken von gewölbtem Bau führen über das immer kleiner werdende Flüsschen; über eine derselben gewinnt man das jenseitige Ufer und tritt in einen von Bambus und dichtem Grün beschatteten Hohlweg. Es geht bergan, die enge Strasse bietet kaum Platz zum Ausweichen. Auf der Höhe liegen rechts und links im Grünen ländliche Theehäuser, deren halb verwilderte Anlagen sich nach dem jenseitigen Thalgrunde senken. Ein hoher rasenbedeckter Erdkegel — künstlich aufgeschüttet — den die Japaner den kleinen Fusiyama nennen, gewährt eine weite Aussicht nach Süden und Westen. Unten liegt ein ebenes, mit Reis bebautes Thal, durch das sich breite Wege schlängeln; jenseit steigt der Boden allmälich an. Heimische Strohdächer winken drüben aus frühlingsgrünem Bambusgefieder, aber der rothglühende Ahorn mahnt an den Herbst. Ein glitzender Bach rieselt durch das dichte Gebüsch, aus welchem hohe Gruppen dunkeler Cryptomerien und Tannen emporstreben. — Weiter erheben sich niedrige Hügelreihen mit Busch und Feld und herrlichen Waldprofilen, dahinter die Fakone-Berge und der grosse Fusiyama.

Der Weg führt abschüssig in das Thal hinab; drüben gelangt man wieder in enge Hohlwege, aus denen der Blick sich ab und zu auf die lieblichsten Gründe öffnet: überall liegen Bauernhäuser im Grünen zerstreut, und an hervorragenden Puncten ländliche Tempel und Friedhöfe: bemooste Grabsteine schimmern durch den tiefen duftigen Schatten des Gehölzes, wo Ephen und Immergrün den Boden decken. Hier und da steht ein Heiligenbild am Wege, der segnende Budda auf der Lotosblume, alterthümliche Bildsäulen aus Stein oder Bronze. Bei den grösseren Dörfern findet man imposante Tempelanlagen und Friedhöfe mit ehrwürdigen Riesenbäumen. — Aehnlich ist der Charakter der Landschaft im Nordwesten und Norden der Stadt, wellenförmiges wasserreiches Hügelland mit Busch und Feld in unerschöpflicher Abwechselung, reich bevölkert und angebaut.

Die Höhenzüge, welche im südlichen Theile von Yeddo das Meer berühren und hier nur einen schmalen Streifen flachen Uferlandes frei lassen, treten allmälich von der Küste zurück:

von ihren Abhängen geniesst man der köstlichsten Aussicht auf die reiche Ebene und den begrenzenden Golf. — Vom Landungsplatze der Fremden aus führt der Tokaïdo südlich eine Strecke am Meere entlang[11]): links liegt eine Reihe von Theebuden, wo Reisende sich vor dem Eintritt in die Hauptstadt zu erfrischen pflegen, rechts die Façaden einiger Yamaske's — darunter ein Palast des Fürsten von Satsuma, — und das Portal zum Tempel von Todžendži, dem Sitze der englischen Gesandtschaft. Eine dicht bevölkerte Vorstadt bedeckt den dahinter liegenden Höhenzug, dessen südlichen Ausläufer der Gotenyama bildet, wo die Regierung des Taïkūn im Jahre 1861 ein Terrain zum gemeinschaftlichen Bau der fremden Gesandtschaften angewiesen hatte. Die Nachbarschaft bewies sich dieser Abtretung feindlich: die Regierung ersuchte später die Fremden, dort nicht zu bauen, und wusste nicht zu verhindern, dass das schon halb fertige Gebäude der englischen Legation unterminirt und in die Luft gesprengt wurde. — Der Gotenyama tritt dicht an den Tokaïdo heran, so dass zu beiden Seiten der Strasse nur Raum für eine Häuserreihe bleibt; dies ist die übelberufene Vorstadt Sinagava, der Tummelplatz der ausschweifenden Jugend aus den höheren Ständen und das Rendezvous aller gefährlichen Subjecte der Hauptstadt. Alle Häuser sind hier zweistöckig, ihr Aeusseres wohlhabend und reinlich: man sieht in tiefe helle Corridore hinein, auf die sich ganze Reihen von Gemächern zu öffnen scheinen. Bei Tage ist Alles ruhig, aber Abends tönt Gesang und Saitenspiel vermischt mit dem wüsten Lärm wilder Gelage und Orgien aus den Häusern. Auch die Grossen von Yeddo sollen hier ihre Absteigequartiere haben, und begeben sich Abends »Naïbūn« mit kleinem Gefolge dahin. Zwischen ihren Trabanten veranlassen Eifersucht, Weinrausch und Spiel oft blutige Händel, und der friedliebende Bewohner thut wohl, diese Stadtviertel bei Abend zu meiden. Es kam besonders in dieser Gegend oft vor, dass sich Samraï's, Trabanten der Daïmio's, den Fremden mit Schmähungen und drohenden Gebehrden, die Hand am Schwerte in den Weg stellten; nicht nur Sinagava selbst, sondern die ganze Umgebung, die wir beim Spazierenreiten häufig zu passiren pflegten, war unsicher. Capitän Jachmann wurde am hellen Tage insultirt. Er ritt mit Lieutenant Berger und Assessor Sachse, beide von der Thetis, vom Landungsplatze der Fremden den Tokaïdo entlang nach

[11]) Blatt 2 der »Ansichten aus Japan, China und Siam« zeigt diesen Theil des Tokaïdo.

der englischen Gesandtschaft zu — unbewaffnet, wie wir Alle in der ersten Zeit unserer Anwesenheit zu gehen pflegten, — als plötzlich ein Reiter, mit geröthetem Gesicht und offenbar betrunken, ihm in den Weg sprengt. Die Herren Berger und Sachse waren etwa siebzig Schritte zurückgeblieben, und kamen in diesem Augenblick grade bei einem der zahlreichen Strassenthore an, wo sie gebeten wurden abzusteigen, und in das Bureau der Polizeiwache zu treten, — dort sassen schon drei der begleitenden Yakunine und rauchten Tabak. Vor dem Polizeihause entsteht ein Volksauflauf: der betrunkene Samraï reitet wie besessen hin und her, und als Capitän Jachmann seinen Weg fortsetzen will, greifen zwei Betto's in die Zügel des Pferdes und führen es ebenfalls nach dem Polizeihause, wo der Capitän absteigt und sich in die Thür des Gebäudes stellt. Der Reiter setzt über die niedrige Umzäunung und spornt sein Pferd grade in das Haus hinein, worauf der Polizeimeister, ein bedächtiger Herr, die Papierthüren vorschiebt, was nach dortigem Gebrauche respectirt zu werden scheint, denn der Feind entfernte sich. Einige Minuten darauf kamen aus dem naheliegenden Palais des Fürsten von Satsuma drei Reiter, welche die Strasse säuberten, die Herren einluden ihren Weg fortzusetzen, und sich dann höflich verabschiedeten. Die Mässigung der preussischen Officiere dem Betrunkenen gegenüber verdient die grösste Anerkennung, denn ein blutiges Rencontre, bei dem überdies durchaus keine Ehre zu holen war, hätte leicht zu Verwickelungen führen können die jede Möglichkeit des Vertrages abschnitten. Die anderen Gesandten und ihr Gefolge hatten ähnliche Auftritte mehrfach erlebt und klagten bitter über die Indolenz der begleitenden Yakunine, die, statt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, die Fremden immer zur Ignorirung solcher Belästigungen zu bewegen suchten. Das war, so lange es sich nur um die Drohungen Trunkener handelte, gewiss das Klügste: leider blieben sie aber auch bei ernstlichen Angriffen meist unthätig. — Graf Eulenburg richtete wegen dieser Begegnung eine Note an den japanischen Minister der Auswärtigen, worauf die Antwort erfolgte, dass die beiden schuldigen Yakunine »verurtheilt und arretirt«, die künftigen Begleiter aber zu grösserer Aufmerksamkeit angewiesen worden seien.

An Sinagava schliesst sich die Vorstadt Omagava: die Häuserreihen sind nur durch den Richtplatz unterbrochen, wo die Todesstrafe an schweren Verbrechern öffentlich vollstreckt wird. Der

Platz liegt dicht am Meere, ist mit hohem Grase bewachsen und mit struppigen Hecken umgeben; an den Grenzen stehen Gebetsäulen, wo die Verurtheilten ihre letzte Andacht verrichten.

Omagava zeichnet sich durch eine unglaubliche Menge von Spielzeugläden aus, hier müssen die Fabriken sein welche ganz Yeddo versorgen. Am Ausgange dieser Vorstadt liegt rechts am Wege der beliebte Theegarten von Megaske oder Omori, das Pflaumenhaus, dessen hübsche Aufwärterinnen grosse Freundschaft für die Fremden zeigten und besonders von den Officieren und Cadetten unserer Kriegsschiffe oft besucht wurden; sie waren sehr heiter und neugierig und lernten manche deutsche Redensart. Die fremden Gäste nahmen gewöhnlich in einem freundlichen Pavillon Platz, dessen Zimmer sich nach dem Garten öffnen; die vordere Wand war entfernt und man sass wie im Freien. Der Garten ist eine niedliche Anlage mit Goldfischteichen, kleinen Brücken, künstlichen Felsen und Zwergbäumen aller Art, Alles so sauber und geschniegelt wie die Mädchen selbst, die geschäftig hin- und hertrippelten, und Thee, Weintrauben und Eier herbeizubringen pflegten. Einige betrugen sich etwas ausgelassen, andere mit naiver Schüchternheit; im Ganzen war ihr Benehmen lebhaft und zuthulich, aber durchaus anständig und wohlerzogen. — In einem stillen Winkel des Gärtchens liegt unter schattigem Gebüsch eine kleine Mia, wo die artigen Bewohnerinnen ihre Andacht zu verrichten pflegen.

Omori ist etwa anderthalb deutsche Meilen von Akabane entfernt. Biegt man hier vom Tokaïdo rechts in die Reisfelder ein, so gelangt man bald in das Hügelland. Der Weg durch die Reisculturen ist beschwerlich zu reiten, er liegt auf den schmalen die sumpfigen Aecker durchkreuzenden Dämmen, welche in kurzen Entfernungen von engen Canälen geschnitten werden; die darüber führenden Brückenstege aus einer Steinplanke sind den Pferden besonders gefährlich, für Cavallerie wäre das Terrain ganz unzugänglich. Bei raschem Reiten in grosser Cavalcade plumpte fast jedes Mal Dieser oder Jener in den Morast; — man trabte Einer hinter dem Anderen, und wenn auch der Erste, der allein vor sich sehen konnte, noch so laut »Brücke« schrie und die Folgenden es wiederholten, so kam doch häufig die Warnung zu spät. Ernsten Schaden hat Niemand dabei genommen, aber für den Spott brauchte man nach dem Schmutzbade nicht zu sorgen.

Am Rande dieser Ebene liegt das Dorf IKEGAMI unter einer dicht bewachsenen Anhöhe. Oben steht zwischen mächtigen Bäumen ein grosser Tempel mit vielen Nebengebäuden und seitwärts davon das 'mehrstöckige Mausoleum eines TAÏKŪN mit anderen Grabmonumenten der Familie MINAMOTO; der Ort ist grün und schattig. Unten im Dorfe führt eine breite Strasse auf das erste am Fusse des Hügels gelegene Thor zu, daneben steht ein hoher inscribirter Denkstein und eine Gebetsäule. Man überschreitet eine Brücke und steigt dann die hohe von dichten Baumwipfeln beschattete Treppenflucht — mehrere hundert Stufen — zu dem zweistöckigen Hauptportal hinan, das sich auf einen breiten Platz öffnet. Die gegenüberliegende Seite nimmt der Tempel selbst ein, rechts und links liegen kleinere Gebäude von reicher Holzarchitectur, darunter das Glockenhaus, eine offene von geneigten Holzsäulen getragene Halle, in deren Mitte die reichverzierte Glocke hängt. Sie hat keinen Klöpfel, sondern wird vermittelst eines in wagerechter Schwebe an Ketten aufgehängten Holzbalkens angeschlagen, den man nach Art der antiken Mauerbrecher zurückzieht und dann loslässt; dieses Gerüst steht ausserhalb hinter dem Glockenhause. Auch kleinere Glocken werden in Japan mit hölzernem Hammer geschlagen, niemals mit metallenem Klöpfel; der so erzeugte Klang ist nicht so hell, aber voller, weicher und nachhaltiger als bei unseren Glocken.

Als wir den Tempelgrund von IKEGAMI zum ersten Male besuchten, eilten die Bonzen herbei und zogen Seile über die Wege zu den geheiligten Grabstätten, zeigten sich aber sonst freundlich und dienstfertig. Die ganze Dorfbevölkerung kam herauf, die Kinder stürzten sich auf die Seile der muschelförmigen Gongs über den Tempelthüren und begannen aus Leibeskräften zu läuten; der Jubel wollte kein Ende nehmen als der Gesandte blanke Metallknöpfe, welche die Japaner sehr lieben, unter die Menge auswarf. — Der Tempel selbst war verschlossen; hinter demselben liegt ein weitläufiges Gebäude, die Wohnung der zahlreichen Priester, welche bei späteren Besuchen viel zugänglicher wurden; doch bedurfte es einer besonderen Erlaubniss der Regierung, um hier photographiren und zeichnen zu dürfen. — Die dichten Gehölze der ausgedehnten Anlage bestehen aus Tannen, Cryptomerien und anderen Nadelhölzern; die hochstrebenden Stämme bilden düstere Alleen, aus denen man seitwärts im schattigen Gebüsch Grabmonumente von schönem Bronzeguss gewahrt; die Stimmung ist ernst und feierlich. Der

südliche Abhang der Höhe bietet reiche Aussichten auf das Dorf und die fruchtbare Ebene.

Von Ikegami gelangt man westlich über Hügelreihen nach einem kleinen Landsee, der sich im Herbst mit Tausenden wilder Enten bevölkert; auch hier und im weiten Umkreise von Yeddo darf ihnen Niemand nachstellen. Die Landschaft ist reich an gefiederter Staffage, namentlich Reihern und Kranichen, die bedächtig im Sumpfe der Reisfelder watend den Fröschen und Fischen lauern; im Winter treiben sich dort ganze Schaaren wilder Gänse herum, die Bauern sollen sie zuweilen mit Angeln fangen. — Am Landsee von Senzoko liegen wieder stattliche buddistische Tempel und gegenüber unter himmelhohen Cryptomerien versteckt eine bescheidene Mia, deren Gegenwart nur das rothe hölzerne Toori[12]) am Ufer verräth. Einige ländliche Theehäuser sind malerich an das Wasser gebaut, in dem sich von allen Seiten grüne Wipfel spiegeln, — der Ort hat etwas überaus liebliches und friedliches und wurde häufig das Ziel unserer Ritte. Der directe Weg nach Yeddo führt über das früher beschriebene Hügelland, durch Dörfer, Hohlwege und Bambusgehölze.

Am 28. September machten wir einen Ausflug nach dem nordwestlich von Yeddo gelegenen Dorfe Odsi, einem beliebten Vergnügungsort mit eleganten Theehäusern. Der Gesandte hatte dazu mehrere Officiere von den Schiffen eingeladen, so dass unsere Cavalcade mit zehn Jakuninen aus dreissig Reitern bestand. Es regnete am frühen Morgen, klärte sich aber auf, als wir gegen neun Uhr abritten; der Tag blieb nebelig mit gelegentlichen Sonnenblicken, die Luft war milde und angenehm. Hensken führte uns zunächst durch die südwestlichen Vorstädte und durch ländliche Gegenden, dann nach der westlichen Ecke des Soto-Siro, — das wir nach Norden durchschnitten, — und an den Palästen der 28. Septbr.

[12]) Toori heisst ein Portal aus zwei gegeneinander geneigten Säulen, die oben durch zwei Queerbalken verbunden sind. Man findet es bei den meisten japanischen Tempeln, bald gross, bald klein, von Holz, lackirt oder kupferbeschlagen, häufig auch von Stein. Zwischen den Queerbalken ist zuweilen eine Tafel mit dem Namen des Tempels angebracht. Die Form des Toori ist unveränderlich und durch hohes Alter sanctionirt; die geneigten Säulen, die Schweifung des oberen und die auch bei steinernen Portalen dieser Art vorkommenden Keile am unteren Queerbalken beweisen, dass ihre Form ursprünglich auf der Holzconstruction beruht. S. »Ansichten aus Japan, China und Siam« Blatt 1 und 5.

Fürsten von MITO und KAÑGA vorbei, die schon damals als die heftigsten Gegner des Fremdenverkehrs galten. Der Fürst von KAÑGA ist der reichste aller japanischen DAÏMIO's; er besitzt zwei von den 68 Provinzen des Reiches, und nach dem Staatskalender ein jährliches Einkommen von 1,202,700 KOK Reis, etwa fünf Millionen Thaler. — Sein Grundstück in YEDDO ist sehr ausgedehnt und liegt nördlich ausserhalb des SOTO-SIRO, nicht weit von dem grossen Confucius-Tempel, dem Sitze der Universität, wo im Hofe die Bildsäule des Weltweisen aufgestellt ist. Jeder Eintretende, selbst der TAÏKÛN, der nach der Sitte seiner Vorfahren diesen Tempel jährlich besucht, kniet davor nieder; ein gleiches Ansinnen wurde auch an den amerikanischen Minister-Residenten gestellt, der die Anstalt zu sehen wünschte, auf diese Bedingung aber von seinem Vorhaben abstand.

Unsere Cavalcade erregte in diesem von Fremden wenig besuchten Stadttheil grosses Aufsehn: ein vornehmer Japaner zu Pferde, der, als wir im raschen Tempo vorbeieilten, in Begleitung mehrerer Diener unversehens um die Ecke bog, erschrak bei dem unvermutheten Anblick dermaassen, dass er sein Pferd herumwarf und im Trabe davonritt. — Es ging nun durch lange, von Krämern und Ackerleuten bewohnte Vorstädte, dann durch Felder und Gärten nach dem Flecken SUME, wo wir nach zweistündigem Ritt von AKABANE bei dem Hause eines Kunstgärtners Halt machten. Der Garten war sehr niedlich angelegt, mit Wasserrinnen und Goldfischteichen wo Moose und Wasserpflanzen gezogen wurden, dazwischen künstliche Felsen mit Zwergbäumen aller Art [13]). Hunderte sorgfältig gepflegter Blumentöpfe standen theils im Freien, theils unter Schuppen und Strohbedachung, ganz wie bei uns. Die Aufnahme von Seiten des mit Herrn Heusken seit lange bekannten Besitzers war sehr zuvorkommend, die schönste Blume des Gartens aber seine Tochter, ein Mädchen von seltener Anmuth und Grazie. Einfach und häuslich gekleidet schien sie bei unserer Ankunft mit Gartenarbeit beschäftigt, die sie verliess um uns mit Thee zu bewirthen, und benahm sich dabei mit so bescheidenem freundlichen Anstande dass sich die ganze Gesellschaft gefesselt fühlte. — Von SUME aus brachte uns ein kurzer Ritt nach ODSI, wohin der Gesandte das Frühstück vorausgeschickt hatte.

[13]) Blatt 4 der »Ansichten aus Japan, China und Siam« zeigt einen japanischen Garten.

Das Fächerhaus — so hiess das von uns besuchte TŠA-YA — liegt an einem rauschenden Flüsschen, das hier in Cascaden aus einer engen grünen Schlucht hervorströmt. Die Häuser und Pavillons sind halb in das Wasser gebaut, gegenüber steigt die dichtbewachsene Thalwand steil empor: man sitzt über dem plätschernden Wässerchen kühl und schattig. Ein sorgfältig gehaltener Garten liegt neben dem Theehause, gegen dessen gepflegte reinliche Eleganz die meisten heimischen Vergnügungslocale nur gewöhnliche Kneipen sind. Das Ganze ist wie aus dem Ei geschält, mit Einschluss der hübschen Aufwärterinnen, welche die Fremden freundlich willkommen hiessen und in die besten Gemächer führten. Von Zierrathen sieht man auch hier wenig bis auf einige gemalte Wandschirme, aber Alles ist blank und geputzt, das Holzwerk sauber gefugt und geschliffen, die Matten fein und glänzend, die hellen Tapeten und Papierscheiben weiss und fleckenlos. Und doch hat diese Eleganz nichts Kaltes: man fühlt sich nicht in neuen sondern in gutgehaltenen Räumen, unter gesitteten Menschen wo Ordnung und Anstand walten. — Nach dem Frühstück machten wir einen Spaziergang nach dem ASKAYAMA, einer nahegelegenen Höhe wo ehemals ein Jagdschloss des TAÏKŪN gestanden haben soll, weshalb man sie noch heute nur zu Fuss betreten darf. Der flache Rücken ist angebaut, auf den Abhängen ragen hochstämmige Nadelbäume aus üppigem Gebüsch. Noch jetzt besucht der TAÏKŪN jährlich diesen Ort bei den grossen Reiherjagden. — Die Aussicht beherrscht die vom O-GAVA durchströmte fruchtbare Ebene nördlich von YEDDO. — Am westlichen Rande des Hügels liegt unter dichten Baumwipfeln ein einfacher Tempel, dessen Anlagen sich in die dahinter liegende grüne Schlucht hinabziehen; hier fällt ein frischer Quell von der beschatteten Felswand herab, der einen steinernen Götzen bespült. Wenn wir die YAKUNINE recht verstanden, so pflegen Japaner, die im Fächerhause des Guten zu viel gethan haben, hierher zu pilgern, um unter dem kühlen Born wieder nüchtern zu werden und zugleich ihre Andacht zu verrichten. Geebnete Gänge führen in die dichtbewachsene feuchte Schlucht, durch deren vielfache Krümmungen sich das eingeengte Gewässer mit hellem Rauschen den Weg bahnt. — Der Tempel soll von JYEYAS gestiftet, und nach dessen Tode seinem Andenken geweiht worden sein.

Der Ortsvorsteher machte auf diesem Spaziergange den Führer; wir kehrten durch Gemüsefelder und Gärten nach dem

Dorfe zurück, — das Läden mit allerlei Tand und Spielereien enthält, wie man sie bei heiterer Laune für Frauen und Kinder gern zu kaufen pflegt, — stiegen bald darauf zu Pferde und wandten uns östlich nach der Ebene des O-gava. Die schmalen Wege durch die Reisfelder waren durchweicht und schlüpferig: einige ungeübte Reiter maassen, vom Frühstück begeistert, die Länge ihrer Klepper im Schmutz, kamen aber ohne Schaden davon. — Wir überschritten den O-gava auf einer Pfahlbrücke, und erreichten dann, sein linkes Ufer auf breitem Feldwege stromabwärts verfolgend, nach fast zweistündigem Ritt die nördlichen Vorstädte des Hondžo. Man passirt hier abermals den Strom auf einer Brücke welche das Hondžo mit dem Stadtviertel Asaksa verbindet, wo wir gegen drei Uhr vor dem grossen Kuannon-Tempel von den Pferden stiegen.

Diese ist eine der grössten Tempelanlagen von Yeddo und zugleich ein berühmter Wallfahrtsort. Von der Strasse führt die breite Steinbahn durch ein mächtiges Toori grade auf das Hauptportal zu, ein grosses zweistöckiges Gebäude mit geschweiftem weit auskragendem Dachstuhl. Zu beiden Seiten des Durchganges sitzen in vergitterten Hallen die colossalen Geniengestalten des Feuers und des Wassers — als Symbole der Reinigung, — fratzenhaft verzerrte phantastische Schreckbilder, feuerroth gefärbt. Mit feinem dunkelrothem Lack ist auch alles Holzwerk dieses Gebäudes und des Haupttempels überzogen, bis zu welchem die Steinbahn sich in grader Richtung fortsetzt. An beiden Seiten derselben stehen auf der ganzen Strecke vom Eingangs-Toori bis zum Tempel zusammenhängende Reihen von Thee- und Jahrmarktsbuden, wo dem Pilger tausenderlei Waaren zu Kauf geboten werden, theils Hausrath und Bedürfnisse des täglichen Lebens, theils Spielzeug und Luxusartikel, denn es ist in Japan Sitte, seinen Freunden von der Reise etwas mitzubringen. Hier drängte sich eine dichte Volksmenge, die grossen Theils dem Inneren des Landes anzugehören schien und die nie gesehenen Fremden neugierig begaffte. Auch der Tempel, seine Zugänge und Treppen waren dicht mit Menschen besetzt, man schob sich mühsam durch das Gedränge.

Der Tempel selbst ist ein mächtiges Gebäude aus Holz mit schwerem dunkelem Ziegeldach, die Bauart massig und gedrungen. Der Estrich mag zwölf Fuss über dem Boden liegen: eine breite Treppenflucht führt zu dem dreifachen Eingange hinan. Das Innere bildet eine hohe, düstere, von roth lackirten Säulen getragene Halle,

welche ihr Licht nur durch die Haupt- und Nebenthüren erhält: riesenhafte Papierlaternen, deren jede mehrere Menschen bergen könnte, hangen von der Decke herab. Dem Haupteingang gegenüber erhebt sich ein vergoldetes Gitter durch welches der Altar mit den Götzenbildern sichtbar ist, — nur die Priester scheinen zu diesem Allerheiligsten Zutritt zu haben: — davor steht ein mächtiger Gotteskasten, wohl dreissig Fuss lang und halb so breit, und kaum eine Elle aus dem Fussboden hervorragend; die ganze obere Fläche ist offen, und weitläuftig mit hochkantigen Sparren vergittert, so dass Jeder auch vom Eingange aus mit Sicherheit über die Köpfe der Vornstehenden hineintreffen kann; denn das Gedränge ist im Tempel oft so gross, dass nur Wenige bis an das Heiligthum gelangen. Wir sahen Kupfermünzen aus allen Theilen des Gebäudes in den Gotteskasten fliegen, der die Mitte des Tempelraumes einnimmt und für die Priester gewiss dessen wesentlichster Theil ist. — In einigen Nebengemächern sind viele Gemälde und andere Votivsachen aufgehängt, unter denen eine Reihe von Bildnissen der berühmtesten Courtisanen von Yeddo besonders auffallen muss; sie gelten als Schutzheilige gefallener Schönheit. Ein anderes ziemlich hoch gehängtes Gemälde war mit lauter kleinen weissen Puncten bedeckt, und es stellte sich heraus dass dies Papierkugeln seien, gekaute Gebetformeln welche die Andächtigen da hinaufgeblasen hatten. — An den Säulen und Wänden sitzen kahlgeschorene Bonzen mit feisten ausdruckslosen Gesichtern, Heiligenbilder und Gebetbücher aller Art verkaufend: sie treiben einen einträglichen Ablasshandel und üben grossen Einfluss auf die niederen Classen, stehen aber bei allen Gebildeten in tiefer Verachtung, denn der heutige japanische Buddismus ist nur noch ein verworrenes Gewebe abergläubischer Gebräuche und todter Formen, und die Bonzen thun ihr Möglichstes um das Volk in Dunkel und Unwissenheit zu erhalten; die herrschenden Stände aber sehen, so sehr sie für sich selbst nach Aufklärung streben, die Verdummung des Volkes für nothwendig zur Erhaltung der alten Staatsverfassung an. Der Buddismus gilt überdies als die beste Schutzwehr gegen das Christenthum und wurde deshalb im siebzehnten Jahrhundert zur Staatsreligion erhoben.

So viel wir herausbringen konnten, ist der Tempel von Asaksa der Mutter des Budda geweiht, sein voller Namen O-Kuannon-Sama, d. h. »der grosse Herr Kuannon«. Dieser Ausdruck aber bedeutet nach dem Zeugniss gelehrter Sprachforscher »die Menschen

erhörende Gottheit«, — es soll in Japan 33 Wallfahrtsorte dieses Namens geben, Tempel erlösender Fürbitte, welche sämmtlich besucht zu haben den japanischen Frommen als grosses Verdienst gilt. — Bei dem Tempel von Asaksa soll ein milchweisses Pferd unterhalten und täglich zu dem Bilde der Gottheit geführt werden: die Bonzen fragen dann ob sie ausreiten will und führen es wieder in den Stall. — Seitwärts von dem Zugange erhebt sich eine hohe thurmartige Pagode mit mehreren weit auskragenden Dachetagen.

Der Tempel selbst steht ganz frei auf einem grossen ebenen Platz, wo unter Bäumen Schaubuden aller Art aufgeschlagen sind. Da giebt es Jongleure, Menagerieen, Theater und Puppenspiele, unter Anderen auch ein grosses Wachsfigurencabinet das selbst bei uns Aufsehn machen würde. Die Anordnung war vortrefflich: ein grosses viereckiges Gebäude, in welchem der äusseren Wand zunächst ein nicht allzu breiter Gang für die Beschauer frei blieb: man sah von dort in lauter einzelne, nach vorn offene Gemächer hinein, deren jedes eine Gruppe oder Scene aus dem häuslichen Leben enthielt: — der Blick umfasste immer nur eine dieser Abtheilungen und wurde durch nichts gestört. Die Figuren waren von solcher Lebendigkeit und Treue in Stellung und Ausdruck, dass selbst das geübte Auge im ersten Augenblick die Wirklichkeit, lebende Bilder vor sich zu sehen glaubte. Da war ein altes Pärchen das sich in Saki gütlich gethan hatte, mit seelenvergnügtem lallendem Ausdruck, ein anderes Ehepaar das sich raufte, und viele ähnliche Scenen mit frappantester Darstellung der Affecte. Zarte Schönheit nachzubilden hatte man mit weisem Verständniss des Vermögens dieser Technik nicht versucht, es war lauter »Genre«. Als Hauptstück der Schaustellung schien ein Bild der Geisteraustreibung in der Neujahrsnacht zu gelten, einer altjapanischen Sitte, die heut noch selbst in den vornehmsten Häusern streng gehalten werden soll: der Hausherr geht in allen Gemächern herum und wirft Bohnen aus, worauf die bösen Geister entweichen. Sie waren hier halb thierisch gebildet, mit rothem behaartem Körper, Krallen und Hörnern, und flohen entsetzt nach allen Richtungen. Man begegnet dieser Darstellung in vielen japanischen Bilderbüchern. Im kaiserlichen Palast soll der erste Minister die Ceremonie vollziehen.

In einer anderen Bude sind lauter Greuel, Schrecknisse und Gespensterspuk nachgebildet und zwar manche Scenen mit so grässlicher Naturwahrheit dass Jeder unwillkührlich zurückschaudert

Rechts vom Eingang tritt man auf modernden Brettern über eine sumpfige Stelle, in der ein verwesender Leichnam steckt; das hohläugige Gerippe — kein wirkliches — liegt unter Schlamm und Pflanzenresten halb verborgen, so dass die Phantasie noch mehr als das Auge sieht, und um den Blick recht hinzulenken scharrt und pickt ein lebendiger Rabe daran herum. Es ist nur ein schmaler Durchgang, nach dem Innern des Gebäudes dunkel, nach aussen von einem Bretterzaun geschlossen, — so dass durch die von der Seite hineinreichenden Baumzweige der Himmel glänzt, — und so unheimlich und natürlich decorirt, dass man die Schaubude ganz vergisst. — In dem nächsten Raum hing ein Gekreuzigter mit dem Messer in der Brust, dann kam ein Galgen mit blutigem Haupt, ferner Spukscenen, wo durch Beleuchtung und grausenhafte Gestalten das Mögliche in entsetzlichen Wirkungen geleistet war. Hier bewegten sich einzelne Figuren: Gespenster stiegen aus alten Tonnen und guckten über Zäune, auch Katzen und anderes nächtliche Gethier spielten mit. — Man musste das raffinirte Studium des Grässlichen in der Natur und der menschlichen Einbildungskraft bewundern. Einen komischen Eindruck dagegen machte die auf einer kleinen Bühne gespielte Schlussscene: zwei Schatzgräber oder Diebe bringen eine Kiste, aus der ein humoristisches Gespenst hervorsteigt um jene mit possenhaftem Spuk zu peinigen.

An der einen Seite des freien Platzes steht eine Reihe eleganter Schiessbuden. Die Vorderseite ist offen; dort sitzt der Eigenthümer auf der Matte mit einer Reihe zierlich gearbeiteter Miniaturbogen und Pfeile vor sich. Im Grunde des Gemaches sind vor einer Drapirung Holzscheiben von der Grösse eines Thalers und etwas grössere aufgehängt; die vorn breiten Pfeile prallen mit hellem Klang davon ab. Einige von uns bemühten sich vergebens die Ziele zu treffen, aber der Eigenthümer schoss, dazu aufgefordert, lächelnd und ohne sich von seinem Platze zu rühren ein Dutzend Pfeile hintereinander auf die thalergrosse Scheibe. Es sah aus wie ein magnetisches Kunststück, denn der Schütze schien nicht einmal zu zielen, sondern legte nachlässig und fast ohne hinzusehen einen Pfeil nach dem anderen auf die Sehne.

Der bunte Jahrmarkt des Kuannon-Tempels ist sehr anziehend und bot bei jedem späteren Besuche neue Unterhaltung; er scheint das ganze Jahr durch zu währen und ein Hauptvergnügungsort für die Bewohner der Hauptstadt zu sein. Bunte Gruppen

beleben die schattigen Plätze, geputzte Frauen und Kinder wandeln die bunten Buden entlang, oder füttern Hühner und Tauben, die hier zur Belustigung des Volkes in grossen Schwärmen gehalten werden; überall sitzen Verkäuferinnen mit wohlfeilem Futter.

Wir zogen uns endlich, des Getreibes müde, in einen am Rande des Grundstückes gelegenen Theegarten zurück, dessen hübsche Anlagen einen weiten Blick auf das freie Feld bieten, — denn man befindet sich hier am nördlichen Rande der Stadt. Mit diesem Theehause ist eine Kunstgärtnerei verbunden, in welcher damals unter anderen schönen Topfgewächsen ein Baumfarren von vier Fuss Höhe zum Verkauf stand. — Unsere BETTO's gingen von ASAKSA aus mit den Pferden zurück; wir selbst setzten uns bei der Brücke in Boote und fuhren den O-GAVA hinunter. Die Boote sind bedeckt und wie alles Japanische von der saubersten, ja von zierlicher Arbeit; sie haben keinen Anstrich sondern die natürliche helle Holzfarbe, und sind mit Streifen und Buckeln von Kupfer sauber gefugt, die im Wasser gehenden Theile aber schwarz gebrannt. Die Ruder haben an der Stelle, wo sie auf dem Pflock liegen, eine leichte Biegung, und werden von den stehenden Ruderern hin- und herbewegt, aber niemals aus dem Wasser gezogen, was einen schnellen und gleichmässigen Lauf erzeugt. Die Bauart dieser Boote wird von den Seeleuten sehr gerühmt: sie haben einen flachen Boden, sollen trotzdem aber schnell und sicher sein, was man den japanischen Dschunken eben nicht nachrühmen kann. Letztere müssen seit dem Verbot nach dem Auslande zu fahren alle nach Vorschrift mit offenem Hintertheil gebaut werden: sie haben nur einen unmerklichen Kiel, können die hohe See nicht halten und sind nur zu Küstenfahrten tauglich, wo denn bei schlechtem Wetter gleich ein schützender Hafen gesucht wird. Ihre Gestalt ist plump und alterthümlich, mit hohem Hintertheil und abschüssigem Verdeck; in der Mitte steht der Hauptmast mit einem einzigen grossen Segel, das aus mehreren senkrecht laufenden Bahnen schweren Baumwollenzeuges zusammengeschnürt ist: die Luft streicht frei durch die Zwischenräume. Statt wie die westlichen Nationen ihre Segel von oben zu reffen kürzen die Japaner sie von der Seite durch Entfernung eines oder mehrerer Streifen. Gebläht sieht solch Segel recht malerisch, etwas steppdeckenartig aus; im Hafen wird es mit Strohmatten umwickelt. Das Steuerruder ist sehr plump, hängt in Seilen und kann aus dem Wasser gehoben werden. Die Dschunken

werden so wenig angestrichen als kleinere Schiffe, sehen aber trotzdem immer reinlich und neu aus: man findet kaum ein verwittertes Fahrzeug.

Wir glitten sanft den Strom hinab, unter den vier grossen immer sehr belebten Brücken hindurch: der Verkehr auf dem Fluss scheint unbedeutend zu sein. Seine Ufer sind streckenweise mit breiten Quais gesäumt; am westlichen liegen, recht in das Wasser hineingebaut, viele Waarenspeicher und feuerfeste Packhäuser. — Am Ausflusse des O-gava ankerten bei dem Marine-Arsenal zahlreiche Dschunken. Die Fahrt wandte sich nun rechts dem Seeufer entlang, an grünen Batterieen und dem Sommersitze des Taïkūn vorbei, dessen Gärten hinter Rasenwällen versteckt liegen. Weiterhin bogen die Boote in einen Einschnitt ein, wo uns am Landungsplatze die Pferde erwarteten und schnell zum späten Mittagsmal nach Akabane trugen.

Ein anderes Mal ritten wir nach Gobiako-Lakan, dem Tempel der fünfhundert Bildsäulen, welcher jenseit des O-gava in einem abgelegenen Theile des Hondžo liegt. Der Weg führt zuerst durch das Handelsquartier, dann über eine der grossen Pfahlbrücken. Die Strassen des Hondžo sind weniger belebt als die der gegenüberliegenden Stadttheile; man kommt an grossen Holzplätzen vorbei, dann auf ganz unbebaute Strecken, wo die Strassen nur abgesteckt sind und der Blick in weite Ferne schweift. Gobiako-Lakan liegt so zu sagen auf freiem Felde. Der Haupttempel ist durch ein Erdbeben arg zusammengerüttelt und alle Bretter so kreuz und queer durcheinandergeschoben, dass man kaum begreift, wie sich der Bau noch aufrecht hält: die Aufstellung der fünfhundert Buddabilder in einem anderen Gebäude scheint nur provisorisch zu sein. Man tritt in eine schmale Gallerie, die, nach dem Inneren des Gebäudes offen, sanft ansteigend an den Wänden hinführt. Hier stehen die Bildsäulen mit dem Rücken gegen die Mauer: sie sind meist vergoldet, von Holz oder Bronze, unter Lebensgrösse, und stellen den indischen Gott in allen möglichen Eigenschaften und Situationen dar. Manche sind vielarmig, die Hände halten dann jede ein besonderes Symbol seiner Macht oder Thätigkeit. Von der ernsten plastischen Schönheit der älteren japanischen Bronzestatuen des Budda findet sich in diesen Bildwerken wenig: sie sind geschickt gearbeitet, aber von geringem Kunstwerth. — In einer Ecke des Tempelhofes steht das geräumige Wohnhaus der Bonzen, wo wir

freundlich aufgenommen und mit Thee bewirthet wurden: wir sassen umgeben von einem dichten Menschenhaufen, der sich allmälich aus der Nachbarschaft angesammelt und bis in die Zimmer gedrängt hatte. Es erregte hier grosses Gelächter, als wir die Pferde von der linken Seite bestiegen. Der Rückweg wurde in der Dämmerung zurückgelegt, und der Tokaïdo war so voll dass man nur Schritt reiten konnte.

Ein anderer Tempel im nördlichen Theile des Hondžo ist durch seinen Eingang merkwürdig. Man tritt durch das Portal in einen viereckigen Vorhof, dessen Areal ein Wasserbassin fast ganz ausfüllt: darin liegen im Radius der ganzen Anlage zwei Inselchen, durch Brücken mit einander und mit den Ufern verbunden. Der grade Weg nach dem Tempel liegt über diese Brücken, von denen die äusseren so hoch gewölbt sind, dass man nur darüber klettern kann: der gezimmerte Brückenbogen bildet einen vollständigen Halbkreis. Glücklicherweise für Solche, die Turnübungen nicht lieben, führt ein schmaler Gang längs den Seiten des Hofes um das Bassin herum. — Die Bonzen und die zugeströmte Bevölkerung waren auch in diesem von Fremden noch nicht besuchten Tempel sehr neugierig und höflich.

So verstrich die zweite Hälfte des September; der Gesandte verkehrte viel mit den Herren Harris und de Bellecourt, welche im Stande waren mancherlei Aufschlüsse über das Land und seine Zustände zu geben. Heusken begleitete den Grafen Eulenburg täglich auf seinen Spazierritten und blieb dann gewöhnlich zu Tisch und den Abend über in Akabane. Auch der Umgang des Abbé Girard, eines viel gereisten kenntnissreichen Mannes, der lange auf den Liu-kiu-Inseln gelebt und sich mit dem Studium des Japanischen beschäftigt hatte, war sehr lehrreich und erfreulich. Wir fanden bei den Vertretern von Frankreich und Amerika erwünschte Gelegenheit, durch Anschauung der von ihnen gesammelten kunstreichen Arbeiten und Landesproducte unsere Kenntnisse zu erweitern: sie bewirtheten die preussische Gesandtschaft mehrfach in ihren Tempeln. Der Koch des Herrn von Bellecourt, ein Chinese, hätte sein Glück in Paris machen können, und die heitere Laune des Wirthes, der seine Verbannung aus dem schönen Frankreich mit jovialer Schwermuth trug, erhob das Gastmal zu einem wahren Feste. — Bei einem von Herrn Harris gegebenen Frühstück producirten sich Jongleure, welche das Unglaubliche und Unbegreifliche

leisteten. Besonders anziehend sind ihre Kreisel- und Schmetterlingsspiele: bei letzterem lässt der Jongleur zwei durch einen Seidenfaden verbundene Stückchen Papier durch die Bewegungen seines Fächers das Flattern und Spielen zweier Schmetterlinge so täuschend nachahmen, dass man es wirklich zu sehen glaubt; ein sehr anmuthiges Kunststück, das sich bei stiller Luft auch im Freien ausführen lässt und dann gewöhnlich damit schliesst, dass einer der Schmetterlinge hoch in die Luft gejagt wird und sich, langsam herabsinkend, auf eine von dem Jongleur gehaltene Blume niederlässt. Die Kreiselspiele erfordern einen grösseren Apparat, sind aber sehr künstlich und sinnreich erfunden: der Jongleur lässt den Kreisel von der Hand über den Arm, über Schultern und Rücken bis in die andere Hand hinablaufen und mit unglaublicher Geschicklichkeit die wundersamsten Sprünge vollführen.

Unterdessen wurden die Aussichten auf den Vertrag wenig besser: die Regierung fuhr fort die fremden Vertreter zu versichern, dass sie jetzt keine weiteren Handelstractate abschliessen könne. Die am 21. September eintreffende Nachricht von der Einnahme der Taku-Forts und Tientsin's durch die englisch-französische Armee machte gar keinen Eindruck: offenbar wirkte das Schreckbild eines auswärtigen Krieges nicht mehr wie früher, die Regierung des Taïkūn fürchtete wahrscheinlich einen Aufstand der Daïmio's mehr als alles Andere. Graf Eulenburg hatte die Bunyo's bei ihrem Besuche am achtzehnten ernstlich aufgefordert, ihm den definitiven Bescheid der Minister bald mitzutheilen; sie erschienen schon am einundzwanzigsten wieder in Akabane, sagten, eine schriftliche Instruction in der Hand, nochmals alle schon zum Ueberdruss wiederholten Argumente her, um den Gesandten von der Unmöglichkeit des Vertragsabschlusses im gegenwärtigen Moment zu überzeugen, und äusserten schliesslich die Bitte irgend ein Auskunftsmittel zu finden, welches die japanische Regierung der unangenehmen Nothwendigkeit enthöbe, die Anträge des Gesandten zurückzuweisen. Graf Eulenburg hatte in der Unterhaltung am achtzehnten, um sich der asiatischen Auffassung anzupassen, ein Gleichniss gebraucht: Vier Personen hätten mit einer fünften Freundschaft geschlossen, und diese erkläre ihnen, dass sie gern auch noch mit anderen anständigen Leuten Bekanntschaft machen würde. Die vier Freunde erzählten das einer anderen Person, und versprächen entgegenkommende Aufnahme, wenn sie

ein Freundschaftsverhältniss mit jener fünften suchen wolle. Der Antrag werde demgemäss gemacht, aber zurückgewiesen, — ob das nicht eine offenbare Kränkung, eine Beleidigung auch für die anderen Freunde sei? — Die vier Personen stellten Amerika, England, Frankreich, Russland vor, die fünfte Japan, die sechste Preussen u. s. w. Dieses Gleichniss nahmen die Bunyo's jetzt wieder auf und behandelten es mit ausschweifender Breite während einer ganzen Stunde. Sie gaben dem Gesandten Recht, so wie er es hingestellt habe; wenn aber die fünfte Person krank sei und die sechste wissen lasse, sie könne sie vor der Hand nicht empfangen, ihr Besuch und nähere Bekanntschaft werde aber erwünscht und angenehm sein, sobald sie wieder genesen, — dann verlöre die Zurückweisung alles Beleidigende, und die sechste Person würde grausam sein, wenn sie die fünfte in ihrer Krankheit belästigte und ihr Schaden brächte um sich Eingang zu verschaffen. Der Gesandte erwiederte scherzhaft, die fünfte Person scheine nach ihrer Auffassung durch den Umgang der vier anderen krank geworden, und ob ihm wohl gestattet sei den Gesandten der Vertragsmächte mitzutheilen, dass Japan sich durch ihre Berührung angesteckt glaube: dagegen remonstrirten sie lebhaft, »die Krankheit Japans habe sich nicht durch Ansteckung, sondern aus seinem Inneren entwickelt, sei aber deshalb nicht minder bedenklich«.

Die ganze Unterredung blieb ohne Resultat, und da die Bunyo's nur des Ministers Werkzeuge und ihre Ueberzeugungen in der Sache von gar keinem Gewicht waren, so beschloss der Gesandte sich weiter keine Mühe mit ihnen zu geben, und erklärte, zwar ihren Besuch zu jeder Zeit gern empfangen, über geschäftliche Dinge aber nicht mehr mit ihnen reden zu wollen, bis sie mit Vollmachten zu den Vertragsverhandlungen versehen wären: es sei eine neue Besprechung mit dem Minister nothwendig. Die Bunyo's versprachen nach den gewöhnlichen Redensarten, — dass ihr Chef sehr beschäftigt und dass in den nächsten Tagen wieder ein Fest sei, — dem Minister Vortrag halten und die Botschaft des Gesandten überbringen zu wollen. — Sie griffen, sichtlich vergnügt dass die geschäftliche Unterredung beendet war, zum Champagnerglase und Gebäck, von welchem wieder ein Theil in ihre Aermel wanderte. Besonders der gute Sakaï strich sich behaglich den Bauch und that viele neugierige Fragen nach unseren Vornamen, unserem Alter. Den Namen Bunsen aussprechend meinten sie lachend, so hiessen

bei ihnen die Gelehrten (Bonzen). Das Alter riethen sie immer zu jung, — die Japaner sehen im Verhältniss viel älter aus. Sakaï war 43, Hori-Oribe 41, Moriyama nur 38 Jahre alt. Letzterer behauptete, die vielen »Sachen«, Geschäfte hätten ihn so alt gemacht.

Am vierundzwanzigsten erschienen die Bunyo's wieder, um anzusagen, dass der Minister den Gesandten erst am 4. October empfangen könne. Im Laufe des Gespräches ersuchte sie Graf Eulenburg, unseren Naturforschern den Umgang mit den japanischen Gelehrten zu ermöglichen, da beide Theile durch den Austausch ihrer Kenntnisse viel gewinnen könnten; sie lehnten das aber mit der bescheidenen Entschuldigung ab, dass ihre Naturkundigen durchaus nicht auf gleicher Stufe mit den europäischen ständen: in Yeddo gäbe es überhaupt nur Dilettanten, die Männer von Fach seien in den Provinzen bei den Bergwerken u. s. w. angestellt. Die Frage des Gesandten, ob Humboldt's Namen in Japan bekannt sei, verneinten die Bunyo's, schrieben ihn aber sogleich mit Hinzufügung von Notizen auf und lernten ihn aussprechen. — Als das Gespräch auf unsere häufigen Ritte kam, erzählte Sakaï, dass sie selbst in ihren Gärten spazieren ritten und sich auf der Strasse nur bei Feuersgefahr zu Pferde setzten, zuweilen auch, wenn sie grosse Eile hätten, bei weiten Excursionen: übrigens erlaubten ihnen die Amtsgeschäfte nicht sich aus Yeddo zu entfernen, sie lebten jahraus jahrein in der Stadt. Nach dem Durchschnittspreise eines guten Reitpferdes gefragt wussten sie darüber nichts zu sagen: wenn ein vornehmer Mann Gefallen an einem Pferde finde, so zahle er was man ihm abfordere. —

Wenige Tage nach dem Besuche der Bunyo's hatte der amerikanische Minister-Resident eine Unterredung mit Ando-Tsussima-no-Kami, welcher sich bereit erklärte der preussischen Regierung ein schriftliches Versprechen zu geben, dass der Vertrag mit ihr geschlossen werden solle, sobald die öffentliche Meinung sich beruhigt hätte. Von dieser Zusage bis zum wirklichen Eingehen auf Unterhandlungen war nur ein kleiner Schritt, zu dem sich die japanische Regierung bald möchte entschlossen haben, wenn sie nicht kurz zuvor dem englischen Gesandten versprochen hätte auch mit der Schweiz und Belgien abzuschliessen, sobald irgend einem anderen Staate Zugeständnisse gemacht würden. Die englische Regierung hatte die Anträge dieser Mächte durch ihren Gesandten unterstützt, aber nicht durchgesetzt; es war das erste Mal, dass

Japan derartige Zumuthungen westlicher Mächte mit Erfolg zurückwies; nun standen ihr aber diese beiden Tractate als unumgängliche Folge des preussischen wie Schreckbilder vor Augen und diese Aussicht bestärkte sie offenbar in ihrem zähen Widerstande.

Am 1. October liess der Minister des Auswärtigen den Gesandten ersuchen, schon am folgenden Tage, statt am 4. October, zu ihm zu kommen und nur ein kleines Gefolge mitzubringen, das bei der Conferenz gegenwärtig sein könne; er bat ferner dass unsere Flagge vor dem Palais bleiben und nicht, wie das erste Mal, in den Vorhof gebracht werden möge: das sei gegen den japanischen Gebrauch, dem sich die anderen Gesandten bisher gefügt hätten. Der grade in Akabane anwesende Herr von Bellecourt bestätigte diese Aussage, und so liess der Gesandte dem Minister entbieten, dass er seine Wünsche erfüllen werde.

2. Octbr. Der Empfang war ähnlich wie das erste Mal. Draussen vor dem Palais standen längs der ganzen Ausdehnung der Strassenfront gleichgekleidete Hausofficianten mit weissen Stäben in abgemessenen Entfernungen. Am Portal empfing Moriyama, im Vorzimmer die Bunyo's. Bei Ando-Tsus-sima-no-Kami fand der Gesandte wieder den ihm von der ersten Conferenz bekannten Staatsrath aus der Versammlung der »Jungen alten Männer«. Der andere Minister Wakisaka-Nakatsukasa-no-Tayun, hiess es, sei noch immer krank; nach der Ansicht der Europäer war derselbe in Ungnade gefallen.

Die Conferenz dauerte drei Stunden: der Minister war in seinem Wesen weniger förmlich und zurückhaltend als das erste Mal und wiederholte mehrfach das Anerbieten eines schriftlichen Versprechens, liess sich aber zu keinem weiteren Zugeständniss bewegen. Die alten Argumente wurden abermals aufgetischt: die Nachtheile, welche die Verträge bisher dem Lande gebracht hätten, die dadurch herbeigeführte Aufregung im Volke, welche besonders seit Abschluss des Vertrages mit Portugal hervorgetreten wäre, die Unmöglichkeit so viele Millionen in kurzer Zeit von den künftigen Vortheilen des Fremdenverkehrs zu überzeugen. Als Graf Eulenburg dem Minister die in den Additional-Artikeln vom 30. Januar 1856 und in einem amtlichen Schreiben des folgenden Jahres gegebenen Versicherungen vorhielt, dass dem Eingehen von Verträgen mit anderen Nationen und selbst mit Portugal kein Hinderniss im Wege stehe, wurden diese Documente herbeigeholt. Ando-Tsus-sima aber

erklärte, dass alle Bestimmungen dieser Convention durch den Abschluss der späteren Verträge ausser Kraft gesetzt wären. Auch seine eigene mündliche Zusage an Herrn Harris, mit Preussen abzuschliessen, sei nur eine ganz allgemeine gewesen: die Regierung weigere sich auch durchaus nicht in Vertragsverhältnisse zu treten, sei im Gegentheil bereit zu einem schriftlichen Versprechen, könne aber unmöglich im gegenwärtigen Augenblick weiter gehen und müsse auf dieser Antwort beharren. Im Eifer des Gespräches ergriff Ando-Tsus-sima den vor ihm stehenden Feuerbecher, — ein zum Rauchapparat der Japaner gehöriges Geräth von Bronze, in welchem unter feiner Asche eine Kohle zum Anzünden der Pfeifen stundenlang fortglimmt, — und sagte, Japan sei wie dieser Becher: das Feuer im Inneren glühe fort und fort und verzehre den Inhalt, äussere Flammen aber könnten dem Gefässe und seinem Inhalt keinen Schaden thun. Das innere Feuer drückte »die öffentliche Meinung« aus, die äusseren Flammen das Andringen der fremden Mächte, — Krieg. Dies war in der That der richtige Ausdruck für die Anschauung der Regierung: die Furcht vor Verwickelungen mit dem Auslande hatte sich gelegt, man glaubte selbst ausgesprochenen Drohungen nicht mehr, da sie niemals von thätigen Aeusserungen der Macht begleitet wurden, da ferner eine Depesche vom englischen Minister des Auswärtigen in die Oeffentlichkeit gelangt war, in welcher der brittische Gesandte wegen der Androhung kriegerischer Maassregeln einen Verweis erhielt. Das Gefühl überrumpelt worden zu sein machte die japanische Regierung jetzt doppelt zähe, und die frühere Nachgiebigkeit schlug in starre Zurückhaltung um. Man suchte sich auch den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen, und fand in dem Benehmen der fremden Ansiedeler, in der Vertheuerung der Lebensmittel und der politischen Aufregung alle Veranlassung dazu. Der Minister sprach in seinem Gleichniss ganz deutlich aus, dass er sich vor äusseren Zerwürfnissen nicht fürchte. Dass aber seine Besorgniss vor gefährlichen inneren Spaltungen nicht unbegründet war, haben die neuesten Ereignisse deutlich bewiesen. Ando-Tsus-sima selbst wurde später — im Januar 1862 — wegen seines gemässigten Auftretens gegen die Fremden von acht fanatischen Bravo's auf der Strasse angefallen; es gelang ihm glücklicher Weise aus dem Norimon zu springen und sein Schwert zu ziehen, er erhielt aber im Handgemenge kämpfend einen Hieb in das Gesicht und einen Lanzenstich in den Rücken, der nahezu tödtlich geworden

wäre, — und durfte bald darauf sein gefährliches Amt niederlegen[14]. — Zur Zeit unserer Anwesenheit ahnte wohl Niemand dass die Sachen so ständen: die fremden Vertreter wollten noch immer nicht an die Gefahr innerer Zerwürfnisse glauben und schoben in jenem Augenblick den starren Widerstand des Ministers zum Theil auf die neuesten Nachrichten aus China. Dort hatte man den Krieg durch die Einnahme von Tientsin und den Taku-Forts beendet geglaubt, als die Chinesen Verrath übten und man den Feldzug von neuem beginnen musste. Möglich dass die japanische Regierung von dieser Lage der Dinge unterrichtet war und an dem Unterliegen der Verbündeten noch nicht verzweifelte.

Der Gesandte wies jedes Anerbieten formeller schriftlicher Versprechungen als politisch werthlos zurück, und schützte endlich, um nicht zu einem ungünstigen Abschluss zu gelangen, Ermüdung vor, mit dem Erbieten, dem Minister seine Entgegnungen schriftlich zugehen zu lassen, um dann auf Grund derselben weiter mündlich zu verhandeln. Ando-Tsus-sima wollte wieder einwenden, dass er zu häufigen Conferenzen zu beschäftigt sei und sein letztes Wort gesprochen habe: Graf Eulenburg bewies ihm aber, dass mit dem Amte eines Ministers des Auswärtigen die Verpflichtung verbunden sei, den fremden Gesandten Rede zu stehen, worauf sich Jener bequemte ihm eine abermalige Zusammenkunft zuzusagen.

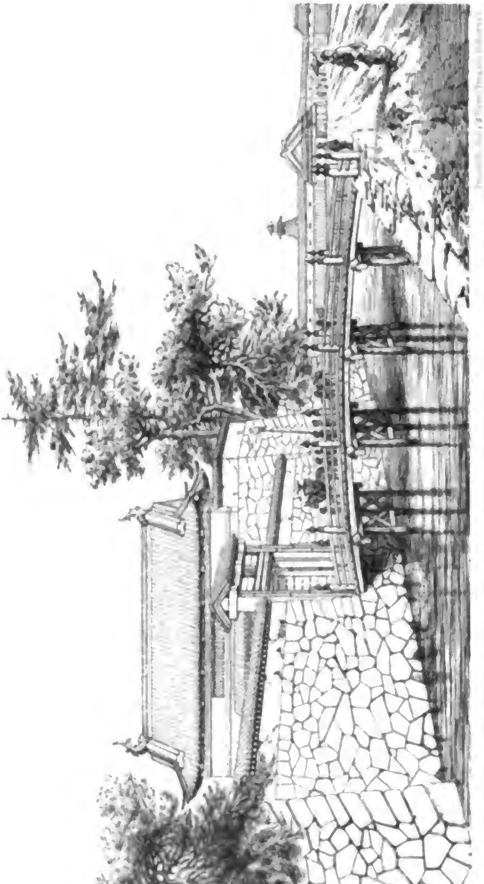
[14]) Alle früheren Mordanfälle in Japan wurden mit der blanken Waffe vollführt; bei dem Angriff auf Ando-Tsus-sima wurden zuerst Schusswaffen gebraucht, ein Umstand, der ihm vielleicht das Leben rettete. Die Bravo's streckten erst durch einen Pistolenschuss einen seiner Trabanten nieder, ehe sie einhieben, dadurch gewann der Minister Zeit aus der Sänfte zu springen; er schlug sich mit grosser Bravour. Von den acht Bravo's blieben sieben auf dem Platze; der achte ist entkommen.

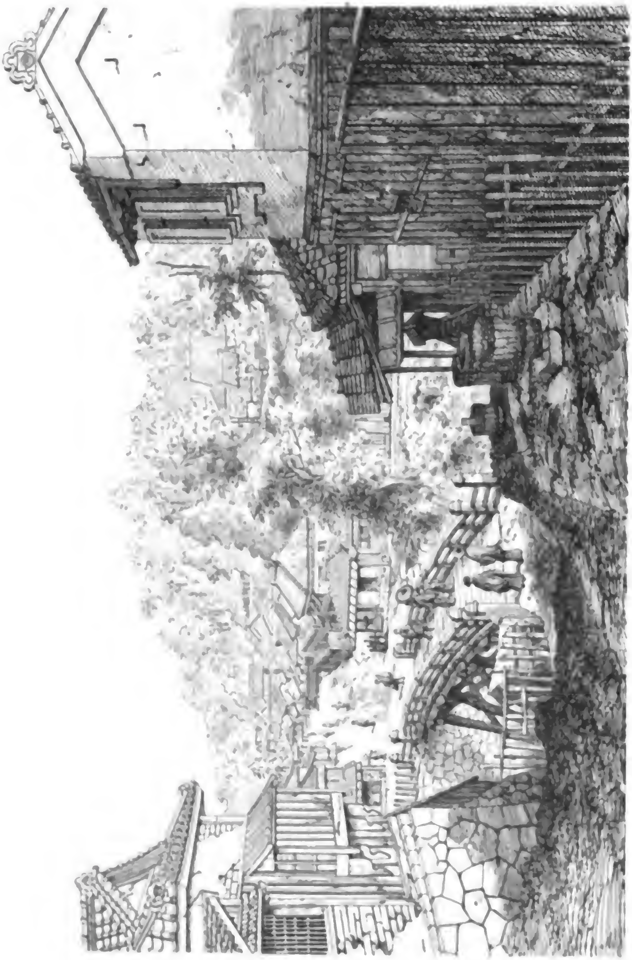
Ende des ersten Bandes.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

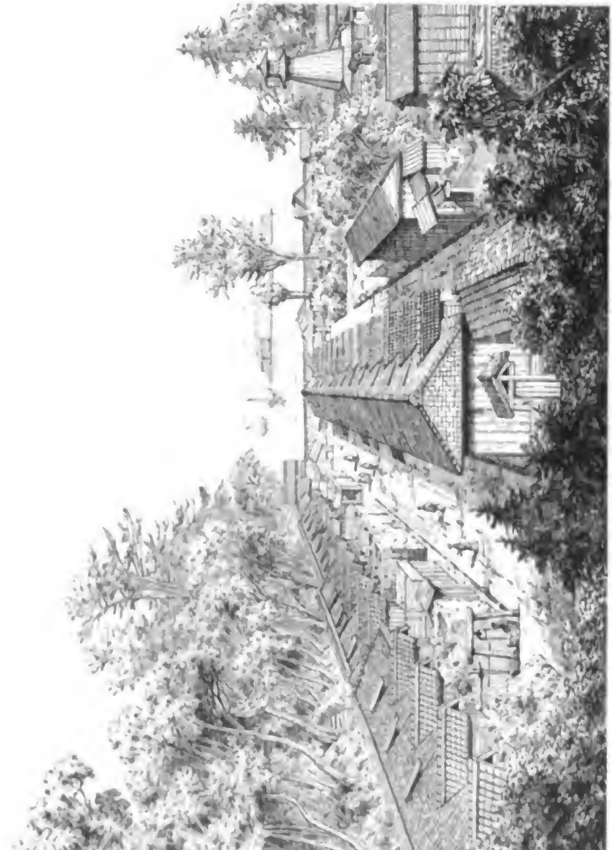






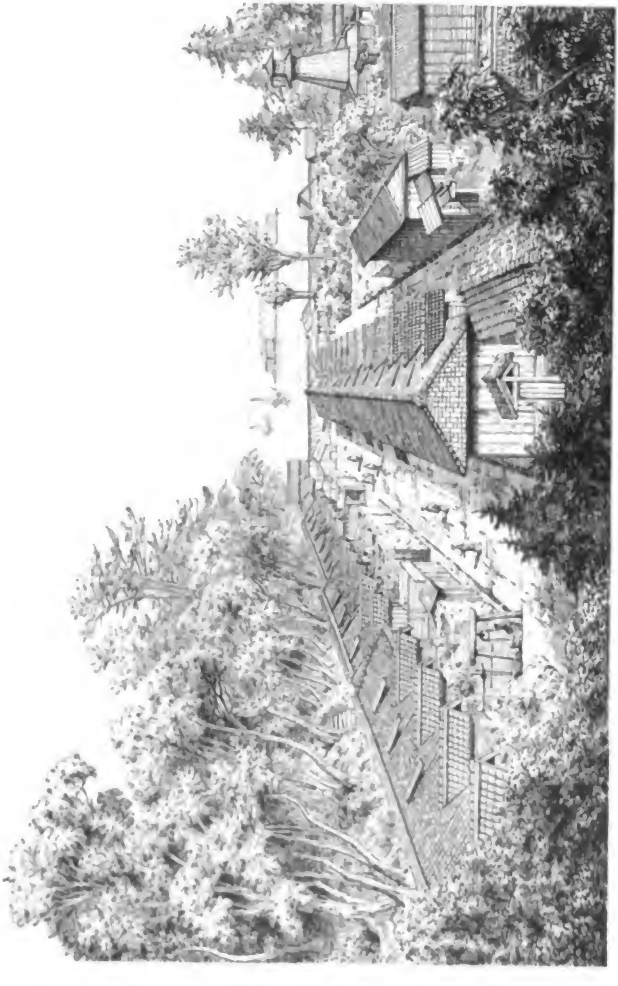








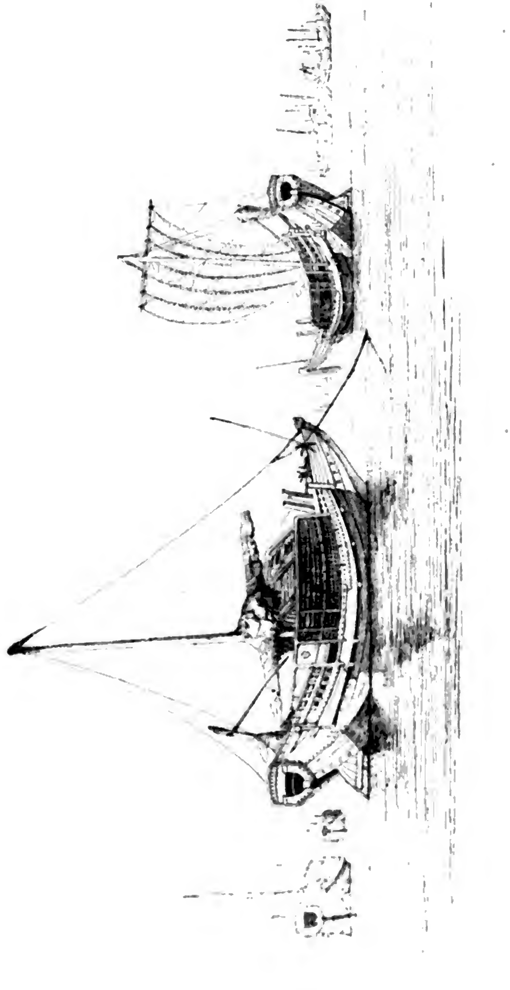










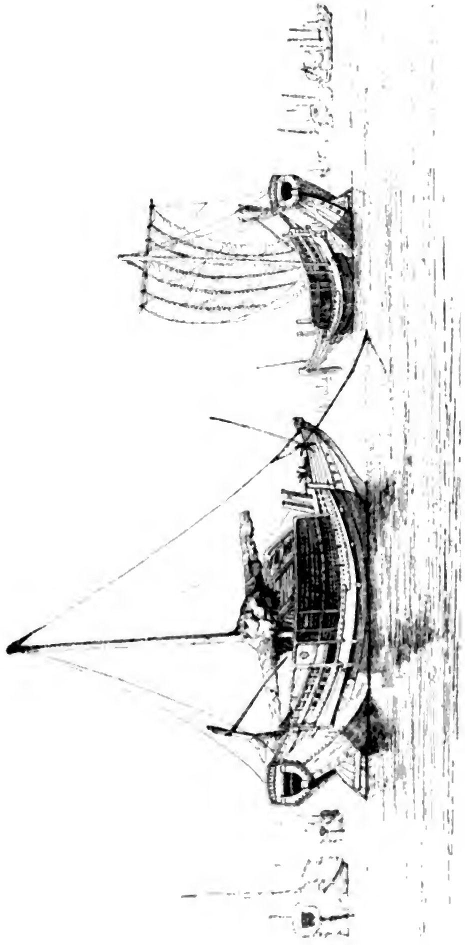


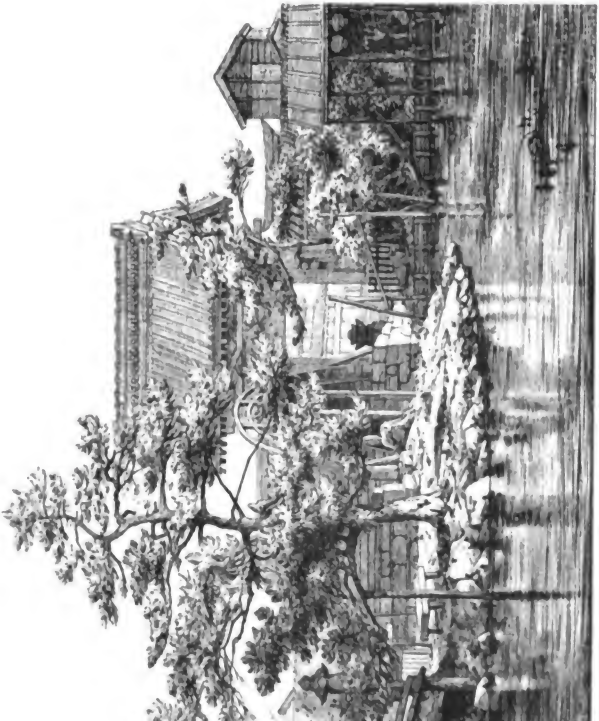








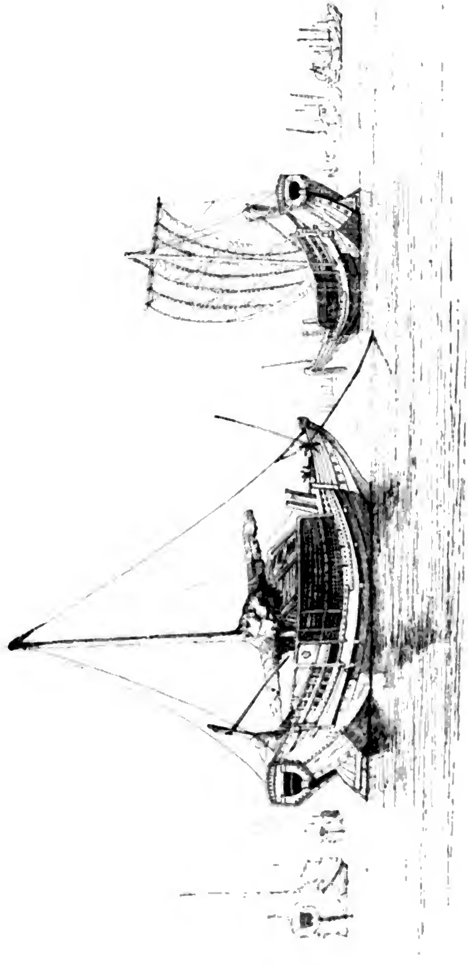


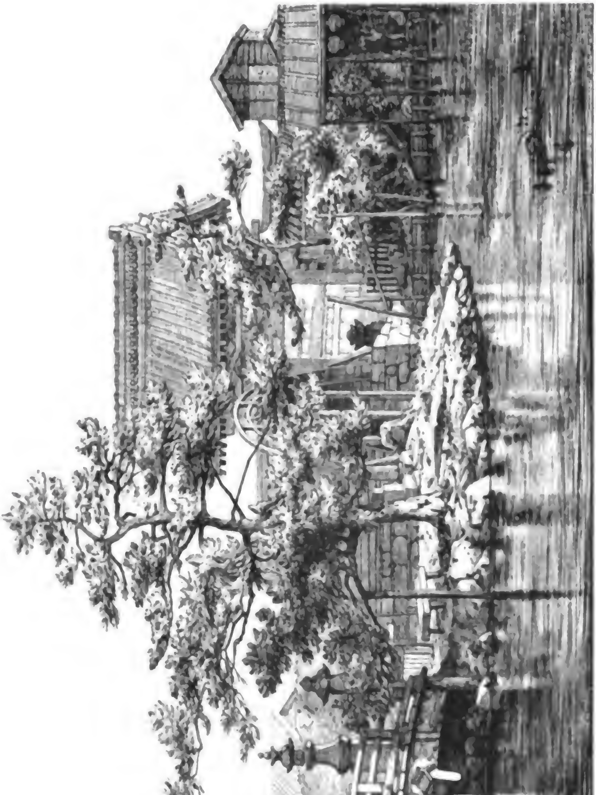


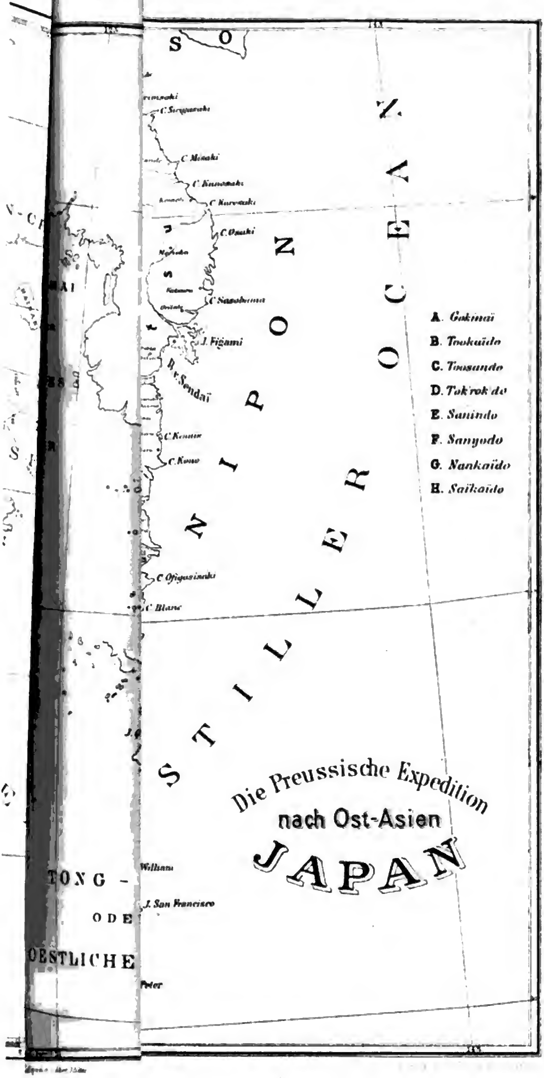




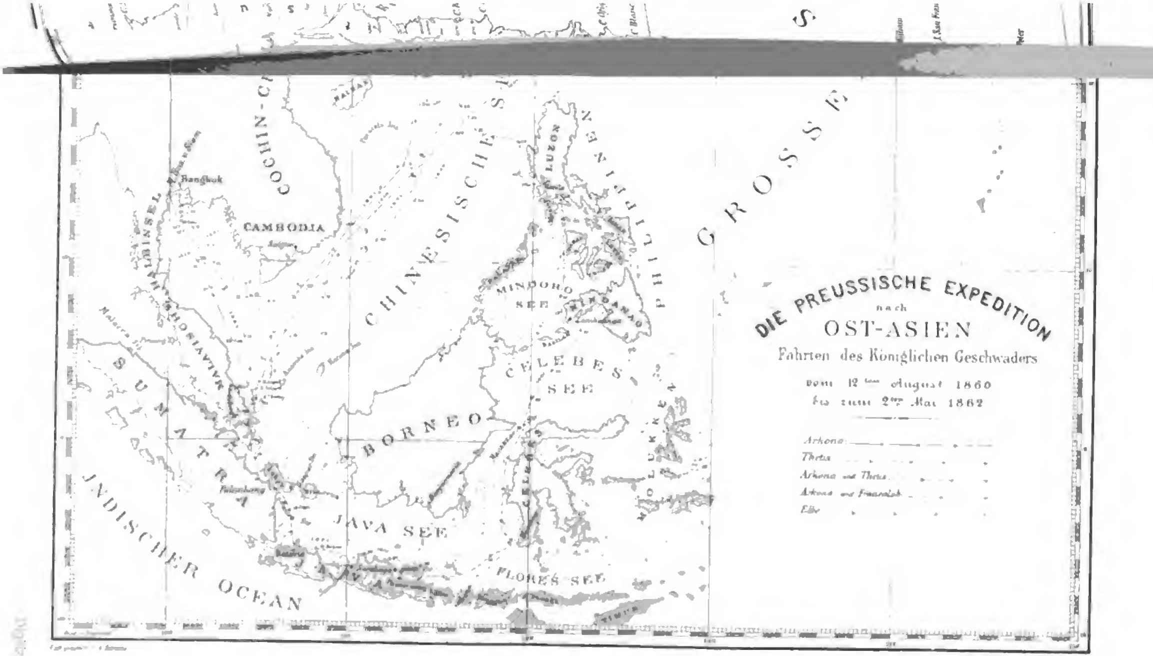








Die Preussische Expedition
nach Ost-Asien
JAPAN
STILLER OCEAN
NIPPON
A. Gokinai
B. Tookaido
C. Toosando
D. Tok'rok do
E. Sanindo
F. Sanyodo
G. Nankaido
H. Saikaido
C. Sasahama
J. Figami
B. Sendai
C. Ofigusinaki
C. Blanc
J. San Francisco
William
Peter
C. Minaki
C. Omaki
TONG - ODE
OESTLICHE



DIE PREUSSISCHE EXPEDITION
nach
OST-ASIEN
Fahrten des Königlichen Geschwaders
vom 12ten August 1860
bis zum 2ten Mai 1862
Arkona
Thetis
Arkona und Thetis
Arkona und Frauenlob
Elbe
GROSSE
CHINESISCHE SEE
COCHIN-CHINA
CAMBODIA
Bangkok
SUMATRA
BORNEO
JAVA SEE
FLORES SEE
CELEBES SEE
MINDORO SEE
LUZON
PHILIPPINEN
MOLUKKEN
TIMOR
Palembang
INDISCHER OCEAN

